

Editorial

Diese Zeitung erscheint anlässlich der 5. Werkleitz Biennale und trägt – ebenso wie das Festival – den Titel „ZugewinnGemeinschaft“. Zusammen mit einer zwölfseitigen Bildbeilage ist sie Ausstellungsdokumentation, Film / Videoarchiv und weiterführendes Textkompodium.

Das vom kuratorischen Team der Biennale gewählte Bezugfeld in Form dreier „Gegenstände“ bestimmt den Rahmen der Zeitung: Rainer Werner Fassbinders Südstaatendrama „Whity“ (1970) thematisiert sexuelle Abhängigkeit und rassistische Gewalt/Gegengewalt in Projektionen auf die USA, deutsche Verhältnisse und spanische Landschaft. Mit den „X. Weltfestspielen der Jugend und Studenten“ in Ost-Berlin organisierte die DDR 1973 ein Fest des jugendkulturellen Internationalismus, das von prominenten Gästen aus aller Welt unterstützt wurde. Und das Statement „Offene Grenzen?“ fragt nach neuen politischen und kulturellen Definitionen angesichts von Machtumschichtungen und Migrationsbewegungen.

Begleitet von einem Gespräch der KuratorInnen, in welchem sie ihre Intentionen und die Realitäten bei Themenwahl und Biennale-Planung erörtern, wurden mehrere AutorInnen zur Diskussion der drei Themen eingeladen. Anhand von „Whity“ konstatiert der Filmhistoriker Marc Siegel eine Form von Auflehnung in den Opferrollen bei Fassbinder. Herman Asselberghs und Dieter Lesage untersuchen die Gründe für die Attraktivität des im Mai 2002 ermordeten Rechtspopulisten Pim Fortuyn. Vaginal Davis beleuchtet in einem autobiografischen Essay Sexualität, Blackness, Rassismus und ihre Faszination für Angela Davis; bevor Boris Buden den Kontrast zwischen der Polit-Ikone Davis und Erich Honecker – Seite an Seite während der „X. Weltfestspiele“ – als Schnitt ins Familienfoto analysiert. Eine Gesprächsrunde zu den Weltfestspielen sowie ein Interview mit der Filmemacherin Ina Alverman beschreiben Wahrnehmung und Auswirkungen dieses Ereignisses.

Die eigenständige Interpretation des Begriffs „Offene Grenzen“ durch transnationale MigrantInnen ist Gegenstand des Texts von Manuela Bojadžiev und Vassilis Tsianos. Dana Diminescu beschreibt die Möglichkeiten von Geschäftsstrategien, Familienanbindung und Gastfreundschaft als „Integration von unten“. Beiden Texten gemein ist die Erkenntnis, dass migrantische Bewegungen längst im positivsten Sinne unabhängig von staatlicher oder industrieller Kontrolle stattfinden.

Die über vierzig am Ausstellungsparcours teilnehmenden KünstlerInnen und Film-/VideomacherInnen entwickelten ihre Arbeiten größtenteils für die Biennale, entlang der Implikationen der drei „Gegenstände“. Sie wurden gebeten, einen Beitrag für diese Zeitung als Erweiterung oder begleitenden Kommentar zu ihren Installationen, Recherchen, ihren festen und bewegten Bildern zu entwerfen. Die Installationen in Werkleitz und Tornitz werden kurz vor der Eröffnung für die Farbbeilage fotografiert.

Auf die über zwanzig Film- und Videoprogramme, Performances und Vorträge wird im Veranstaltungsteil mit kurzen Inhaltsangaben hingewiesen. Dieses Programm kann aus dem dritten Teil der Zeitung herausgenommen und als Orientierungshilfe, später aber auch als Archiv genutzt werden.

Dank gebührt neben den AutorInnen, KünstlerInnen und MitarbeiterInnen auch der Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen-Anhalt, die diese Publikation weit über ihre eigenen Beiträge hinaus unterstützt hat.

Red.: Florian Zeyfang



Inhalt

Kuratorisches Team „Zugewinn/Gemeinschaft“	2
Marc Siegel „Whity“	3
Hermann Asselberghs / Dieter Lesage „Homo politicus. Über den Fall Pim Fortuyn“	12
Vaginal Davis „Es tut uns Leid, aber wir haben keine Zimmer für Ausländer“	16
Boris Buden „Schnitt ins Leere“	17
Gespräch mit Simone Hain, Wolfgang Kil, Robert Lippok, Ina Rossow „Der kurze Sommer der Euphorie“	19
Merle Kröger, Philip Scheffner Interview mit Ina Alverman	25
Manuela Bojadžiev / Vassilis Tsianos „Border Clash“	26
Mabouna II Moise Merlin „Kreuzweg“	30
Rosa „Warum wir hier sind“	31
Dana Diminescu „Die Entinstitutionalisierung der Gastfreundschaft“	33

Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen-Anhalt

Jutta Jahn „A question of gender, or, what you will?“	7
Pavlo Zinchuk „Die Pause“	9
Claudia Hammer „Importware AIDS“	10
Fragebögen	7-10

TeilnehmerInnen

Micz Flor, Merle Kröger, Philip Scheffner „Jetzt sind wir ganz allein, mein Bruder“	4
Manon de Boer „Matrices for a Multitude of Thoughts on Individual Freedom“	6
Janko Vook „Whity Ego-Shooter“	6
Henrik Olesen „Homosexuelle Rechte weltweit“, 2000 (Auszug)	11
Hans-Peter Scharlach „This Land“	11
Martin Conrath / Marion Kreißler „Modell Deutschland“	13
Helen Lee „Cleaving“	14
Sebastian Schädler „Girl Meets Boys“	15
Lunch In The Ashes:	
Jayce Salloum „(As if) Beauty Never Ends“	22
Shelly Silver „Segelt dieses Boot jede Nacht?“	23
Maria Thereza Alves „Ein Jahr später“	23
Merle Kröger „Spiele ohne Grenzen“	24
Madhusree Dutta „UTOPIE: 1973“	24
Christine Lohr / P. Peche „Bildroman“	24
Kreuzberg Museum Berlin „Wir waren die Ersten“	27
theoretisches fernsehen „area tv tal“	28
Helmut und Johanna Kandl „Auf der Insel Bella Lella“	28
Christine Lohr „The Family“	29
Wiebke Grösch / Frank Metzger „Nach Olympia“	29

Claudia Heynen „Flüchtlinge wohnen nicht“	31
Jochen Becker (Dierk Schmidt, Martin Kaltwasser) „Amadeu, letzte Warnung“	35
Fernsehfamilie	35
Jun Yang „Coming Home – Daily Structures Of Life“	36
Theatergruppe des Friedrich-Schiller- Gymnasiums, Calbe, & Micz Flor „Sachsen-Anhalt durch die Galaxis“	36
Philip Horst „I Am In Japan Now!“	45
Els Opsomer „Kosmopolitessen“	45
Lost Nation „Versuch einer Verfassung“	46
Stephan Dillemoth „Lichtmenschen im Sumpf der Sonne“	47
Ashkan Mohammadi Comics	13 / 32 / 48
Veranstaltungsteil	
Programmübersicht	37
Inhaltsangaben zu Filmen / Videos / Vorträgen	
Mittwoch, 31.7.02	38
Donnerstag, 1.8.02	39
Freitag, 2.8.02	40
Samstag, 3.8.02	42
Sonntag, 4.8.02	43
Parcoursübersicht	44
Impressum	47
Liste der TeilnehmerInnen, Dank	48

Das folgende Gespräch wurde von Teilen des kuratorischen Teams aufgezeichnet, um die Herangehensweise an das Projekt Werkleitz Biennale und seine Entwicklung zu beschreiben. An dem Gespräch nahmen teil: Jochen Becker (jb), Reinhild Benning (rb), Robin Curtis (rc), Stephan Geene (sg), Merle Kröger (mk), Holger Kube Ventura (hkv), Philip Scheffner (ps) und Dierk Schmidt (ds). Das Gespräch fand am 26. Mai 2002 in Berlin statt.

Ausgangspunkt

hkv: Bei den vergangenen Werkleitz Biennalen hat mich die Aufteilung in die vier Sparten Kunst – Film/Video – Performance – Internet gestört. Es schien auch so gut wie keine Kommunikation zwischen den beteiligten KuratorInnen zu geben. Bei der 5. Werkleitz Biennale, die ich als künstlerischer Leiter organisiere, sollte deswegen eine Arbeitsgemeinschaft spartenübergreifend an Inhalten entlang agieren, bevor Beiträge ins Auge gefasst wurden. Hierarchieverhältnisse zwischen Kuratierenden und Ausführenden, „Kunst“ und „Nicht-Kunst“ sollten zurückgedrängt werden. Aus diesem Grund hatte ich das nun aktive Team – und noch einige Leute mehr – zu einem vorbereitenden Sommercamp nach Tornitz/Werkleitz eingeladen. Ansatzpunkt für die Diskussionen war ein Themenexposé unter dem Titel „nation/al/ien“. Es ging um Fragen wie: Was wäre eine deutsche Identität? Was bedeutet nationalstaatliche Prägung? Wie kann man über solche Dinge reden, wie sie kritisieren? Drei Tage lang haben wir uns darüber verständigt, was zu einer solchen Thematik nicht geht. Besonders der Titel wurde als wenig konstruktiv empfunden, weil mit „national“/„Nationalien“ gerade das behauptet würde, was kritisiert werden soll. Bei dem Sommercamp ging es nur am Rand um die Biennale selbst.

mk: Ich fühlte mich gar nicht als Kuratorin angesprochen, da du nur Arbeiten von uns kanntest, die keine kuratorischen waren. Es war eine ungewöhnliche Situation, in einer Eigenschaft eingeladen zu werden, die ich mir selbst nicht unbedingt aussuchen würde. Dann saß man Leuten gegenüber, die man zum Teil kannte und die wiederum alle eine eigene Geschichte als OrganisatorInnen haben.

sg: Es ging am Ende um eine recht eigenwillige Form des so genannten Kuratierens, die sich auch manchmal ganz auflöst – wenn nämlich die AusstellungsmacherInnen die Beitragenden sind. Ein „kuratorisches Vorgehen“ ist ja schon an sich was Beknacktes.

jb: Bislang war ich an selbstinitiierten und -organisierten Projekten beteiligt oder habe bei einer Einladung mit anderen gemeinsam versucht, uns als interne Gruppe zu organisieren. Diesmal war es anders: Es gibt ein Team, doch das hat nicht von selbst zusammengefunden.

Nun kennen sich einige durch gemeinsame Praxis recht gut – und müssen sich daher mit der Frage befassen, inwieweit sich so ein dominanter Block einschleicht. Das löst sich nicht auf „natürliche“ Art und Weise, indem halt Einige die Segel streichen. Die vielen Treffen und langen Diskussionen haben schon auch geholfen, die Fragen „Was machen diese Leute? Und was machen wir jetzt zusammen?“ zu klären. Das hat eine Menge Zeit gebraucht. Deshalb finde ich die Gesprächsform als Einleitung adäquat, weil in solchen Debatten Entscheidungen gefallen sind.

ps: Die Thematik, die Holger am Anfang mit „nation/al/ien“ vorgeschlagen hatte, wurde intensiv diskutiert, bevor sie verändert wurde. Dieser Prozess führte zu entscheidenden Fragen: Wenn man ein Projekt macht, das sich schon im Titel mit Begriffen des Nationalstaats beschäftigt – warum ist dann das kuratierende Team durch die Bank „weiß“ besetzt? Warum haben die meisten einen deutschen Pass? Wo sind denn jetzt die „Anderen“ in der Zusammensetzung dieses merkwürdigen Nicht-KuratorInnenteams?

Entweder muss unter einer solchen Überschrift die Zusammensetzung der Gruppe ganz anders sein oder wir verlassen diese klare thematische Zuordnung und versuchen, ein weniger reduziertes Arbeitsfeld zu sehen. Statt zu sagen, „es geht um die Zuwanderung, es geht um Migration und um Ausgrenzung“, bringen wir drei Begriffe oder Felder ins Spiel, bei denen die Mechanismen von Ausgrenzung, Nationalstaatlichkeit oder Rassismus mitschwingen.

ds: Eine weitere Überlegung war aber auch, durch die Anbindung an einen anderen Zeitpunkt – die 70er – zu vermeiden, dass die Summe der Ausstellungsbeiträge zu sehr zu einer Sammlung

von Beispielen wird, die diese momentanen Konfliktlinien illustrieren – sozusagen auch zu einer indirekteren Rede auffordern ...

hkv: Es entstand ein Dreieck. Der erste gefundene Bezug oder „Gegenstand“ war „Whity“, ein relativ unbekannter Film von Rainer Fassbinder. Das war im September 2001, als wir mit unseren wöchentlichen Treffen angingen.

Whity

jb: Es war eine Überlegung, die Renate eingebracht hat: Man solle eher über „Weiß-Sein“ als über „people of colour“ reden, weil wir das „Weiß-Sein“ repräsentieren. Ein weiterer Konflikt ist, dass wir nicht nur einen deutschen, sondern sogar durchgehend einen westdeutschen Pass haben – bis auf Robin, die Kanadierin ist – und dass Westdeutsche in ostdeutsche Länder ziehen und da den Rassismus thematisieren. Wie kommt das, wie macht man es vor Ort deutlich und wie geht man mit Fragen der „Beglückung“ von einer ländlichen Bevölkerung durch Leute um, die eher metropolenorientiert sind? Daraus entstand die Idee, mit Themenfeldern eine gewisse Breite abzudecken. Fassbinder zum Beispiel – wie weit funktioniert das im ostdeutschen Kontext; ist „Whity“ ein Resonanzboden, mit dem man quer durch verschiedene Felder operieren und so die erwähnten Konflikte vermeiden kann?

mk: Wenn wir die heutige Situation in Deutschland nicht nur als Thema abhandeln wollen – wie es ein paar Kunstaktionen oder Ausstellungen tun –, sondern als ein Feld betrachten, dann müssen wir in die BRD und die DDR zurückgehen. Wir müssen uns die Entwicklungen des gesellschaftlichen Klimas, die Atmosphären angucken, die jene Situation, wie wir sie jetzt vorfinden, stark beeinflusst haben. Hinter „Whity“ steht der ganze Fassbinder-Kontext und der hinterfragt die Gesellschaft, in der ich groß geworden bin – die BRD. Fassbinder hat sich auf eine vielschichtige Weise mit diesem Klima beschäftigt.

Die Weltfestspiele

ps: Das ist ähnlich bei dem zweiten „Gegenstand“, den „X. Weltfestspielen der Jugend und Studenten“ in Ost-Berlin 1973. Beides sind zwei recht seltsame Icons. Keiner von uns hatte „Whity“ gesehen, keiner war bei den Festspielen. Wir haben diese beiden „Ereignisse“ als Ausgangspunkt für eine Untersuchung herangezogen. Wir haben uns „Whity“ angeguckt und waren irritiert: Was steckt da drin und was kann man damit machen? Bei den Weltfestspielen war es genau so. Letztendlich sind durch die Recherche verschiedene Schnittmengen zwischen diesen und dem dritten Themenfeld – „Offene Grenzen?“ – entstanden.

rc: Auf diese Weise hatten wir zwei Objekte, die in den Anfängen der 70er angesiedelt waren, und konnten damit folgende Problematik vermeiden: Seit den späten 80ern gibt es zwar ein bestimmtes Bewusstsein für Postkoloniale Theorie, das hat aber in Deutschland kaum eine Rolle gespielt. Kulturelle Konflikte in der Bundesrepublik wie Rassismus, aber auch Utopien, die mit dem Zusammentreffen von Kulturen zu tun haben – beides wurde nicht thematisiert.

Die Weltfestspiele, die wir alle, weil zu jung, nicht kennen, sind früher angesiedelt – so auch „Whity“. Wir mussten uns mit dem Umgang von damals und dem Bewusstsein, dass es eine längere Geschichte gibt, als man sonst annimmt, auseinander setzen. Den Kontext von damals können wir allerdings nur rekonstruieren.

„Whity“ ist eigentlich ein wunderbares Beispiel für eine solche Annäherung. Der Film ist nicht leicht zu finden, er wird selten gezeigt, ist schlecht zugänglich. Beispielsweise ist „Whity“ nicht auf PAL erhältlich. Das ist interessant: Warum gibt es diesen Film nicht „passend zum hiesigen System“?

jb: Die Weltfestspiele sind ähnlich unsichtbar. Im Zeitgeschichtlichen Forum Leipzig, einer Filiale des Deutschen Historischen Museums in Bonn,

werden einem die Verbrechen der DDR vorgeführt. Doch die euphorisch stimmenden Weltjugendfestspiele fehlen, jedenfalls hab ich sie nicht gesehen in dieser Masse von DDR-Revanchismus. Ich kannte ja nur Brocken. Fragt man Leute aus dem Osten, ist das dagegen extrem präsent.

Es geht dabei nicht um die Freude an Seltsamkeiten, die noch niemand entdeckt hat und worauf ich meinen Stempel setzen könnte, sondern um die Rekonstruktionsarbeit an der Bedeutung.

sg: Die Wahl der drei Gegenstände ist wirklich willkürlich, und es hat etwas Exzentrisches, eine Ausstellung darauf aufzubauen. Aber so wird klar, dass dieses Projekt nicht mit einer Theorie beginnt, sondern Material bildet. Die Elemente funktionieren eher in der Zusammensetzung. Es gibt die zwei Elemente aus den 70er Jahren, das dritte Element liegt auf einer anderen Ebene. Die drei ergeben zusammen eine allerdings eher schiefe Ebene, die etwas öffnet, weil wir sie als Einstieg und nicht als ein Ergebnis wollten.

hkv: Die Weltfestspiele stellten eine Projektionsfläche für positive Entwürfe von „Gesellschaft“ und „Gemeinschaft“ dar – „Internationalismus“ z.B. war ein Wort, das untersucht werden sollte, da der Begriff als Projektionsfläche für eine Linke in der BRD getaucht hat.

sg: Die verschiedenen Projektionen laufen gegeneinander. Man braucht sich nur Angela Davis neben Honecker vorzustellen, um sich den Aberwitz des Ereignisses „Weltfestspiele“ zu vergegenwärtigen: Black-Panther-68er-Liberation gegen den steifen Bürokratismus der DDR-Administration oder gegen die pathetische antifaschistische und internationalistische Linie. Und was Fassbinder allgemein und „Whity“ speziell angeht, so finde ich auch da vieles höchst ambivalent. „Whity“ ging als ein Versuch, aus irgend so einem Dissidenten-Projekt des Antitheaters Mainstream-Kino zu machen, gründlich schief.

Der Anfang der 70er Jahre – das ist ein Zeitbezug, der für mich viele komplizierte Bezüge herstellt. Vielleicht hat 1989 die Nachkriegsnarkose beendet und das Ausmaß sichtbar gemacht, in dem

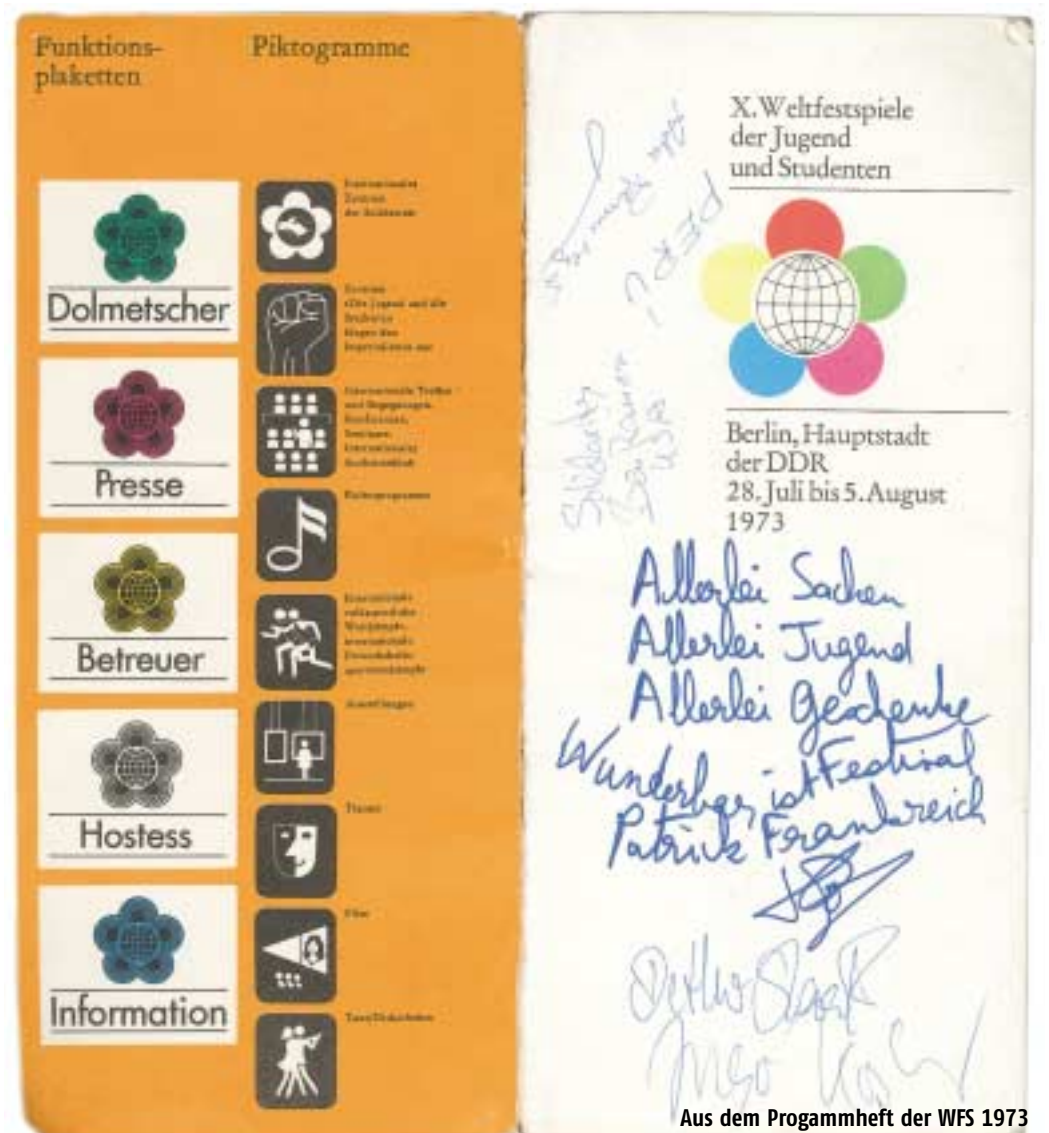
Geschichte sich ereignet. Anfang der 70er Jahre war es nicht absehbar, was aus den Revolutions- bzw. Reformbewegungen der 60er Jahre werden, dass diese Bewegung so versanden würde. Trotzdem sieht man bei Fassbinder schon damals einen sehr skeptischen Politizismus, der im Endeffekt Politik eher auf der Ebene von Sexualität ansiedelt und dort beispielsweise ganz selbstverständlich Zwangsheterosexualität „abschafft“.

ds: Es bleibt die Frage, wie denn die drei Gegenstände präsent gemacht werden können. Das gilt z.B. für die Weltfestspiele: Werden wir die als Stellvertretung für „Internationalismus“ darstellen? Verlassen wir uns auf die Archive, die es gibt? Oder auf die Fanartikel, Relikte dieser Veranstaltung, vielleicht sogar in Form eines Fanzines? Oder stellen wir die Weltfestspiele und ihren Kontext eher in ihren ökonomischen oder politischen Vernetzungen dar? Kommentieren wir? Wie selektieren wir? Wie kristallisieren wir heraus, was uns an der Veranstaltung interessiert? Bekunden wir eine Faszination, eine Zuneigung zu dieser Veranstaltung, wenn sie denn vorhanden ist? Wenn ja, wie vermeiden wir eine Romantisierung? Fragestellungen, die uns – gerade da „Whity“ und Weltfestspiele eher unbekannt sind – eine Verantwortung zuteilen.

Offene Grenzen?

ps: Es entsteht nun der Eindruck, dass der dritte Begriff „Offene Grenzen?“ eine Art Schnittmenge der beiden anderen Themenfelder im Heute ist. Nach meinem Verständnis haben wir „Offene Grenzen?“ aber als Frage – plus Forderung – formuliert und strukturell als aktuellen, konkreten Bezug zu offenen Staatsgrenzen gesehen.

sg: Ich denke, dass sich das zunehmende, auch zunehmend öffentliche Bewusstsein – dass man in anderen nationalen Gebilden lebt, dass Migration ein wesentlicher Bestandteil des transnationalen Gebildes Mitteleuropa ist, inklusive der drohenden Rückschlägen und Neofaschismen – in vielen Projekten abbilden wird.



Aus dem Programmheft der WFS 1973

IRGENDWO, EINE ZÄRTLICHKEIT ÜBER FASSBINDERS „WHITY“

von Marc Siegel

Die erste Einstellung in Rainer Werner Fassbinders Cinemascope-Western-Melodram „Whity“ (1970) ist ein Standbild des mit einem weißen Anzug bekleideten schwarzen Körpers der Titelfigur. Sie liegt mit dem Gesicht im Matsch, die Hand umklammert eine rote Rose. Während der Vorspann über Whitys Körper läuft, hört man Peer Rabens Eröffnungssong „I Kill Him“ – von dem Darsteller Whitys, Günther Kaufmann, gesungen. Am Ende der Szene, in der der Mulattensklave Whity von einem Haufen rüpelhafter Cowboys zusammengeschlagen und aus dem Saloon der Kleinstadt geworfen wird, taucht dieses Bild wieder auf. Whity war in die Kneipe gekommen, um seine weiße Geliebte Hanna (Hanna Schygulla), die Sängerin des Saloons und örtliche Hure, zu treffen. Als er den Raum betritt, singt ihm Hanna ein Lied. Sie geht langsam auf ihn zu, überreicht ihm eine Rose, setzt sich auf seinen Schoß und küsst ihn, nachdem sie das Lied zu Ende gesungen hat, auf den Mund. Die Aufmerksamkeit, die sie ihm schenkt, stört die weißen Dorfbewohner im Saloon. Besonders einen von Fassbinder gespielten schroffen Typen an der Bar, der sagt, „Es reicht!“, und die anderen mit den Worten aufstachelt „Seid Ihr alle feige?“. Angeführt von diesem Cowboy kommt es zu der Prügelei, bei welcher Whity keinerlei Widerstand leistet. Diese Szene endet mit der bereits beschriebenen Nahaufnahme von Whitys geschundenem schwarzen Körper, das Gesicht im Dreck und Hannas rote Rose in der Hand.

I Kill Him

Fassbinders Figuren werden häufig verprügelt oder niedergeschlagen. Viele der Bilder, die einem im Kopf bleiben, sind die von Körpern, die misshandelt oder aus der Wohnung geschmissen wurden oder erschöpft von Alkohol und Drogen vor unseren Augen dem Tod überlassen werden. Einige meiner Lieblingsszenen: Am Anfang von „In einem Jahr mit dreizehn Monden“ wird die Transsexuelle Elvira (Volker Spengler) verprügelt, als sie in einem Frankfurter Park auf der Suche nach Sex ist. Am Ende des Films bricht sie tot auf ihrem Bett zusammen. Zum Schluss von „Faustrecht der Freiheit“ liegt der von Fassbinder gespielte Homosexuelle Franz Biberkopf, auch Fox genannt, tot in einer U-Bahnstation, seine Leiche wird von zwei Jungs geplündert. Und am Ende von „Der Händler der vier Jahreszeiten“ säuft sich der Obstverkäufer Hans (Hans Hirschmüller) vor den Augen seiner Familie und Freunde zu Tode – er bricht auf einem Tisch in einer Bar zusammen. Die Geschichten, in die diese Szenen eingebettet sind, handeln sehr ausführlich von unterschiedlichen Formen des Betrugs, von Doppelspielen oder halbseidenen Geldgeschäften, die regelmäßig dazu führen, dass sich jemand umbringt, aus der Wohnung geworfen, zusammengeschlagen oder umgebracht wird.

Was besonders auffällt an Fassbinders Geschichten von Missbrauch und sozialer Ungerechtigkeit, ist, dass seine Figuren, die häufig einer unterdrückten gesellschaftlichen Minderheit angehören, Frauen, Schwarze, AusländerInnen, Homosexuelle oder ArbeiterInnen sind, kein Selbstmitleid zeigen. Sie beschweren sich kaum über die ihnen zugefügten sozialen Ungerechtigkeiten, einige scheinen sie sogar zu genießen. Der Sklave Whity zum Beispiel bietet bereitwillig an, seinen schwarzen Körper von seinem weißen Herren auspeitschen zu lassen – anstelle des weißen Sohns. In seinem Gesicht spiegelt sich Lust ebenso wie Schmerz. Thomas Elsaesser bemerkt, dass im Zusammenhang mit Fassbinders Darstellung von gesellschaftlichen Außenseitern häufig von Opfersein gesprochen wird. Tut man dies, so Elsaesser, müsse man Opfersein bei Fassbinder nicht als Problem, dem die Figuren zu entkommen suchen, begreifen, sondern bereits als „Lösung“. In seinen Worten ist Opfersein bei Fassbinder „ein Mittel, um die Dialektik von Unterdrücker und Unterdrücktem neu zu positionieren und die Komplizenschaft in den Machtkämpfen um Geschlechter- und Klassenidentität zu verweigern. Einige Protagonisten Fassbinders suchen Befreiung und Integrität nicht ausserhalb der vorgegebenen Geschlechter- und Klassenschranken, sondern indem sie die Ausbeutung von innen leben. (...) Was als Resignation oder bloße Selbstübergabe erscheint, begründet tatsächlich eine andere Wahrheit des Ich-Gefühls und korrespondiert auf diese Weise mit einer anderen – geschlechtlich anders bestimmten und in der gegenwärtigen



„Irgendwo, ist eine Zärtlichkeit, die hat keinen Raum in den Köpfen dieser Menschen.“¹

Gesellschaft unlebbar – Ethik. Der Tod, so unerträglich sinnlos er auch scheinen mag, ist für sie keine Niederlage, sondern der Ort des Gedankens an einen Sieg, der noch aussteht.²

Indem er seinen ProtagonistInnen einen Fluchweg jenseits der Grenzen von Geschlecht, Klasse und „Rasse“ verweigert, zwingt Fassbinder seine Figuren, die Möglichkeiten des Widerstands von innen auszuloten. Wir können Elsaessers Beobachtung vielleicht ausweiten und sagen, das Radikale an Fassbinders Politik der Marginalität besteht in der Kritik des Außen. Mit Außen meine ich die utopische Vorstellung eines Raums jenseits der Unordnungen von „Rasse“, Klasse, Geschlecht und sexueller Ungerechtigkeit, von dem aus die bestehenden Machtverhältnisse kritisiert werden könnten. Fassbinders Kritik an einem Außen könnte auch einer der Gründe sein, weshalb seine Darstellung von Minderheiten bei Liberalen nicht so gut ankommt. Michael Hardt und Antonio Negri schreiben: „Das Ende des Außen ist das Ende liberaler Politik.“ Liberale Politik, so ihr Argument, hänge von der klaren (modernen) Trennung zwischen Innen und Außen ab, wobei Außen als der richtige Ort der Politik begriffen werde, dort, „wo wir in der Gegenwart anderer handeln“³. Doch angesichts der Transformationen des globalen Kapitals und der weltweiten Ausbreitung der Kommunikations- und Informationsnetze kann das Außen nicht mehr so einfach vom Innen unterschieden werden. Für Hardt und Negri ist „die moderne Dialektik von Innen und Außen ersetzt worden durch ein Spiel der Abstufungen und Intensitäten, der Hybridität und Künstlichkeit“.

Wer braucht Intrigen?

„Whity“ spielt in einer desolaten Kleinstadt im amerikanischen Westen des Jahres 1878. Der Film erzählt die Geschichte der Familie Nicholson: des brutalen Patriarchen Ben Nicholson, seiner verwöhnten, perversen zweiten Ehefrau Katherine, seiner beiden Söhnen aus erster Ehe, des Homosexuellen Frank und des geistig behinderten Davie, Nicholsons Sklaven Whity, der auch sein unehelicher Sohn ist, und Whitys schwarzer Mutter.⁴ Whity ist für die Familie sowohl das Objekt der Begierde als auch der Verachtung. Jedes Mitglied

der Familie versucht ihn zu verführen und bittet ihn, bei der Ermordung Ben Nicholsons zu helfen mit dem Ziel, alleiniger Erbe von Nicholsons Nachlass zu werden. Obwohl sich Whity bereitwillig und ohne Widerstand ihrem Spott und Missbrauch aussetzt, reagiert er mit Schweigen auf ihre erotischen und gewalttätigen Zudringlichkeiten. Nachts trifft er sich mit Hanna entweder im Saloon oder in ihrem Schlafzimmer, das er pflichtbewusst durchs Fenster betritt, nachdem er geduldig gewartet hat, bis ihre letzten Kunden gegangen sind. Hanna versucht ihn zu überzeugen, die Stadt und diese schreckliche Familie, die ihn missbraucht, zu verlassen. Doch Whity besteht darauf zu bleiben. Am Ende ermordet er alle Mitglieder der Familie und flieht. In der Schlusseinstellung sieht man ihn und Hanna in der Wüste, wo sie ohne ausreichenden Wasservorrat mit Sicherheit verdursten werden.

„Whity“ war der erste Film, den Fassbinder außerhalb Deutschlands drehte, und er markierte aus diesem Grund einen deutlichen Bruch zu seinen früheren Arbeiten. Dank des Geldes, das die Gruppe „Antitheater“ mit der Verleihung des Bundesfilmpreises für den Film „Götter der Pest“ erhielt, konnte sie sich ein Budget leisten, das mehr als drei mal so hoch war wie das der vorhergehenden Filme.⁵ Laut Kurt Raab schlug der Schauspieler Ulli Lommel, der erstmals interessiert war, als Produzent zu fungieren, Fassbinder vor, in Spanien zu drehen.⁶ Fassbinder war sofort einverstanden und entwickelte schnell die Geschichte des Mulattensklaven bei einer weißen Rancher-Familie, zum Teil auch, um seinem damaligen Liebhaber

Günther Kaufmann eine Hauptrolle zu verschaffen. Weit weg in Spanien zu drehen passte auch perfekt zu Fassbinders Plan, Kaufmann von seiner Frau und seinen Kindern in Bayern wegzulocken. „Whity“ wurde in und um Almeria gedreht, in derselben Gegend Andalusiens, in der viele Italo-Western produziert wurden. Ähnlich wie diese macht „Whity“ Anleihen beim Hollywoodfilm, besonders bei „Weint um die Verdammten“ von Raoul Walsh und Josef von Sternbergs „Marokko“. Fassbinder tat dies schon in seinen früheren Filmen, wo er Genremotive Hollywoods, besonders aus Gangsterfilmen, in die damalige städtische Umgebung Münchens versetzte. Jene Filme legten einen sachlichen Realismus an den Tag, der durch die künstliche Schauspielweise des „Antitheaters“ eine kritische Komponente erhielt. „Whity“ war jedoch Fassbinders erster Film, der ganz und gar im ausladenden Stil eines Hollywood-Kostümfilm gehalten wurde, und daher der erste mit umfassendem und ineinander greifendem Kostümbild und Produktionsdesign.⁷

Bei der Premiere auf der Berlinale 1971 waren sowohl die KritikerInnen als auch das Publikum von „Whity“ völlig überrascht. Der Film war ein totaler Flop und kam weder ins Kino noch ins Fernsehen. Er gilt noch immer als Fassbinders erfolglosester Film.⁸ Die KritikerInnen machten damals die Fremdartigkeit des Films für sein Scheitern verantwortlich: das Western-Setting, die Kostüme, das Bühnenbild und das wunderschöne Cinemascope-Technicolor. Während Fassbinders frühere Filme als für die deutsche Gesellschaft dieser Zeit unmittelbar relevant rezipiert wurden,

¹ Rainer Werner Fassbinder, „Whity“, in: Rainer Werner Fassbinder: *Werkschau*, hg. von der Rainer Werner Fassbinder Foundation, Berlin: Argon Verlag, 1992, S. 80.

² Thomas Elsaesser, *Rainer Werner Fassbinder*, Berlin: Bertz 2001, S. 401f.

³ Michael Hardt und Antonio Negri, *Empire*, Frankfurt/Main und New York: Campus Verlag, 2002.

⁴ Vielleicht sollte ich „geschwärzte Mutter“ sagen, da ihr Gesicht geschwärzt scheint. Die Gesichter der Söhne sind aufgehellt, während die von Whity und den anderen Figuren nicht nennenswert verändert zu sein scheinen. Der Film zeigt daher Hautfarbe in Abstufungen. Kann man dies als eine weitere Art und Weise verstehen, in der sich Fassbinder weigert, seinem Publikum eine Geschichte sozusagen in Schwarz und Weiß zu erzählen und in der er statt dessen rassische Unterschiede als ein Spiel von Abstufungen und Intensitäten präsentiert?

⁵ „Antitheater“ ist der Name des Künstlerkollektivs, mit dem Fassbinder seit 1968 lebte und arbeitete. Die Gruppe produzierte Theaterstücke und Filme unter diesem Namen bis zu ihrer Auflösung bzw. Neustrukturierung im Jahre 1971.

⁶ Siehe Raabs wunderschönen, im Plauderton gehaltenen Bericht über „Whity“ in seinem Buch: Kurt Raab und Karsten Peters, *Die Sehnsucht des Rainer Werner Fassbinder*, München: Bertelsmann, 1982, S. 150-156.

⁷ Interessanterweise gewann Kurt Raab, der Ausstatter, für „Whity“ einen Bundesfilmpreis.

⁸ Er ist jedoch der erste Film von Fassbinder, der in den USA auf DVD erschien.

zeigte „Whity“, mit den Worten des Kritikers Alf Brustellin, eine „nunmehr vollkommene Sekundärerfahrung“⁹. Die Weigerung, „Whity“ eine aktuelle Bedeutung zuzuschreiben – obwohl diese Einschätzung heute schwer nachvollziehbar ist –, durchzieht einen Großteil der Literatur über Fassbinders Filme. So bringt Anna Kuhn eine typische Haltung zum Ausdruck, wenn sie „Whity“ als „ein in sich geschlossenes Melodram ohne Kritik an der deutschen Nachkriegsgesellschaft“¹⁰ beschreibt.

Der mangelnden Anerkennung des Films in der Sekundärliteratur steht die fast einzigartige Bedeutung, die der Film für Fassbinder und seine MitarbeiterInnen hatte, gegenüber. Kurt Raab beispielsweise betrachtet den Film als „so etwas wie einen Schlüsselfilm für mich, nicht von Form und Inhalt her, sondern weil sich mir Verhaltensformen bei Fassbinder eröffneten, die mir bis dahin verborgen geblieben waren“¹¹. Auch für Fassbinder war der Film von zentraler Bedeutung, nicht aufgrund des hohen Budgets oder des groß angelegten Hollywood-Genrelooks, sondern weil die Produktion ihm einen Blick in die persönlichen Beziehungen innerhalb des „Antitheater-Kollektivs“ ermöglichte. In einem Interview sagte er:

„Mir war nicht so wichtig, dass es ein Western war und ein Film mit einem großen Budget. Es ging darum, dass zum ersten Mal die Gruppe von außen betrachtet werden konnte ... Es wurde klar, dass viele Beziehungen, an die man glaubte, nicht länger existierten oder auf andere Weise existierten, als man dachte. In München war alles sehr schnell. Es war verrückt, zehn Filme in einem Jahr. Man war ständig beschäftigt. Draußen in Spanien gab es eine Art Kristallisation, einige Beziehungen stellten sich als nicht existent heraus und andere hatten sich grundlegend verändert ... Vielleicht ist das das Wichtigste an diesem Film.“¹²

Außerhalb des Landes, erstmals getrennt von ihrer üblichen Arbeitssituation, konnten Fassbinder und sein Team eine Sicht auf ihre Gruppendynamik entwickeln. Diese Erfahrung und der Blick von außen waren für Fassbinder das Entscheidende. Sie führten dazu, dass er nicht nur die Arbeits- und Lebenssituation des „Antitheater“-Kollektivs neu strukturierte, sondern auch „den Traum des Kollektivs“ insgesamt in Frage stellte.¹³ Dieser Traum war der eines Außen – aber im Inneren –, eine Art utopischer Raum, in dem man durch das eigene

Leben und die eigene Arbeit die bestehenden Machtverhältnisse kritisieren konnte. In diesem Sinne gewährte der Blick von außen auf die Gruppe Fassbinder einen Blick auf das Außen selbst.

Goodbye, my love, goodbye

bt: „Es geschieht sehr selten, dass sich deine Personen wirklich gegen die Verhältnisse, unter denen sie leben, auflehnen, aber in ‚Whity‘ geschieht es, das rötet der Sklave seine Herren und flieht.“

rwf: „Aber in Wirklichkeit wendet sich ja der ganze Film gegen den Neger, weil er die ganze Zeit zögert und sich nicht gegen die Ungerechtigkeiten verteidigt. Zum Schluss schießt er zwar die Leute nieder, die ihn unterdrückt haben, aber danach geht er in die Wüste, wo er dann auch stirbt, weil er zwar viel erkannt hat, aber nicht zu handeln vermag. Er versteht seine Situation, aber er handelt nicht danach. Er geht in die Wüste, weil er nicht wagt, die vollen Konsequenzen zu ziehen. Ich finde es okay, dass er seine Unterdrücker ermordet, aber es ist nicht okay, dass er danach in die Wüste geht, denn damit akzeptiert er halt doch die Übermacht der anderen. Wenn er wirklich an seine Handlung geglaubt hätte, dann hätte er sich mit anderen Unterdrückten solidarisiert, hätte sich mit ihnen zusammengesetzt, und dann hätten sie gemeinsam handeln können. Die Einzelaktion, zum Schluss des Films, ist keine Lösung, und deshalb richtet sich der Film zum Schluss auch gegen den Neger.“¹⁴

Im Gegensatz zur ersten Einstellung, die Whitys geprägten Körper zeigt, endet der Film mit dem Bild von Whitys aufrechtem Körper, wie er mit Hanna in der Wüste tanzt. Natürlich tanzen sie in vollem Bewusstsein ihres nahenden Todes. Dass sie wissen, dass sie sterben werden, ist bereits durch den einzigen Satz, der in dieser Szene gesprochen wird, klar gemacht worden. Hannas nüchterne Reaktion auf die Tatsache, dass Whity den verbliebenen Rest Wasser trinkt und über seinen Körper schüttet, lautet: „Es ist dir doch klar, dass wir jetzt verdursten.“ Whity antwortet nicht darauf. Dann toben beide gemeinsam im Sand, stehen irgendwann wieder auf und beginnen zu tanzen, als seien sie durch die Schlussmusik dazu veranlasst worden. Das Lied unterstreicht die Unmöglichkeit ihrer Liebe, ihrer Suche nach einer gemeinsamen Zukunft irgendwo dort draußen:



R.W. Fassbinder in: „Schatten der Engel“, Regie: Daniel Schmid, 1975

„It doesn't go together. Your way of life and mine ... Goodbye, my love, goodbye.“

Diese komplexen und wunderschönen Schlussbilder von „Whity“ vermitteln eine Zärtlichkeit, die nur kurz in anderen Momenten des Films aufflackert, vor allem im Zusammenhang mit Hanna und Whity oder Whity und Davie. Indem ich den Unterschied zwischen Whitys geschundenem Körper zu Beginn des Films und seinem aufrechtem Körper am Ende hervorhebe, möchte ich keineswegs nahe legen, „Whity“ erzähle die Geschichte einer gegliückten Auflehnung. Auch verstehe ich die Wüste nicht als „ein Irgendwo, für eine Zärtlichkeit, die ... keinen Raum in den Köpfen dieser Menschen“ hat. Stattdessen betrachte ich die kom-

plexen Informationen dieser abschließenden Bilder – die aufrechten Körper, den Ausdruck von Zärtlichkeit, ihre Ausweglosigkeit, und die Tatsache ihres bevorstehenden Todes – als Fassbinders Weg, die Unmöglichkeit eines einfachen Ausen im Gegensatz zu der Gewalt sozialer und rassistisch-motivierter Unterdrückung, die der Film zeigt, zu vermitteln. In seinen Worten: „Man muss den Menschen zeigen, dass sie Widerstand leisten können, ohne in der Wüste zu landen.“¹⁵

Marc Siegel promovierte in Filmwissenschaft an der University of California, Los Angeles (UCLA). Er ist zur Zeit Artist-in-Residence im Podewil, Zentrum für Aktuelle Kunst, Berlin

⁹ Zitat in: Bernd Eckhardt, *Rainer Werner Fassbinder, In 17 Jahren 42 Filme – Stationen eines Lebens für den deutschen Film*, München: Heyne Verlag, 1982, S. 92.

¹⁰ Vgl. Anna Kuhn, *Rainer Werner Fassbinder, The Alienated Vision*, in: *New German Filmmakers*, hg. von Klaus Phillips, New York: Frederick Ungar Publishing, 1984, S. 87-88. Thomas Elsaesser hat eine Verschiebung bei den Interpretationen von „Whity“ ausgelöst. Er zeigt die Verbindungen zu den sonstigen Interessen Fassbinders auf und interessanterweise auch die thematische Verbindung zu Pier Paolo Pasolinis Film „Teorema“, der ein Jahr zuvor gemacht und damals als relevant und aktuell rezipiert wurde. Siehe Elsaesser, a.a.O., S. 273.

¹¹ Raab und Peters, a.a.O., S. 150. Die Fassbinder-Biografie des Schauspielers und Regieassistenten Harry

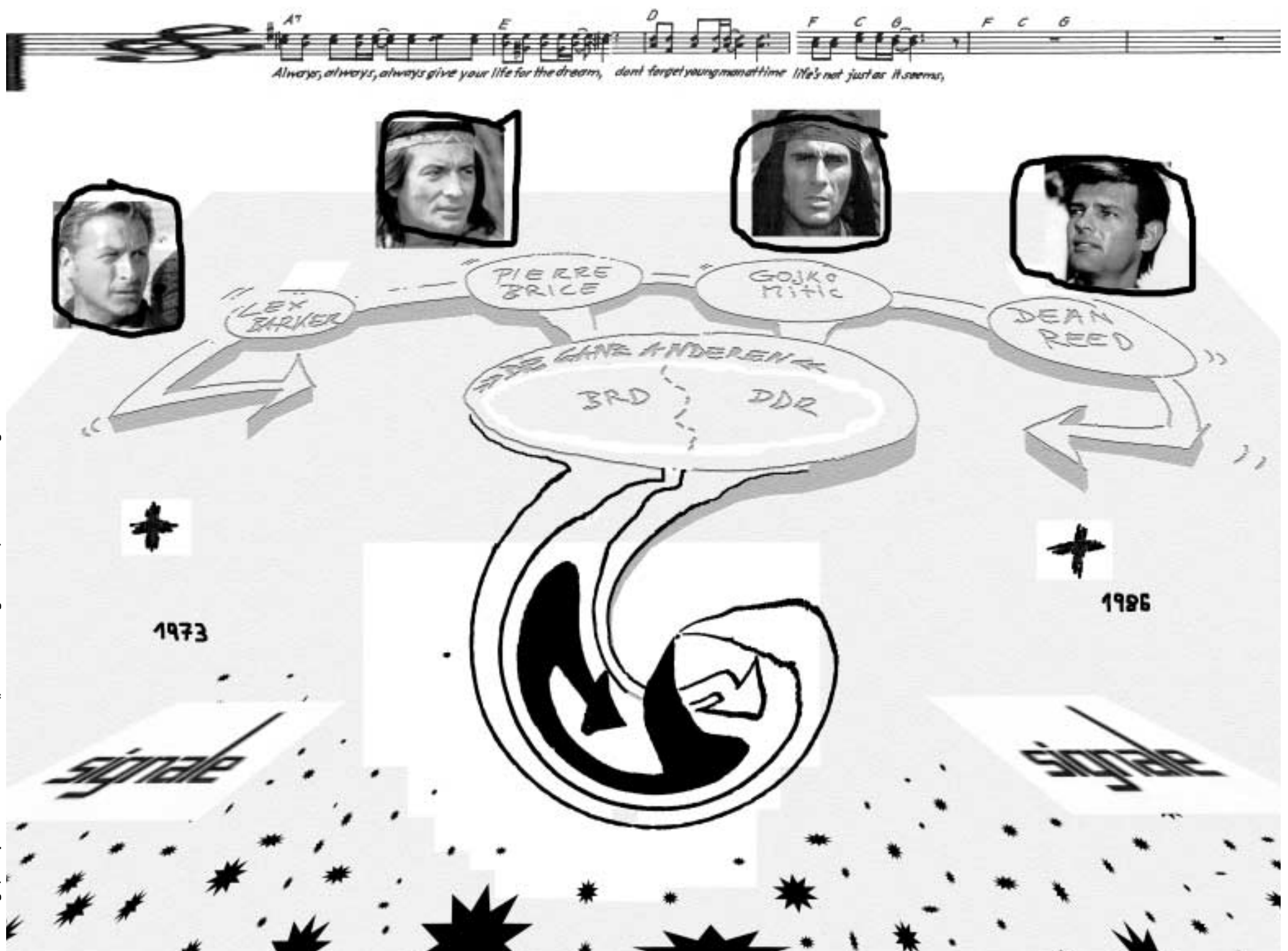
Baer widmet ein ganzes Kapitel diesem „Film, der nie ins Kino kam“. Vgl. Harry Baer, *Schlafen kann ich wenn, ich tot bin: Das atemlose Leben des Rainer Werner Fassbinder*, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1982.

¹² Wolfgang Limmer, „Entretien avec Fassbinder“, in: *Masques: revue des homosexualités*, Nr. 15, 1982, S. 46.

¹³ Siehe Christian Braad Thomsen, „Gespräche mit Rainer Werner Fassbinder“, in: *Rainer Werner Fassbinder: Werkschau*, a.a.O., S. 38, 40.

¹⁴ Braad Thomsen, a.a.O., S. 36.

¹⁵ Rainer Werner Fassbinder, in: „Filmography“, in: *Rainer Werner Fassbinder*, hg. von Laurence Kardish und Juliane Lorenz, New York: MOMA, 1997, S. 53 (aus dem Englischen).



rb: In „Offene Grenzen?“ werden jene Dinge explizit thematisiert, die nicht in die anderen Bereichen passen, wie z.B. die Geschlechterdiskussion. Dann gibt es Beiträge, die diesen Begriff sehr wörtlich nehmen und die Abschaffung der Grenzen fordern. In psychologischer Hinsicht eignet sich das Motiv ganz gut, um Arbeiten zu den Grundvoraussetzungen unserer Diskussion zu sammeln.

sg: Die Geschlechterdiskussion findet sich allerdings auch bei „Whity“ und in den darauf bezogenen Arbeiten, ebenso im Filmprogramm.

Der kuratorische Prozess

mk: Wir haben „Päckchen“ mit Materialien zu den drei Gegenständen an Leute verschickt, die wir einladen wollten. Am Anfang dachte ich, wir kriegen die alle zurück. Es gab denn auch Gesprächsbedarf, aber nicht diese völlige Ratlosigkeit, die ich befürchtet hatte.

ps: Anstelle des klassischen kuratorischen Konzepts – von dem oder der gibts diese oder jene Installation, und die wollen wir haben – ging diese Mappe an verschiedene Leute aus den unterschiedlichsten Breichen, um dann zu sehen, was sie damit machen.

hkv: Diese Konzeption mit den drei „Gegenständen“ weckt übrigens ziemlich viel Interesse. Für Presseleute scheint es spürbar anders zu sein, als man es von „identifizierenden“ Projekten gewohnt ist: diesen Themenausstellungen, die ein Erfüllungsversprechen machen und klare Antworten zu geben scheinen.

mk: Eine Gefahr ist, dass wir viele Missverständnisse produzieren. Weil auf unsere Fragen jedeR KünstlerIn eigene Gedankengänge entwickelt, muss sich zeigen, ob die am Ende zusammen funktionieren. Beim Zusammenstellen der Screeningprogramme merkten wir, wie schwer es ist zu beurteilen, ob ein Film passt – weil es eben kein singuläres Thema gibt.

rc: Die Dinge passen erst wirklich, wenn sie zusammengestellt und nicht einzeln in Akten gepackt werden. Wir können nur Blöcke aufbauen, die dann als Argumente das Ganze bilden.

Der Titel

hkv: Monatelang hat es Diskussionen um die kleinsten Versuche der Titelfindung gegeben und konkrete Vorschläge wurden stets weggekrittelt. Letztendlich kamen wir auf „Zugewinngemeinschaft“.

rb: Ich fand das Wort für unsere Gruppe kennzeichnend, weil wir prozess- statt ergebnisorientiert arbeiteten. Dass dann so ein Nebensatz-Wort zum Titel gemacht wurde, und dazu ein so stolpriges, fand ich kennzeichnend. Aus den elend langen Gesprächen kommt der Begriff „Zugewinngemeinschaft“ raus, zu dem man nicht gerade leicht Assoziationen findet.

Zugewinngemeinschaft wird im Eherecht wie auch in der Wirtschaft verwendet. Zugewinngemeinschaft heißt: Zwei Leute kommen zusammen, und ab dem Zeitpunkt, wo sie zusammen wirtschaften, wird der Gewinn geteilt – egal, wie viel jemand vorher eingebracht hat. Zugewinngemeinschaft kann man vielfach ausdeuten.

ds: Im Kontrast zu den „Gegenständen“, die eine positive Besetzung begleitet, ist es im Titel eher eine negative. Die erste Lesart dieses Begriffs, jenseits seiner juristischen Bedeutung im Eherecht, deren Wissen wir wohl nicht voraussetzen können, entspricht wohl am ehesten die tagespolitische Debatte um das Zuwanderungsgesetz und bewertet sie. Es ist eine merkwürdige und zugleich sehr eindeutige Beziehung, die den Titel eher negativ wertend auf eine Gemeinschaft, eine Institution, einen Nationalstaat ausrichtet, während die drei Gegenstände, die von den Beiträgen umspielt werden sollen, vielmehr als Sympathieträger fungieren.

mk: Ich war sehr für diesen Titel und trotzdem – wenn ich ihn jetzt lese, finde ich, er hat einen unangenehmen Beigeschmack. „Zugewinngemeinschaft“ klingt erschreckend pragmatisch.

sg: Bezogen auf die Diskussion um die Zuwanderung wird das Wort zum Vorwurf. Es sagt: Wir nehmen nur die, die wir brauchen – das ist die Zugewinngemeinschaft.

jb: Es klingt materialistisch. Ich denke an Ost/West und den Vereinigungsgewinn, aus dem Beutezug.

ps: Das Wort wirkt sehr gerichtet, sehr strategisch. Meine erste Assoziation: Eine Gemeinschaft wird unter glasklaren Vorgaben konstruiert, und danach kann es den Zugewinn geben. Das ist eine strategische Geschichte, jenseits von jeder organischen Gemeinschaftsbildung – ein Aspekt, den ich auch in den Weltfestspielen sehen kann. Auch bei „Whity“ schwingt das mit. Diese „strategische Gemeinschaftsbildung“ ist ambivalent, weil sie



Halstuch der Weltfestspiele mit Autogrammen

etwas sehr Wirkungsvolles werden kann – aber sie kann auch mehr oder weniger eindeutige Machtstrukturen und/oder Ausgrenzungsmechanismen beinhalten.

hkv: In Hans-Joachim Werners Film „Vorbereitung auf die X. Weltfestspiele in Berlin 1973“ von 1972 wird klar, wie stark die Weltfestspiele auch ein industrieller Zugewinn-Faktor waren. Im Versprechen auf die Teilnahme hat sich die ganze DDR ins Zeug gelegt, und die Betriebe, die am meisten Planübererfüllung schafften, konnten mehr Leute dahin fahren lassen. Es war auch ein Motor, um die Wirtschaft anzukurbeln.

rc: Ich kann mir nicht vorstellen, dass man mit dem Titel direkt was anfangen kann. Man wird sich anschauen, was präsentiert wird – ob Screening oder sonstige Beiträge, die Bezug auf die drei Hauptgegenstände nehmen – und sich dann die Frage stellen: Inwiefern hat das mit „Zugewinngemeinschaft“ zu tun? Das ist eine Frage, die aufs Papier geschrieben wird, die man beim Erleben der Biennale mitnimmt – und zwar als Programm. Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendwelche einzelnen Objekte allein eine Antwort darauf geben. Aber es kann zu einem sehr produktiven Frage-Antwort-Spiel werden.

mk: Keine einzelne Arbeit deckt jetzt das ganze Feld ab. Wir versuchen, innerhalb der Programme und auch innerhalb der gesamten Screeningstrecke

Dramaturgien zu entwickeln, die es möglich machen, Zusammenhänge zu erschließen. Dafür wollen wir möglichst viele Anschlüsse schaffen.

Wir und die Biennale

ps: Zwischen den Themenfeldern und Arbeiten steht die Frage nach einer Konstruktion von WIR. Das sehe ich in allen drei Bereichen als durchgängige Geschichte. Inwieweit ist WIR, hier und heute, eigentlich möglich ohne Ausgrenzung? Ich wünsche mir, dass diese Frage – es ist ja eine Frage und kein Statement – von sehr vielen Seiten differenziert gestellt wird.

jb: Die Ausgangsmaterialien werden für die Präsentation aufbereitet. Zum Anfang hatten wir sie uns als Katalysator gedacht; und wäre der Hintergrund unserer Gegenstände bekannter, könnte man die Materialien vielleicht fallen lassen.

mk: Die Arbeit – die Recherche und dieses Herantasten – sichtbar zu machen, statt sie wie ein kuratorisches Geheimnis im Hintergrund schweben zu lassen, ist Teil unserer kuratorischen Vorgehensweise.

sg: Zwischen den Beiträgen, die auf unsere Vorgaben reagieren, und der Darstellung dieser Vorgaben soll nicht unterschieden werden können.

Im Endeffekt verstärken die sehr speziellen Ausstellungsbedingungen von Werkleitz/Tornitz diese Konzeption erheblich. Als AusstellungsbesucherIn ist es ohnehin immer wieder schwer entscheidbar, was zum Ort gehört und was von den Beteiligten dort gestaltet wurde.

Wir wollen daher nicht unter starken Anstrengungen klar machen: „Hier“ ist gerade nur zufällig interessant, weil der Ort so ist; aber „hier“ fängt es an interessant zu werden, weil es ein Beitrag ist. Das würde nämlich zu einer großen Künstlichkeit führen. Das Komisch-Auratische der Kunst würde um so komischer und noch willkürlicher: Da steht ein Name dran und deshalb ist es ein Beitrag, da hat sich jemand was gedacht – bei dem anderen hat sich niemand was dabei gedacht, das ist einfach nur so vorhanden.

ps: Die Leute, die von Holger angesprochen wurden, recherchieren alle viel; bei uns gibt es die Hierarchie zwischen Recherche und fertigem Produkt nicht so sehr.

hkv: Welche Vorteile und Nachteile würde es haben, eine Art Matrix mit auf den Weg zu geben, also zu formulieren, „da sind drei ‚Gegenstände‘, und es ist kein Zufall, dass in den Beiträgen immer wieder Bezüge dazu auftauchen“?

ps: Es wäre absurd, nun eine Anleitung mitzugeben, wo wir doch keine klare thematische Setzung machen wollten. Durch die Auswahl via Recherche

und dadurch, dass dieser Rechercheprozess präsent bleibt, können Querverbindungen entstehen und sich vermitteln. Es

geht ja nicht darum, eine wasserdichte Dokumentation der Weltfestspiele zu machen oder eine super-fundierte Filmanalyse von „Whity“, sondern darum, diese Themenfelder immer wieder für Rückschlüsse verfügbar zu machen.

Verfahrensfragen

hkv: In dieser Gruppe wurde über alle Bereiche der Biennale bestimmt. Nicht nur über die Beiträge, sondern auch darüber, wie das Projekt insgesamt aussehen soll, wie es vertreten wird, wie Gelder verteilt werden, wie man auf Mitsprache achtet und Hierarchien vermeidet usw. Ich glaube, das ist ein ziemlich seltener Fall.

ps: Aber es gibt auch verschleierte Hierarchien. Zum Beispiel diese Gelddiskussion, die immer wieder bei Holger landet.

hkv: Ich verstehe nicht, was das mit Hierarchie zu tun haben soll. Natürlich ist es nicht der Job der Gruppe, sich um Geldbeschaffung zu kümmern. Aber das Entscheiden über die Verwendung der Gelder ist bei uns weitestgehend demokratisiert. Das kenne ich von institutionellen Projekten sonst nicht.

ps: Für mich ist es eher eine abgefederte selbstorganisierte Arbeit. Normalerweise überlege ich: Muss

das Plakat zweifarbig sein, damit man noch mal 500DM spart? Hier mache ich mir solche Sorgen nicht, weil es die Absicherung durch eine Institution gibt, die auch das Geld beantragt. Das finde ich auch sehr angenehm.

ds: Wir haben diese „verschleierten Hierarchien“ zwar angesprochen und diskutiert, aber uns nicht grundsätzlich gegen sie ausgesprochen. In einer so heterogenen und großen Gruppe wollte niemand der Angesprochenen diese Verantwortung, die weit über der Teilverantwortung innerhalb der Gruppe hinausging, auf sich nehmen. Es wurde oft aus einer merkwürdigen Mischung von Distanz und Interesse agiert. Und vielleicht nur dadurch, dass die Verantwortung gleichmäßig auf vierzehn Personen verteilt wurde, ergab sich eine Kontinuität in der Entwicklung der Biennale – die aber auch darauf beruhte, dass wir die finanzielle Verwaltung schön bei der Institution gelassen haben. Die Bedingungen, die uns Holger und die Werkleitz Gesellschaft gestellt haben, waren akzeptabel und haben gleichzeitig auch als Regulator und Puffer innerhalb unserer Heterogenität funktioniert. Ob sie uns zu viele Kompromisse abgerungen hat, wird die Biennale zeigen.

rc: Ich hätte die Biennale anders gestaltet, ich hätte sie viel klarer hierarchisch aufgebaut, weil ich gerne weiß, wo die Grenzen sind. Ich investiere meine Zeit anders, weil ich gerne weiß, wofür ich einstehen muss. Die Entscheidung, dass es unhierarchisch vorgeht, war Holgers Entscheidung – nicht meine. Ein Konsens bestand in der Hinsicht nicht.

hkv: Das gemeinsame Entscheiden über Grafik, Öffentlichkeitsarbeit und Geldverteilung war eine konkrete Forderung der Gruppe!

ps: Aber wir hätten uns auch darauf einigen können, einen Film mit dem gesamten Geld zu produzieren. Diese Option finde ich nach wie vor toll. Nicht, dass ich diesen Film unbedingt will – aber dass es diese Radikalität überhaupt als Möglichkeit hätte geben können ... Ich war letztendlich traurig, dass es nicht ging.

mk: Und das ist kein Spiel. Wenn ich in anderen Gruppen mit Institutionen gearbeitet haben, haben wir oft versucht, die Grenzen aufzulösen, indem wir zum Beispiel statt einer Ausstellung Radio gemacht haben. Wir haben gefragt: Müssten wir etwas mit dem Raum machen oder kann es auch etwas anderes sein? Und muss es eigentlich Kunst sein? Das waren keine Scheingefechte.

sg: Für Werkleitz ein Projekt zu entwickeln ist etwas anderes, als es für irgendein Museum zu tun. Wir wussten lange nicht, aus welcher Position heraus wir planen, in welchem finanziellen Rahmen usw. Das ging nur, weil Vertrauen in die Rahmenbedingungen da waren – wir kannten Holger und auch die Werkleitz Gesellschaft.

rb: Die Vorgabe war relativ klar: Wir bewegen uns innerhalb einer Institution, aber diese Institution ist keine klassisch hierarchische, sondern sie ist aus einer Selbstinitiative entstanden. Dennoch ist es eine Institution: Man kann ihre Grenzen aufbrechen, aber dann muss man auch die Verantwortung für die Leute übernehmen, die dort arbeiten. Von der Institution wurde uns eine klare

Botschaft vermittelt: Wenn diese Biennale mit dem bisherigen Konzept bricht und nur fünf oder zehn Arbeiten, oder nur einen Film macht, dann kriegen wir als Institution ein Riesenproblem. War ab da die Diskussion noch sinnvoll?

mk: Das sind durchaus Fragen, die ich stellen kann. Da ich nicht Teil einer Institution bin, sehe ich mich auch nicht in der Position, in vorausweisendem Gehorsam Rücksicht auf die Zukunft derselben zu nehmen. Wenn ich „nur“ im Auftrag einer Institution handle, kann ich versuchen, die Grenzen, die mir da gesetzt werden, zu hinterfragen und zu sehen, ob wir zu einer Einigung kommen – oder im Zweifelsfall sagen: Dann arbeite ich eben nicht mit euch.

ps: Aber hier war es nun eine absurde Situation. Wir wurden von der Institution beauftragt, etwas anderes zu machen als das, was diese Institution sonst gemacht hat.

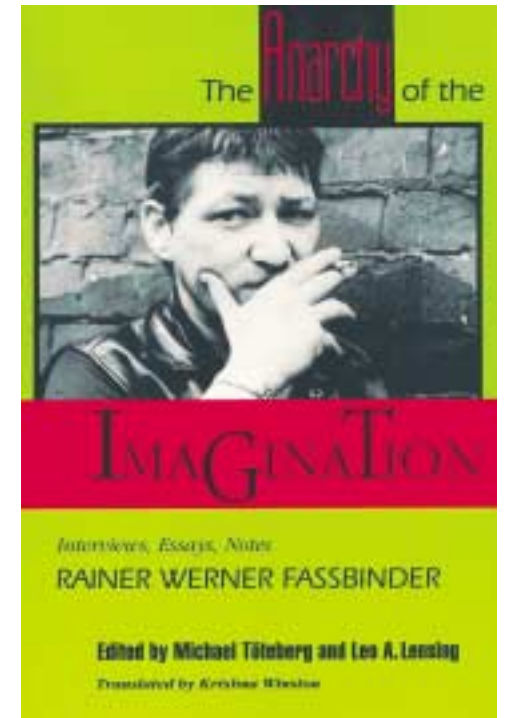
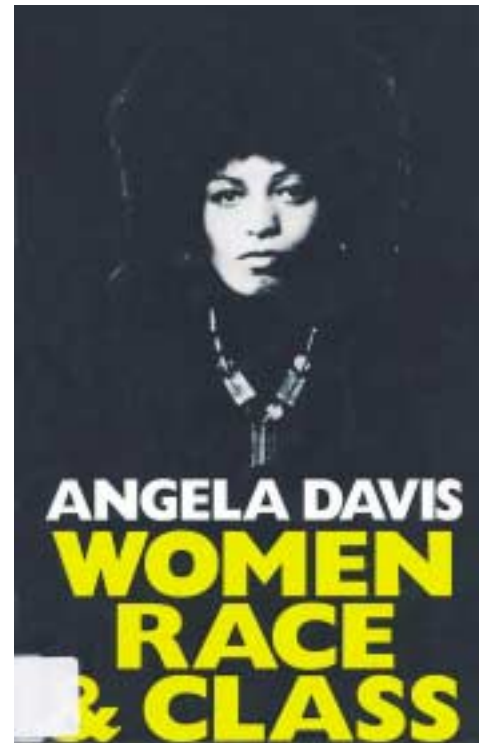
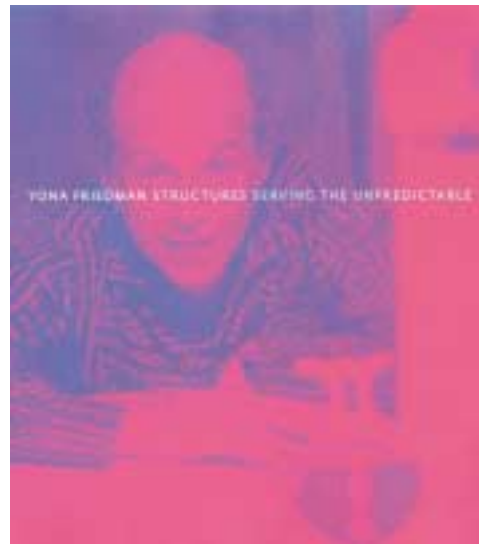
hkv: Das war mein Interesse, kein Auftrag. Von mir kam die Eingabe, dass ich eine Spartenbiennale nicht interessant finde. Aber natürlich hat es dem KuratorInnenteam frei gestanden, genau das wieder zu machen. Nur einen einzigen Film zu produzieren hätte dagegen die Institution aufs Spiel gesetzt. Die folgende Biennale hätte dann gar kein Geld mehr bekommen.

Diese Diskussion lief von zwei unterschiedlichen Seiten. Bei der Gruppe stand als grundsätzliche Frage im Raum: „Was wollen wir überhaupt zusammen machen?“ Meine Perspektive – und die der Werkleitz Gesellschaft – war: „Wir brauchen eine Biennale.“

MATRICES FOR A MULTITUDE OF THOUGHTS ON INDIVIDUAL FREEDOM (work-in-progress)

Manon de Boer

Drei Bücher, die als Teil von Manon de Boers Arbeit bei der Werkleitz Biennale präsentiert werden: Angela Davis, „Women Race and Class“; Rainer Werner Fassbinder, „The Anarchy of the Imagination“; Yona Friedman, „Structures Serving the Unpredictable“.



WHITY EGO-SHOOTER

Janko Vook

Die Eskalation in den letzten Minuten von Fassbinders „Whity“ lösen den entsprechenden befreienden Moment des typischen Western Showdown nicht ein. Der beklemmenden sozialen Situation, in der sich Whity befindet, kann er auch durch den Mord an seinen UnterdrückerInnen nicht wirklich entkommen. Gefilmt aus der subjektiven Perspektive erinnert die Kamerafahrt an heutige Computerspiele, so genannte 3D-Ego-Shooter. Janko Vooks „Whity Ego-Shooter“ stellt die finale Szene zum Nachspielen in einem solchen Computerspiel nach. Hier darf man selbst versuchen, sich mit der Waffe zu befreien.



A QUESTION OF GENDER, OR, WHAT YOU WILL?!

Jutta Jahn



Shakespeare: „Twelfth Night“, Kostümentwürfe von Robert Byrne, um 1935.

Viola: Ich bin der Mann! Wenn's so ist, wie es ist.

„Wir sagen ‚das ist ein Mann‘ oder aber ‚das ist eine Frau‘. Das ist praktisch, denn so weiss man durch die Sprache gleich, was man zu sein hat, was man zu empfinden hat und wie man sich zu verhalten hat: welche sozialen/sexuellen/kulturellen Spielregeln man zu befolgen hat in der Welt – und falls jemand meinen sollte, dass er in diese Sprachmuster nicht so ganz hineinpasst, weil er als Mann doch viel Frauliches oder als Frau viel Männliches entdeckt, so hat er Pech gehabt, denn dafür bestehen keine Wörter und keine sprachlichen Verabredungen.“¹

Narr: Nichts ist so, wie es ist.

Seit etwa 10 Jahren ist der Begriff des *gender* in der wissenschaftlichen Diskussion präsent und damit eine Diskussion des Geschlechts jenseits der biologischen Determinanten als sozial-historische Kategorie. Auch in der öffentlichen Wahrnehmung sind die Polarisierungen in Bewegung geraten. Neben der traditionellen Ausdrucksform des heterosexuellen Ordnungsmusters etablieren sich Grenzüberschreitungen der klaren Geschlechtsdefinitionen, die als Option individuelle Wahlmöglichkeiten enthalten.

Im folgenden will ich das *doing gender* durch die öffentliche Präsentation von Körper und Geschlecht skizzieren, wie es sich vor allem in der breitenwirksamen Medienlandschaft formuliert und gleichzeitig auf historische Bild- und Sprachformeln von *genderization* in unserem soziokulturellen Kontext hinweisen.

Viola: Sie denken recht, ich bin nicht, was ich bin.

Die den Text in manieristischer Attitüde begleitenden Shakespeare-Zitate aus „Was Ihr wollt“² reflektieren eine Zeit, in der, oberflächlich betrachtet, analoge Phänomene virulent waren. Die mediale Informationsüberflutung, die uns heute ereilt, lässt sich durchaus vergleichen mit dem Siegeszug der Printmedien (Buchdruck, Flugblätter, Grafik), die den Großteil der frühneuzeitlichen Gesellschaft in ähnlich ungerichteten Informationskonglomeraten orientierungslos beließ; doch andererseits genauso willkürlich in Weltbild und Lebensentwurf eingriff.

Im Zusammenhang mit *gender* erkennen wir durch den Blick auf die Frühe Neuzeit das Ringen um den richtigen Lebensentwurf, der durch Unsicher-

heiten und Irrtümer gefährdet ist. Dieser Lebensentwurf nahm im Gefolge der Reformation verbindliche Gestalt an.

Die Protestanten hatten mit ihrer Ablehnung des Zölibates – des ehelosen Standes – die Ehe zur einzig richtigen und ersten Ordnung des menschlichen Lebens erhoben. Dies bedeutete eine Einschränkung gegenüber zahlreichen ehelosen Lebensformen des Mittelalters, die – selbstbestimmt oder ungewollt – Alternativen zur Ehe darstellten. Das Leben im Kloster, fromme Bruderschaften und Kongregationen, das Beginen- und Begardentum, das Zölibat, das selbstgewählte Eremitenleben oder die Pilgerschaft waren gesellschaftlich akzeptierte und zum Teil hoch geschätzte Lebenswege, von denen einige auch von Frauen gewählt werden konnten.

Diese Wege waren nun obsolet und die Ehe wurde zur kleinsten Zelle und Grundbaustein des Staates. Dieser soziale Formierungsprozess zeigt sich in Zwischenstufen. In „Was ihr wollt“ ist diese heterosexuelle Zielrichtung explizit ausformuliert. Mitformuliert sind aber noch andere sexuelle Spielarten, die im Rahmen dieses luzierenden Verwirrspiels hervor schillern. Das, was hier in dem Stück des 17. Jh. schlussendlich noch spielerisch zur Ordnung gefügt wird, verdichtete sich im Verlauf der weiteren Entwicklung zu starren bipolaren Sozialisierungsmustern, die heute zunehmend wieder in Frage gestellt werden.

Olivia: Ich wollt, du wärst, wie ich dich haben will.

Die These von einem steten interaktiven sozialen Produktionsprozesses, bei der Herstellung geschlechtlicher Identitäten – dem *doing gender* – rückt bisher übersehene Phänomene der Mischung, Zwischenräume und Weiterungen in den Fokus. Mehr und mehr wird auch der Körper als fixe Größe bzw. die gesellschaftliche Konstruktion unserer Körpervorstellung einer Analyse unterzogen. Der Körper wird verstanden als materieller Erfahrungsort einer Vielzahl kultureller Signaturen und seine als „weiblich“ oder „männlich“ bestimmten Eigenschaften nicht als „vegetativ“ verbindlich sondern gesellschaftlich konstruiert beschrieben – somit wird er auch in seiner biologischen Eindeutigkeit in Frage gestellt.

Auch in der öffentlichen Wahrnehmung bröckelt die heterosexuelle Struktur. Es lassen sich verschiedene Formen benennen, die entweder diese Struktur stützen wollen oder an ihrer weiteren Erosion arbeiten. Sinnfällig spiegelt sich dies in den Bildern,

die die Medien transportieren. Dabei lassen sich zwei grundlegende Tendenzen beschreiben.

Dem Schwinden der Norm- und Regelgrößen, die männlich und weiblich genau definieren, und der Verunsicherung im Sozialen und Habituellen, wird zum einen eine stete Präsentation klar definierter Sexualität entgegengesetzt. Dabei bedient man sich offensiv der Körperpräsentation des Sexuellen.

Eine wahre Bilderflut thematisiert die sich sexuell anbietende und damit optisch scheinbar verfügbare Frau. In dieser Form scheint zwanghaft die „natürliche“ Hetero-Sexualität veranschaulicht; sie hat die Aufgabe, die heterosexuelle Identität des Männlichen zu stützen und damit die Erschütterung seiner sozialen Verortung zu kompensieren. Für die Frauen gilt dabei der Appell, dass ihr Körper, der ihnen optisch in „Idealform“ präsentiert wird, sie sexuell definiert und damit in das heterosexuelle Ordnungsmuster einbindet. Gleichzeitig werden sie aufgefordert, sich in dieser Eindeutigkeit zu formen.

Aber auch über den Männerkörper wird eine heterosexuelle Definition vorgenommen, die das Aufweichen einst verbindlicher männlicher Zeichen, wie Status und Rolle, auffangen soll. Sie zeigt sich u.a. in der Tendenz, über eine entsprechende Fitnessarbeit den männlichen Körper ideal zu bilden und biologisch überdeutlich zu formulieren. Zieht man noch die für viele Frauen schon selbstverständlichen Gesichts- und Körperkorrekturen heran³, die auch für Männer immer mehr Wichtigkeit bekommen, so dient die Herstellung eines sexuell eindeutigen Körpers in diesen Zusammenhängen der Abwehr der strukturellen Auflösung des heterosexuellen Bezugssystems. Das mag die übergroße mediale Präsenz des weiblichen und zunehmend auch männlichen ideal korrigierten Aktes begründen.

Viola: Aber ich schwör beim Giftzahn der Bosheit, ich bin nicht, was ich spiele.

Die Benutzbarkeit des Körpers als materieller Träger von Identitäten zeigt sich aber auch in der entgegengesetzten Richtung: in Form der Verunklärung und Auflösung der heterosexuellen Identitäten, durch Crossdressing und Travestie.

Film und Showbusiness führen dies verstärkt vor und es mehren sich zahlreiche Formen alltäglicher Manifestationen verschiedener Subkulturen (hetero- und homosexuelle Crossdresser). Hierbei wird durch Gestaltungen auf der Oberfläche des Körpers die sexuelle Identität beliebig ausdeutbar.

Fragebogen

Shahin, 28 Jahre, Irak

Welche drei Adjektive fallen dir spontan zu Deutschland ein?

Keine.

Was ist für dich Verschwendung?

Ich kann nicht arbeiten, nicht lernen, sitze nur im Asylbewerberheim.

Was brauchen deiner Meinung nach MigrantInnen, wenn sie nach Deutschland kommen?

Freiheit.

Was war und ist die größte Hürde für dich?

Im Heim zu sitzen, Einsamkeit, ich habe mir das anders vorgestellt. Die Probleme im Irak haben mich weggetrieben. Ich wollte nicht hier leben.

Welche Türen haben sich dir bisher geöffnet?

Keine. Ich suche eine Freundin.

Was war das letzte Geschenk, das Du bekommen hast?

Der Kaffee in der Böll-Stiftung. Herr Heyroth hat ein großes Geschenk für mich: Arbeit als Tischler.

Woher stammen deine Freunde?

Ich habe keine. Suche Freundin.

Wie findest du Freunde?

Ich habe mich selbst.

Wovon lebst du?

Tischler. Alles bekomme ich im Heim.

Welche Ausbildung hast du?

Tischler.

Was denkst du, machst du in fünf Jahren?

Seit sieben Jahren versuche ich nach Europa zu kommen über die Türkei. Musste immer wieder zurück nach Irak. Will Deutsch lernen, arbeiten und kein Geld von anderen. Ich will die Freiheit finden.

Was tust Du jetzt schon dafür?

Ich arbeite im Bauhof, lerne die Technik, mache Kontakt mit Leuten.

Was macht dich glücklich?

Arbeiten. Wenn ich arbeite, habe ich zu tun und mache anderen keinen Stress.

Welche Feste feierst du?

Ramadan.

Welche Sprachen sprichst du?

Kurdisch, Farsi, Türkisch, Belgisch, Armenisch.

In welcher Sprache träumst, feierst und schimpfst du?

Ich träume, schimpfe, feiere auf Kurdisch.

Wie ist das längste Wort, das du kennst?

Ich will Kultur in Deutschland.

Hätten wir dich noch etwas fragen sollen?

???

Anke, 24 Jahre, in Deutschland geboren

Welche drei Adjektive fallen dir spontan zu Deutschland ein?

Pünktlich, ordentlich, überheblich.

Was ist für dich Verschwendung?

Etwas auszugeben, zu benutzen, was nicht unbedingt sein muss.

Was brauchen deiner Meinung nach MigrantInnen, wenn sie nach Deutschland kommen?

Mut.

Was war und ist die größte Hürde für dich?

Im Ausland zu leben.

Welche Türen haben sich dir bisher geöffnet?

Viele, und immer dann, wenn ich sie brauchte.

Was war das letzte Geschenk, das du bekommen hast?

Ein Glückswürfel.

Woher stammen deine Freunde?

Aus meinem näheren Umfeld.

Wie findest du Freunde?

Wichtig.

Wovon lebst du?

Von zusammengeklautem Geld und von Freunden, ich habe kein Einkommen.

Welche Ausbildung hast du?

Magister-Abschluss.

Was denkst du, machst du in fünf Jahren?

Hoffentlich arbeiten.

Was tust du jetzt schon dafür?

Ich schaue mich intensiv um und suche nach einem Job.

Was macht dich glücklich?

Sonne und wenn ich mich mit mir und meinem Umfeld wohl fühlen kann.

Welche Feste feierst Du?

Viel und gern und so, wie sie fallen.

Welche Sprachen sprichst Du?

Deutsch.

In welcher Sprache träumst, feierst und schimpfst du?

Deutsch.

Wie ist das längste Wort, das du kennst?

Komplexannahmestelle.

Hätten wir dich noch etwas fragen sollen?

Nein.

Fortsetzung nächste Seite

Tatjana, 43 Jahre, Kasachstan

Welche drei Adjektive fallen dir spontan zu Deutschland ein?
Nur etwas für sich selbst machen – eventuell egoistisch, reich, freundlich.

Was ist für dich Verschwendung?
(Mit Wörterbuch) Wenn man kauft etwas, das braucht man nicht. Nur für Spaß kaufen.

Was brauchen deiner Meinung nach MigrantInnen, wenn sie nach Deutschland kommen?
Sprachkenntnisse, einen Wunsch, etwas zu machen. Nicht zu Hause zu sitzen.

Was war und ist die größte Hürde für dich?
Die Bürokratie.

Welche Türen haben sich dir bisher geöffnet?
Z.B. Ich kann im Chor singen, Deutsch lernen. Beruf lernen ist schwierig.

Was war das letzte Geschenk, das du bekommen hast?
Ein Bild von meinem Sohn, gestern.

Woher stammen deine Freunde?
Aus Rußland, Ukraine, Weißrussland

Wie findest du Freunde?
Bei Sprachkursen, bei der Arbeit, im Garten.

Wovon lebst du?
Arbeitslosenhilfe.

Welche Ausbildung hast du?
Lehrerin für Russisch und Musik

Was denkst du, machst du in fünf Jahren?
Ich möchte eine Umschulung, dann Arbeit

Was tust du jetzt schon dafür?
Ich habe zwei Jahre in Kindergarten geholfen, Sprachkurs, Kurs für Migrantinnen.

Was macht dich glücklich?
Gesundheit für meine Kinder.

Welche Feste feierst du?
Weihnachtsfest, Ostern, alle, die es hier gibt.

Welche Sprachen sprichst du?
Russisch und Deutsch.

In welcher Sprache träumst, feierst und schimpfst du?
Schimpfen auf Russisch, träume aber manchmal auf Deutsch.

Wie ist das längste Wort, das du kennst?
Sehenswürdigkeit.

Hätten wir dich noch etwas fragen sollen?
Hmm, ich weiß es nicht.

Zama, 22 Jahre, Indien

Welche drei Adjektive fallen dir spontan zu Deutschland ein?
Liberal, freundlich und auch Nazis willkommen heißend.

Was ist für dich Verschwendung?
???

Was brauchen deiner Meinung nach MigrantInnen, wenn sie nach Deutschland kommen?
Visum, Krankenversicherung, Haftpflicht. Auch Sprache. Ich weiß es nicht richtig, ich bin als Praktikant hier.

Was war und ist die größte Hürde für dich?
Mein Bachelorabschluss an der Universität

Welche Türen haben sich dir bisher geöffnet?
Ich komme aus einer liberalen Familie. Aber erst hier habe ich gemerkt, das man nicht heiraten muss, um ein Kind zu haben. Das ist in meinem Kopf. Liebe ist wichtiger.

Was war das letzte Geschenk, das du bekommen hast?
Ein Teddybär.

Woher stammen deine Freunde?
Meine Freunde aus Indien sind nicht da. Sie kommen aus Deutschland. Meine Freundin ist Deutsche und mein bester Freund ist Iraker.

Wie findest du Freunde?
In Deutschland sind alle freundlich aber nicht alle Freunde. Ich habe vier, fünf gute Freunde in Deutschland.

Wovon lebst du?
Eine Mixtur aus materiellem Mensch und Herz.

Welche Ausbildung hast du?
Informatikabschluss.

Was denkst du, machst du in fünf Jahren?
Vielleicht studieren, mein Diplom in zwei Jahren, vielleicht arbeiten.

Was tust du jetzt schon dafür?
Nach dem Studium will ich auch heiraten

Was macht dich glücklich?
Ich weiß nicht.

Welche Feste feierst du?
Ramadan, Bakrid, Geburtstag, Hochzeitstag der Eltern.

Welche Sprachen sprichst du?
Hindi, Urdu, Englisch, Tamil, Telgu, Arabisch, Marschat, Punjabi, Deutsch.

In welcher Sprache träumst, feierst und schimpfst du?
80% in Englisch, manchmal 15% in Deutsch.

Wie ist das längste Wort, daß du kennst?
Franckesche Stiftungen, da wo ich wohne.

Fortsetzung nächste Seite

Die Verkleidung oder der Kleidertausch geht einher mit Inszenierung von Körperausdruck, Gestik und Blicken, die die gewählte Identität auf der Körperoberfläche mit Einschreibungen in den Körper stützt.

Das ist so neu nicht. Auch das elisabethanische Theater spielte mit diesem Crossdressing, denn traditionell wurden Frauenrollen von männlichen Darstellern verkörpert. „Als nach Shakespeare diese Tradition starb, empörte sich ein Zeitzeuge: Eine Frau könne niemals so gut eine Frau spielen wie ein Mann. Es ging dabei um die Verkörperung der Idee von einer Frau“⁴⁴. Auch die „Hosenrolle“ für Schauspielerinnen in der Theatertradition des 19. Jahrhunderts ist in diesem Zusammenhang zu nennen.

Von dort kommt man zu den Drag-Queens und Drag-Kings der Gegenwart, die in ihren Inszenierungen weiblich/männlich konnotierte Merkmale und Eigenschaften überzeichnen und damit ein simplifiziertes Nachbild der von ihnen bevorzugten sexuellen Elemente herstellen. Dass „Crossdressing und Transvestismus grundsätzlich eine notwendige Kritik des binären Denkens beinhaltet“⁴⁵, dem möchte ich nicht widersprechen. Die offensiv zur Schau getragenen heterosexuellen Normen transportieren und hinterfragen gleichermaßen die damit verbundenen Klischees.

Uneindeutige sexuelle Appelle werden durch Werbetafeln, die auf eine androgyne oder hermaphrodite Wirkung angelegt sind, funktionalisiert. Sie greifen als Folie spiegelnd die Aufweichung der bipolaren Geschlechtsdefinition durch ihre anvisierte Zielgruppe auf. Dabei schließt die Uneindeutigkeit dieser Signale die Potentiale des Geschlechtlichen für die einzelne Identität mit ein. All diese sexuellen Uneindeutigkeiten zeigen mehr oder minder subtil und raffiniert lesbische, homo- und bisexuelle Implikationen.

Die hier gemeinten Werbetafeln richten sich besonders an junge KonsumentInnen. Im Gegensatz zu den ephebenhaften, männlichen Werbeträgern der Siebziger, die durchaus auf die feministische Forderung nach weiblichen Eigenschaften bei Männern rekurrierte, zeigen die männlichen und weiblichen Models eine sexuelle Ambivalenz und sprechen dadurch gleich mehrere Zielgruppen an. Meine zufälligen Beispiele zeigen relativ lakonisch, d.h. ohne großen Aufwand an Beiwerk, dass auch der Habitus des Nicht-Eindeutigen gezielt instrumentalisiert werden kann.

Herzog: Cesario, komm. Die Zeit, die du noch Mann bist, heißt du so. Doch wenn du andre Kleider trägst, wirst mein, wirst Braut und Herrin meiner Liebe sein.



Androgynität und Beliebigkeit der sexuellen Masken in Körperhaltung und Mimik, die bei weiblichem (*Guggenheim*) und männlichem Model (*Fashion Meeting*) fast identisch sind, mit ähnlichem mimisch-gestischen Impetus inszeniert. Interessant ist auch beim männlichen Model, dass er in eingezogener weiblicher Haltung sitzt, während das rechte weibliche Mitmodel in männlicher Attitüde raumgreifend in sein Gebiet hineinbewegt ist.

Herzog: Gesicht, Kleid, Stimme eins, doch Menschen zwei! Ein Spiegeltrugbild der Natur, das ist und nicht ist!

Beide Paarinszenierungen (*Lifestylepool / Arcor*) setzen auf zwillingshafte Ähnlichkeit in Typ und Wahl der modischen Details wie Haarfarbe, Frisur, Kleidung und Größe. In gleichberechtigter Haltung und ebensolcher Zuwendung sind sexuelle Merkmale egalisiert – angelehnt an das Bild der männlichen Virgo und das des jungfräulichen Mannes.

Antonio: Wie haben sie sich von sich selbst gespalten? Ein Apfel zweigeteilt ist nicht so zwillingsgleich wie die zwei Kreaturen.

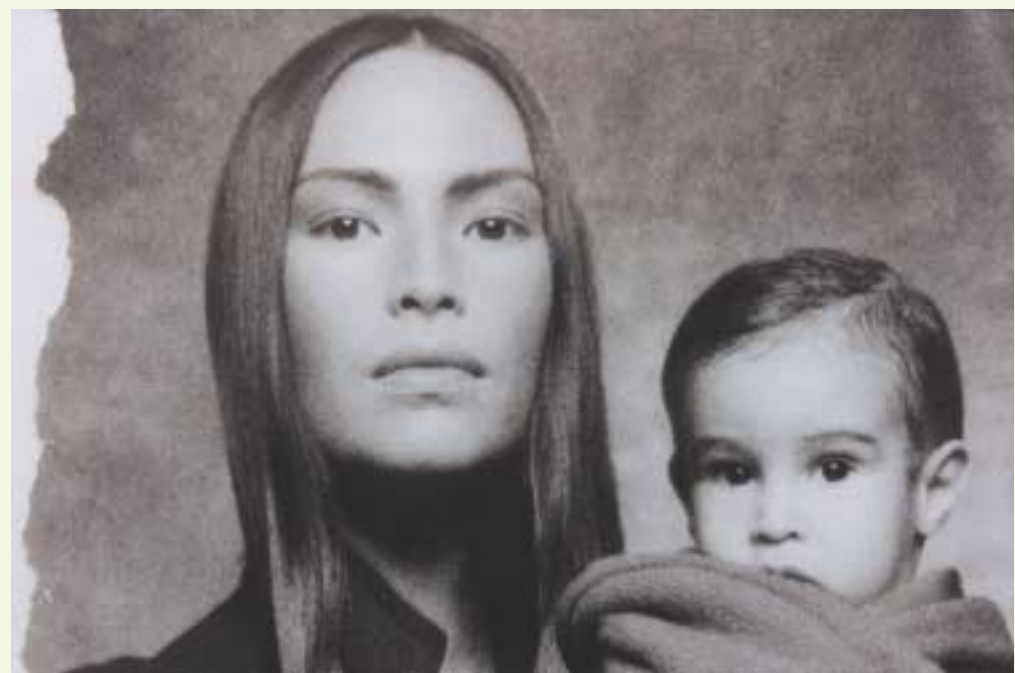
Das Paar („*Sioux*“), das hier in separaten Fotos vorgeführt wird, nimmt Elemente des Schützens und Betreuens für Frau und Mann auf, die über das total identische Kind auf beiden Aufnahmen noch verstärkt werden. Auch hier gleiche Formulierung der äußeren Elemente wie Haar und Kleidung, die aber im Rückgriff auf ethnische und „rassische“ Merkmale der Indianer zitiert werden. Kind und Gleichheit im anderen kulturellen Kontext spielt mit dem Bild des edlen, unzivilisierten Wilden und ebenso mit der Utopie der Gleichheit; die Frau wirkt allerdings etwas angestrengter.

Olivia: Welches Wunder! ...

Sebastian zu Olivia: Sie wollten eine junge Frau zum Mann – und solln sie haben; denn verlobt sind sie mit einer Jung-Frau auch in ihrem Mann.

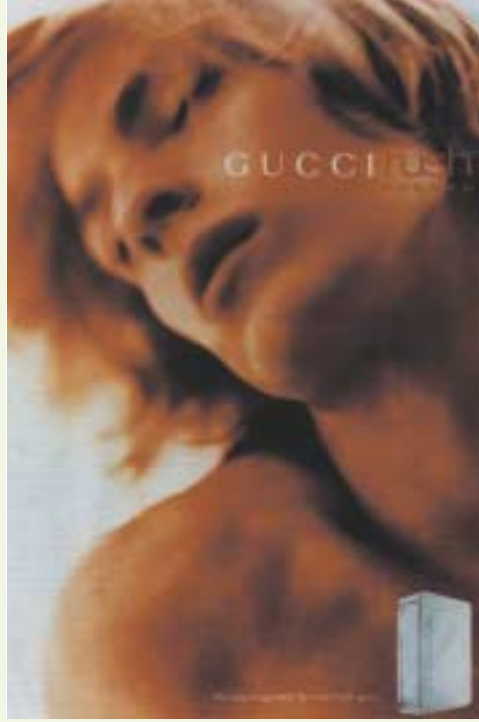
Auf identischen emotionalen und emphatischen Gefühlsausdruck des Sexuellen für Männer und Frauen setzt die Werbestrategie *Guccis*. Im Ausdruck der Ekstase entgrenzen sich die sexuellen Kategorien: Weibliches und Männliches vermischen sich. Geschlechtlichkeit löst sich im Höhepunkt der Sexualität auf.

Herzog: Denn der verleumdet deine schönen Jahre, der sagt, du wärst ein Mann... Dianas



Mund ist nicht so weich und rosenfeucht. ... Als wärst du nur die Spielart einer Frau.

Die Werbung von *jetznetz* bezieht sich zwar auch auf die Androgynität ihrer Werbeträger, die Konstruktion ihres verwirrenden Eindrucks läuft aber nicht mehr über Kleidung/Verkleidung, Pose und Gefühl, sondern wird über Montage von Gesichtselementen erreicht, die von männlichen und weiblichen Gesichtern zu sein scheinen, letztendlich aber empfindsame, rezeptive Männlichkeit meinen.



Meine Beispiele der Thematisierung des Geschlechtlichen aus der schönen, bunten Medienwelt zeigen: Das Betonen der Zwischenräume im Grenzgebiet des Sexuellen in diesen Werbetexten ist spielerisch und lustbetont. Es zielt auf ein affektives Konsuminteresse. Das Andere wird in der kategorialen Verunklärung mitformuliert bzw. es werden semi-schöpferisch Mischkategorien gebildet, die auf die Lebensentwürfe der anzusprechenden Zielgruppe abheben.

Die virtuelle Welt behauptet, noch weiter zu gehen. Daheim am PC mit Zugang zum WorldWideWeb soll Identität beliebig oft neu und anders definiert werden können. Im Freiraum des kleinsten Privaten mit Zugang zum virtuellen Universum ist jedes Individuum die Monade aller möglichen biologischen und *gender*Eigenschaften. Gottgleich kann ein eigenes Paralleluniversum geschöpft werden, das durch keine äußere, hegemoniale Definitionsmacht kategorisiert und strukturiert wird. Inwieweit diese Optionen bzw. die scheinbare Definitionsvielfalt dieses Mediums zur tatsächlichen Entgrenzung der binären Strukturen beiträgt, ist jedoch fraglich; zumal sie seitens der NutzerInnen eher dem Ausleben sexueller Obsessionen in privater Klausur dient, die öffentliche Präsentation der eigenen Geschlechtsdefinition aber im traditionellen Rahmen belässt.

Allerdings bleibt die „materielle“ Welt nicht dahinter zurück. Die operativen Geschlechtsumwandlungen mit ihrem Eingriff in den Körper zeigen, dass selbst das biologisch festgelegte Geschlecht heute keine Konstante mehr ist. Neue Kommunikations- und Biotechnologien werden in der feministischen Diskussion auch als Chance für die Entwicklung neuer Begrifflichkeiten von Körper, Geschlecht und Identität dahingehend rezipiert, dass sie den Körper als Garanten für Identität und Geschlecht und damit das patriarchale System selbst destabilisieren. Auch hier möchte ich anmerken, dass diese Hypothese erst an der Realität geprüft werden muss, denn die neuen Technologien lassen sich ebenso systemstabilisierend nutzen.

Olivia: Ich tu ich – weiß nicht was, denn mein Verstand wird vom Auge, fürcht ich, übermannt.

Die Zitate aus Shakespeares „Was ihr wollt“ zeigen seine Zeit in Bildern, die den unseren ähnlich sind. So gibt es in diesem Stück nach allem lesbisch/homoerotischen Durcheinander zwei klar definierte heterosexuelle Paare in deutungsmächtiger und „natürlicher“ asymmetrischer Position als Produkt kultureller Inversion. Die Verwirrung der Ordnung im Skript des Spiels musste im happy-endigen Schluss von „Was ihr wollt“ reguliert

werden: die jeweils eindeutige äußere Form als Definition des angepassten Innen. Risse, Sprünge, Ambivalenzen werden gekittet und verschlossen. Das Zeitalter der Metamorphosen, die Zeit des Manierismus war das letzte Irrlichtern der Irrationalität vor dem endgültigen Sieg der Ratio. In dieser interstrukturellen Zwischenzeit – vor der eigentlichen Verdichtung aller geschlechtlichen Erscheinungen in die zwei „natürlichen“ Geschlechter im Rahmen der Ehe – war mögliches Anderes im emphatischen Nachvollzug durchaus noch spürbar. Neue und alte Ordnungsmuster und Rollenvorstellungen vermischten sich zu alchemistischen Mischformen. Vieles, was später als „vernünftigerweise natürlich“ bestimmt wurde, war damals erkennbar als Kultur, die es zu erwerben galt, als Überwindung von chaotischer, nichtgebildeter Natur. Das rohe Natürliche galt es einzuschließen in die festen Formen verlässlicher Kategorien. Unsere Blickrichtung ist eine andere, ist die entgegengesetzte. Obwohl sich die Bilder gleichen, geht es heute gerade um die Risse und Sprünge, um Grenzerfahrungen und das Dazwischen. Die transitorischen Elemente der Auflösung, das Irrationale, welches sich den scheinbar essentiellen Kategorisierungen entzieht, wird thematisiert. Die damit gerufenen Ängste und Verunsicherungen sollen nicht eingeschlossen sondern als notwendig angeschaut werden. Die „verlässlichen“ Kategorien stehen heute zur Disposition.

Wie die hier angeführten aktuellen Werbebeispiele zeigen, hat die Erosion der Geschlechtstereotypen bereits eine gewisse gesellschaftliche Akzeptanz erreicht. Die Möglichkeit, die eigene Identität jenseits der klar definierten Rollen zu formulieren, das *doing gender* in die eigene Verantwortung zu nehmen, besteht als Angebot.

Narr: Nichts ist so, wie es ist.

„Geschlecht lässt sich nicht (mehr länger) auf die Einheit Frau und Mann reduzieren, nicht auf die soziale Stellung, nicht auf das politische Mandat, nicht auf den markierten Körper, nicht auf die Gestik und Mimik und nicht auf das Sprechen und den Blick. Dies bedeutet dann aber, die Frage nach und über das Geschlecht nochmals anders zu stellen. Nämlich nicht nur nach dem ‚Wie‘ seiner Produktion sondern vor allem auch nach dem ‚Wo‘ und dem ‚Weshalb‘ dieser Her- und Einstellung – auf dem Terrain der Kunst, der Medien, auf der Straße, im Bett, in Sprache und durch Stimme.

Das heißt, *gender* ist nicht als Addition zu fassen, nicht als UND Medien, nicht als UND Kunst oder UND Politik. Sondern *gender* ist zu begreifen als Vernetzung im Sinne der Beteiligung der Medien, Kunst und Politik an seinen bedeutungsvollen Manifestationen.“⁶

¹ Frank Günther, „Aus der Übersetzerwerkstatt: Knick in der Optik oder Von X und Y und anderen Zeichen, Wundern und Symbolen“, in: Shakespeare, *Was ihre wollt*, hrsg. v. Frank Günther, München: dtv, 1996 (S.221).

² Die Zitate wurden übernommen aus: ebd.

³ Die deutsche *Bild-Zeitung* berichtete im Sept. 2001 von einer Frau, die in drei Stunden sechs Banken überfiel und dabei ca. 75.000 DM erbeutete. Als Grund für ihre kriminellen Aktionen gab sie nach der Festnahme an, sie brauche dringend Geld für eine Operation zum Fettabsaugen.

⁴ Frank Günther, u.a.O., S.203 f

⁵ Claudia Preschl „Geschlechterverhältnisse im Blick von Liebe und Begehren. Ein Beitrag zum Kino“ in: Maria-Luise Angerer, *The body of gender: Körper. Geschlechter. Identitäten*, Wien: Passagen-Verl., 1995, (S.135)

⁶ Marie-Luise Angerer; www.khm.de/news2000/angerer.htm (30.11.2000)

DIE PAUSE

von Pavlo Zinchuk

Zum Beispiel heute ...

Es ist Donnerstag. Es regnet und die Leute gehen mit Schirmen vorbei an meinem Fenster. Ich sitze im Café, trinke Tee, rauche und schreibe. Die Zeit fürs Schreiben habe ich nur, wenn ich Tee trinke, und in den Straßenbahnen, die mich zum nächsten Termin bringen ...

Um 8 Uhr stand ich auf. Um 9 Uhr war ich schon im Sozialamt, wo ich, Gott sei Dank, die Krankenscheine für die Ärzte bekam. Ich war schon vier Mal bei der AOK, und dann noch im Sozialamt. Sie konnten nicht verstehen, wo wir – ich und meine Familie – hingehören und wer bezahlen muss. Gut, dass es heute nicht so lange dauerte. Ich bin müde, weil ich fast jeden Tag im Sozialamt

bin – mit vollem Wartezimmer, 2-3 Stühle für 10-15 Menschen und 1-2 Stunden warten.

Um 9.45 Uhr war ich schon in der Schule. Heute ist der zweite Tag. Gestern meldete ich mich zum Deutschsprachkurs an. Meine Betreuerin im Sozialamt sagte: „Er braucht keinen Kurs, er muss arbeiten.“ Das kann ich nicht verstehen; und mein Studium in der Ukraine interessiert niemanden. Und was ich will, auch nicht.

Das Sozialamt glaubt, dass es besser fürs Land ist, wenn ich im Stadion arbeite ... Das kann ich auch nicht verstehen. Aber was kann ich sagen? Danke dafür ...

Beim Sprachkurs und auf der Straße begegne ich anderen. Es ist anderes Verhalten. Ich bekomme hier

nicht nur die Sprachkenntnisse, sondern ich mache mich auch mit der Kultur vertraut. Und ich kann hier richtig „Danke“ sagen.

Ich wohne schon ein Jahr in Deutschland. Jetzt beginne ich, die Leute und die Kultur zu fühlen und zu verstehen. Früher fühlte ich mich wie ein Vogel ohne Himmel ...

Inzwischen ist es 14.30 Uhr. In der Tasche sind noch zehn Euro. Und bis ich die Sozialhilfe bekomme, sind noch vier Tage. Das geht auch ...

Es regnet fast nicht und auf dem Markt, zwischen Spiegeln kann man die Sonne sehen! Es ist jetzt Frühling und alles ist grün.

Ich muss gehen. Heute muss ich noch so viel machen.

Hätten wir dich noch etwas fragen sollen?
Vielleicht, welche Verbindung es zwischen Ausländern und Arbeitslosen es gibt in Deutschland. Das beschäftigt mich.

Haza, 40 Jahre, Irak

Welche drei Adjektive fallen dir spontan zu Deutschland ein?

Industrial, nicht so demokratisch, wie es sein sollte, rassistisch.

Was ist für dich Verschwendung?

Keine Freiheit zu haben ist Verschwendung.

Was brauchen deiner Meinung nach MigrantInnen, wenn sie nach Deutschland kommen?

Die Sprache beherrschen, mit deutschen Leuten Kontakt zu machen für Integration.

Was war und ist die größte Hürde für dich?

Mit der deutschen Mentalität zurecht zu kommen.

Welche Türen haben sich dir bisher geöffnet?

Ein bisschen mehr Leben, ich habe mir mehr Freiheiten genommen.

Was war das letzte Geschenk, das du bekommen hast?

Ein Weihnachtsgeschenk. Ein Set für Maniküre und Pediküre.

Woher stammen deine Freunde?

Zwei, drei aus dem Irak, drei aus Russland, einer aus dem Iran.

Wie findest du Freunde?

Ich habe sie gefunden im Irak, kann aber keine enge Beziehung zu ihnen aufbauen.

Wovon lebst du?

Ich habe eine Trainingsmaßnahme, nur drei Monate, dann Sozialhilfe.

Welche Ausbildung hast du?

Ich bin Agraringenieurin von Beruf.

Was denkst du, machst du in fünf Jahren?

Ich möchte eine Arbeit finden, möchte reisen.

Was tust du jetzt schon dafür?

Trainingsmaßnahme, einen Monat Praktikum als Floristin.

Was macht dich glücklich?

Eins, zusammen mit meiner Familie zu sein.

Welche Feste feierst du?

Newroz, Ramadan, Opferfest.

Welche Sprachen sprichst du?

Arabisch, Kurdisch, Englisch, Deutsch.

In welcher Sprache träumst, feierst und schimpfst du?

Schimpfen auf Arabisch, träumen auf Kurdisch.

Wie ist das längste Wort, das du kennst?

Aufenthaltsbestätigung.

Hätten wir dich noch etwas fragen sollen?

Eine Frage zur Politik hätte ich erwartet.

Pavlo, 21 Jahre alt, in der Ukraine geboren, seit einem Jahr in Deutschland.

Welche drei Adjektive fallen dir spontan zu Deutschland ein?

Interessant, neu?

Was ist für dich Verschwendung?

Das Wort kenne ich nicht.

Was brauchen deiner Meinung nach MigrantInnen, wenn sie nach Deutschland kommen?

Sprachkenntnisse. Kenntnisse der jeweiligen Landesgesetze.

Was war und ist die größte Hürde für dich?

Unverständnis.

Welche Türen haben sich dir bisher geöffnet?

???

Was war das letzte Geschenk, das du bekommen hast?

Ein Geschenk von mir an mich selbst: Ein Parfüm von Chanel.

Woher stammen deine Freunde?

Aus Deutschland.

Wie findest du Freunde?

Interessant. Sie müssen klug und intelligent sein.

Wovon lebst du?

Von Büchern und Gefühlen.

Welche Ausbildung hast du?

Schulbildung, 2 Jahre Universität.

Was denkst du, machst du in fünf Jahren?

Ich werde Bücher schreiben.

Was tust du jetzt schon dafür?

Ich schreibe und lese viel.

Was macht dich glücklich?

Mein Gefühl.

Welche Feste feierst du?

Geburtstag, Neujahr.

Welche Sprachen sprichst Du?

Russisch, ukrainisch, hebräisch, deutsch; ich verstehe englisch und tschechisch.

In welcher Sprache träumst, feierst und schimpfst du?

Das ist abhängig vom Umfeld. Aber hauptsächlich russisch, deutsch, hebräisch.

Wie ist das längste Wort, das du kennst?

??

Fortsetzung nächste Seite

IMPORTWARE AIDS

Claudia Hammer AIDS-Hilfe Halle e.V.

Annerose, 69 Jahre, in Deutschland geboren

Welche drei Adjektive fallen dir spontan zu Deutschland ein?

Schön, frustrierend, inkompetent.

Was ist für dich Verschwendung?

Wenn Dinge herausgeworfen werden, ohne daß es Menschen hilft.

Was brauchen deiner Meinung nach MigrantInnen, wenn sie nach Deutschland kommen?

Sprachkenntnisse, Guten Willen, Toleranz.

Was war und ist die größte Hürde für dich?

Ich habe das Gefühl, daß die 68er Bewegung mir fehlt.

Welche Türen haben sich dir bisher geöffnet?

In der Wendezeit: das Neue Forum, Bildungsangebote, persönliche Kontakte, die mir weitergeholfen haben.

Was war das letzte Geschenk, das du bekommen hast?

Mein Enkelkind.

Woher stammen deine Freunde?

Aus meinem Umfeld und sie haben entweder: die gleichen Interessen oder beteiligen sich an den gleichen Aktivitäten oder haben die gleichen Lebensansichten.

Wie findest du Freunde?

Unbedingt notwendig.

Wovon lebst du?

Von meiner Rente.

Welche Ausbildung hast du?

Hochschulstudium.

Was denkst du, machst du in fünf Jahren?

Mich weiterhin mit Frauenfragen beschäftigen.

Was tust du jetzt schon dafür?

Den Neuen Mann suchen, am Frauenpolitischen Runden Tisch mitarbeiten.

Was macht dich glücklich?

Gesundheit, Harmonie, Sonne, Familie.

Welche Feste feierst du?

So wie sie fallen, nicht unbedingt Feiertage

Welche Sprachen sprichst du?

Russisch, englisch, deutsch.

In welcher Sprache träumst, feierst und schimpfst du?

Deutsch.

Wie ist das längste Wort, das du kennst?

Landleberwurstverarbeitungsmaschine.

Hätten wir dich noch etwas fragen sollen?

Nein.

Maciej, 36 Jahre, in Polen geboren

Welche drei Adjektive fallen dir spontan zu Deutschland ein?

Schön, ruhig, gefährlich.

Was ist für dich Verschwendung?

Wenn etwas verloren geht oder Energie in die falsche Richtung gelenkt wird, Übermaß, Zeitvergeudung.

Was brauchen deiner Meinung nach MigrantInnen, wenn sie nach Deutschland kommen?

Hilfe, Freunde, Sprachkenntnisse.

Was war und ist die größte Hürde für dich?

Erfolg! Ich bin immer am Erfolg vorbeigelaufen.

Welche Türen haben sich dir bisher geöffnet?

Fast alle – nur noch nicht die zur Hölle,

Gott sei Dank!

Was war das letzte Geschenk, das du bekommen hast?

Ein Liebesbrief.

Woher stammen deine Freunde?

Überwiegend aus Deutschland.

Wie findest du Freunde?

Sehr wichtig, ohne Freund hat alles keinen Sinn.

Wovon lebst du?

Von Sozialhilfe.

Welche Ausbildung hast du?

Puppen- und Schauspieler.

Was denkst du, machst du in fünf Jahren?

Ich bin sehr reich und sehr erfolgreich!

Was tust Du jetzt schon dafür?

Ich kämpfe tapfer dafür.

Was macht dich glücklich?

Künstlerische Arbeit.

Welche Feste feierst Du?

Weihnachten, Ostern, Geburtstage, Namenstage,

Hochzeiten, Beerdigungen, Premieren.

Welche Sprachen sprichst Du?

Polnisch, deutsch, französisch, englisch, russisch.

In welcher Sprache träumst, feierst und schimpfst du?

Polnisch und deutsch.

Wie ist das längste Wort, daß du kennst?

Schraubenzieher.

Warum lebst Du in Deutschland?

Weil ich hier sein will!

Aus Zufall ist mein Schicksal geworden!

Flüchtlinge, MigrantInnen, AussiedlerInnen in Deutschland sind in einem umfassenden Gespinnst aus Bevormundung, Entmündigung und täglicher Erniedrigung gefangen, die ihren Alltag bestimmen. In vielen Regionen werden Flüchtlinge zwangsweise mit Sachleistungen versorgt und durch Arbeitsverbote daran gehindert, zu ihrem Lebensunterhalt selbst beizutragen. Sie werden in Gemeinschaftsunterkünften von der Umwelt isoliert, durch die so genannte Residenzpflicht auf dem Territorium festgehalten und durch minimales Taschengeld darin eingeschränkt, Freunde oder Verwandte zu besuchen oder am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen.

In den letzten Jahren haben fast zwei Millionen AussiedlerInnen ihre bisherige Heimat verlassen, um sich in Deutschland eine neue Existenz aufzubauen. Die häufig geringen Kenntnisse der deutschen Sprache sowie berufliche Qualifizierungen, die hier nicht immer anerkannt werden, aber auch mangelnde Akzeptanz der einheimischen Bevölkerung, die die AussiedlerInnen als KonkurrentInnen auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt ansehen, gestalten die Integration in das soziale, gesundheitliche, gesamtgesellschaftliche System der Bundesrepublik außerordentlich problematisch.

Gesundheit

Gesundheit ist eine elementare Voraussetzung dafür, dass Menschen sich in ihrem Lebensumfeld entfalten können. Die bundesdeutschen Systeme der Bildung und Ausbildung und auch des Gesundheitswesens weisen große Versorgungsdefizite für MigrantInnen auf. Asylanttragsteller, Kriegsflüchtlinge, festgehaltene MigrantInnen auf Flughäfen, MigrantInnen mit Duldung, vollziehbar ausreisepflichtige MigrantInnen, EhepartnerInnen und minderjährige Kinder sind zwar Leistungsberechtigte nach dem Asylbewerberleistungsgesetz (AsylbLG). Diese Menschen erhalten jedoch vor allem Sachleistungen: Das kann minderwertige Lebensmittelpakete bedeuten, Gemeinschaftsunterkünfte, Gutscheine – aber nie Bargeld. Die Einschränkung der Lebensqualität ist geradezu vorprogrammiert.

MigrantInnen sind ein so genannter „multiproblematischer“ PatientInnenkreis. Es entsteht fast automatisch ein Muster an Betreuungsproblemen; beispielsweise wird die Gesundheitsberatung häufig zum Ersatz für Versorgungsprobleme gemacht. Die unbefriedigende Wohnsituation ist dabei die häufigste psychische Belastung (keine Privat- und Intimsphäre). Oder: Fragen wie die Ernährung und deren Bedeutung für die Gesundheit sind elementar, wurden jedoch erstmalig 1995 in Schweden auf einem Kongress über die Ernährungsproblematik von MigrantInnen debattiert.

Das Gesundheitsversorgungsniveau von Asylsuchenden und Flüchtlingen ist abhängig von ihrem Rechtsstatus. Für sie regelt das Asylbewerberleistungsgesetz die „erforderliche ärztliche und zahnärztliche Behandlung“, weitgehend reduziert auf die Therapie „akuter Erkrankungen und Schmerzzustände“ – eine Formel, die viele Fragen offen lässt, vor allem die nach der Versorgung chronischer Erkrankungen, psychischer Probleme oder spezieller Krankheiten wie AIDS: Ist AIDS eine subakute und chronische Erkrankung? Wie wird hier definiert?

Zugang

MigrantInnen haben existentielle Zugangsprobleme zur deutschen Gesundheitsversorgung. Dazu zählen Rechtsbestimmungen, die die Versorgung einschränken, wie z.B. das AsylbLG, aber auch eine Nichtberücksichtigung der besonderen Lage der MigrantInnen allgemein, z.B. in der Gesundheitsreform. Fehlende Orientierungshilfen und Beratungsdienste auf allen Ebenen des Gesundheitssystems erschweren den Zugang.

Den objektiven Kommunikationsschwierigkeiten wie dem Fehlen von muttersprachlichen Fachkräften könnte mit einem Netzwerksystem aus telefonisch erreichbaren DolmetscherInnen sowie durch muttersprachliches Informationsmaterial, welches den entsprechenden Kommunikationsformen angepasst ist, abgeholfen werden. Seitenweise Broschüren in Suaheli-Schrift erreichen die MigrantInnen nicht – Schriftsprache ist nicht immer die angemessene Form. Das Fehlen von speziellen Angeboten für bestimmte Adressatengruppen tut ein Übriges.

Kulturelle Phänomene

Gesundheit und Krankheit sind nicht nur psychologische und physiologische Zustände, sondern auch kulturell geprägte Phänomene. In jeder Kultur gibt es bestimmte Krankheitsbilder, so genannte „anerkannte“ Krankheiten, die es in anderen Kulturen nicht oder nur in abgewandelter Form gibt. Wenn das deutsche Gesundheitswesen die Patienten und ihre Probleme verstehen will, dann muss es sich ein Verständnis der regional gültigen Symptome und Krankheitsbilder verschaffen.

Der kulturelle Hintergrund der MigrantInnen/PatientInnen bestimmt beispielsweise, was eine Krankheit ist und was nicht. Ansichten und Überzeugungen über die Ursachen von bestimmten Krankheiten; die Erfahrung von Schmerz und den Umgang mit Schmerzen; was als Symptom bezeichnet wird; wovor man Angst hat; wie über Schmerz, Symptome oder Angst kommuniziert wird – all dies unterliegt regionalen Gewohnheiten. Die Erwartungen an ÄrztInnen, Schwestern, PflegerInnen und andere HelferInnen sind ebenso wie die Vorstellungen über Form und Dauer der Behandlungen überall unterschiedlich.

Frauen

Wie bei anderen MigrantInnengruppen wirkt sich in der Gesundheitsversorgung und psychosozialen Betreuung auch bei Asylsuchenden und Flüchtlingen das Kommunikationsproblem auf Frauen stärker aus. Dieser Umstand hat Einfluss auf diagnostische und therapeutische Behandlungsmethoden. Ohne ein ausführliches Gespräch sind die Zusammenhänge von Krankheiten schwer zu bestimmen (Folgen von Folter, Misshandlungen, sexueller Gewalt). Frauen benötigen zudem in den Sprechstunden häufiger Übersetzungshilfen als Männer; doch dort sind in den meisten Fällen nichtprofessionelle Personen als ÜbersetzerInnen tätig: Familienangehörige, EhepartnerInnen oder Kinder. Im Zusammenhang mit HIV/AIDS führt dies oft zum Desaster; klärende Gespräche sind fast unmöglich.

Einsatz von MigrantInnen

Die Neufassung des AsylbLG durch das Gesetz vom 01.06.1997 hatte zum Ziel, den offen gebliebenen Fragen der Migration einen einheitlichen gesetzlichen Rahmen zu bieten. In der Praxis ging es dabei jedoch nicht um eine wirkliche Verbesserung der Versorgungsvoraussetzungen, sondern um die weitere Reduktion des Leistungsniveaus. Es gibt allerdings Spielräume in den Landes- und Kommunalbehörden, die eine intelligente Nutzung knapper Ressourcen ermöglichen würden, die jedoch abhängig sind von persönlichen Einstellungen und Qualifikationen des beteiligten Personals. Der Einsatz qualifizierter MigrantInnen auf allen Ebenen des Gesundheitswesens wäre eine Chance gegen Restriktion und Willkürlichkeit.

Krankenschein

Auch die Frage nach Zulässigkeit und Finanzierbarkeit präventiver Maßnahmen und gezielter Gesundheitsaufklärung, die gerade zum Thema HIV/AIDS so bedeutsam sind, bleibt offen. Ein uneingeschränkter Anspruch auf Krankenbehandlung nach § 4 AsylbLG (und damit auch auf einen Krankenschein zur ambulanten Behandlung) besteht theoretisch bei allen Krankheiten mit der erwähnten Einschränkung „akut oder schmerzhaft“. Ob das von dem/der PatientIn wahrgenommene Symptom jedoch auf eine behandlungsbedürftige Krankheit hinweist, um welche Krankheit es sich handelt und welche Therapie angewendet werden muss, kann auch ein Arzt erst nach gründlicher Untersuchung und Diagnose-

stellung entscheiden. Schon um die Diagnose und damit den Behandlungsbedarf im Sinne des § 4 ermitteln zu können, ist ein Krankenschein zwingend erforderlich.

Die Verweigerung von Krankenscheinen seitens medizinisch nicht qualifizierter VerwaltungssachbearbeiterInnen (etwa mit dem Hinweis, es handle sich um eine nicht behandlungsbedürftige Befindlichkeitsstörung) und damit die Verweigerung der Möglichkeit der Diagnosestellung durch eineN Arzt/Ärztin ist rechtswidrig. Dasselbe gilt für den Verweis auf eine angeblich vor Behandlungsbeginn erforderlich amtsärztliche Untersuchung, für die dann erst nach einer Wartezeit von Wochen oder gar Monaten ein Termin benannt wird.

Aids als neuer gesellschaftlicher Zusammenhang

In den vergangenen Jahren erlebte die deutsche Gesellschaft aufgrund der ökonomischen Krise einen steten Wertewandel im Umgang mit MigrantInnen. Politik wird heute vom Biertisch aus gemacht. Von der Parole „Deutsche Arbeit den Deutschen“, über den Slogan „Die Ausländer nehmen uns die Frauen, die Wohnung, die Arbeit und geben uns AIDS“ bis zu der Aussage Waigels, die Ausländer hätten Schuld an der Arbeitslosigkeit, ist es nicht weit.

Die Zwischenrufe Schröders, kriminelle Ausländer sofort ohne Revision auszuweisen, entspringen dem Wunsch nach dem starken Mann bzw. dem Bestreben, sich als solcher anzudienen. Ein gefährliches Schielen nach vermeintlichen Stimmen ist dies, das darüber hinwegtäuschen soll, dass die Verursacher einer fehlgeleiteten Wirtschaftspolitik keine anderen Rezepte mehr anbieten können, als die Schuld denen zu geben, die schon immer die schwächste Lobby hatten.

Parallel zu diesen populistischen Äußerungen wird das Asylrecht zunehmend gestrafft – siehe die Debatte über das neue Zuwanderungsgesetz. Durch die Drittstaatenregelung wurde der Zuzug asylsuchender Menschen nach Deutschland vermindert. Gleichzeitig sorgen die verbesserten wirtschaftlichen Kooperationen mit Staaten dubioser politischer Verhältnisse dafür, dass diese heute als nicht mehr so gefährdend erachtet werden wie noch vor fünf Jahren – ohne dass sich am jeweiligen System etwas geändert hätte. Die positivere Beurteilung aber lässt ein schnelleres Abschieben der Asylsuchenden zu. Welche Konsequenzen kann dies nach sich ziehen; welche Aufgabe entsteht für die AIDS-Hilfe bzw. welche spezifischen Anforderungen stellt die Betreuung von MigrantInnen, insbesondere AsylbewerberInnen?

Aids-Hilfen

AIDS-Hilfen sind politische Vertretungen jener Menschen, die keine eigene Lobby haben, die sich nicht gegen Ausgrenzung, Diffamierung oder Ungerechtigkeiten artikulieren oder wehren können. AIDS-Hilfen müssen sich dafür einsetzen, dass alle Menschen den gleichen Zugang zum Gesundheitssystem haben und zu den Rechten der individuellen Lebensplanung, egal welcher Gruppe, Religion oder Nation sie angehören. HIV-Prävention muss aufgrund der ethnischen Lebenssituation stattfinden, dem kulturellen Lebenshintergrund entsprechend. Es müssen Kenntnisse und Erfahrungen eingebracht werden, die aus den kulturellen Hintergründen kommen.

Literatur zum Thema:

- Handbuch Migration, Archiv für Sozialpolitik, hg. von der Deutschen AIDS-Hilfe e.V., Frankfurt/M. 1998.
- Georg Classen, Menschenwürde mit Rabatt, Karlsruhe: Loeper Literaturverlag, 2000.
- AIDS und Migration, Die Deutsche Bibliothek, hg. von der Deutschen AIDS-Hilfe e.V., 2001.

HOMOSEXUELLE RECHTE WELTWEIT, 2000 (AUSZUG)

Henrik Olesen

Staaten, in denen homosexuelle Handlungen mit dem Tode bestraft werden:

Afghanistan, Iran, Mauretanien, Pakistan, Saudi-Arabien, Sudan, Jemen

Staaten, in denen Gesetze den Analverkehr verbieten:

Afghanistan, Äthiopien, Algerien, Angola, Anguilla, Armenien, Aserbaidschan, Bangladesch, Barbados, Bahrain, Benin, Bhutan, Bosnien-Herzegowina, Botswana, British Virgin Islands, Brunei, Birma (Myanmar), Burundi, Cayman-Inseln, Cook-Inseln, Djibouti, Fidschis, Georgien, Ghana, Grenada, Guyana, Indien, Iran, Jamaika, Jemen, Kamerun, Kapverdische Inseln, Kenia, Kiribati, Kuwait, Libanon, Liberia, Libyen, Malawi, Malaysia, Malediven, Mali, Marokko, Marshall-Inseln, Mauretanien, Mauritius, Montserrat, Mozambique, Namibia, Nauru, Nicaragua, Nigeria, Niue, Oman, Pakistan, Papua-Neuguinea, Puerto Rico, Qatar, Sambia, Samoa, Saudi-Arabien, Seychellen, Sierra Leone, Simbabwe, Singapur, Solomon-Inseln, Somalia, Sri Lanka, St. Lucia, Sudan, Swasiland, Syrien, Tadschikistan, Tahiti, Tansania, Togo, Tokelau, Tonga, Trinidad & Tobago, Tunesien, Turks- & Caicos-Inseln, Tuvalu, Uganda, Usbekistan, Vereinigte Arabische Emirate, Vereinigte Staaten von Amerika

Staaten, in denen das Alter für die beiderseitige Zustimmung zum Sex für Homosexuelle höher liegt als für Heterosexuelle:

Albanien, Antigua und Barbuda, Australien, Bahamas, Brasilien, Bulgarien, Burkina Faso, Channel-Inseln, Chile, Estland, Falklandinseln, Färöer-Inseln, Gibraltar, Großbritannien und Nordirland, Hongkong, Irland, Kroatien, Liechtenstein, Österreich, Portugal, Südafrika, Surinam, Ungarn, Zypern

Staaten, in deren Landesgrenzen homosexuelle Paare Lebenspartnerschaften vertraglich eingehen können:

Australien, Belgien, Brasilien, Dänemark, Frankreich, Grönland, Island, Israel, Italien, Kanada, Niederlande, Norwegen, Spanien, Schweden, Ungarn

Die Rechte Homosexueller weltweit:

Afghanistan bestraft Analverkehr mit dem Tode. Für schuldig befundene Homosexuelle werden hin-

gerichtet, indem sie von einem hohen Dach oder Berg heruntergeworfen oder neben einer Mauer vergraben werden, die dann über ihnen zum Einsturz gebracht wird.

Albanien kennt keine Gesetze, die Analverkehr verbieten. Das Alter für die beiderseitige Zustimmung zum Sex liegt für homosexuelle Männer bei 18, für Lesben und Heterosexuelle bei 14.

Algerien: Gleichgeschlechtliche Handlungen sind illegal und können mit einer Gefängnisstrafe von bis zu drei Jahren sowie einer Geldstrafe von zwischen 1.000 und 10.000 algerischen Dinar geahndet werden.

Andorra hat keine Gesetze, die Analverkehr verbieten.

Angola: Gleichgeschlechtliche Handlungen sind illegal. Sie werden als Vergehen gegen die öffentliche Moral definiert.

Antigua und Barbuda haben keine Gesetze, die Analverkehr verbieten. Das Alter für die beiderseitige Zustimmung zum Sex liegt für homosexuelle Männer bei 18, für Lesben und Heterosexuelle bei 16.

Argentinien hat keine Gesetze gegen Analverkehr.

Armenien hat ein Gesetz gegen Analverkehr; dieser wird mit bis zu 5 Jahren Gefängnis bestraft. Oralverkehr ist legal. Lesbischer Sex findet im Gesetz keine Erwähnung.

Aruba hat keine Gesetze gegen Analverkehr. Das Alter für die beiderseitige Zustimmung zum Sex liegt für alle bei 16. Gleichgeschlechtliche Handlungen mit Minderjährigen unter 16 wird mit einer Haftstrafe von bis zu 4 Jahren geahndet. Heterosexueller Kontakt mit Minderjährigen unter 16 ist nur unter bestimmten Bedingungen strafbar.

Australien: In keinem Bundesstaat oder Territorium gibt es Gesetze, die Analverkehr verbieten. Es gelten folgende Altersbestimmungen für die beiderseitige Zustimmung zum Sex: New South Wales*: 18, South Australia: 17, Northern Territory*: 18, Tasmania*: 17, Australian Capital Territory: 16, Victoria: 16, Queensland: 16 für Oralverkehr und 18 für Analverkehr. Western Australia: 21 für homosexuelle Männer und 16 für lesbische Frauen (*bedeutet: es gibt keine Gesetze, die lesbische sexuelle Praktiken regeln). Das Alter für die beiderseitige Zustimmung zu heterosexuellem Geschlechtsverkehr liegt in allen Bundesstaaten bei 16 außer in Tasmania und South Australia, wo das Alter 17 beträgt. In Queensland, Northern Territory, South Australia,

Victoria und Western Australia ist die Samenspende zugunsten lesbischer Frauen verboten. In Queensland dürfen Schwule und Lesben nicht Pflegeeltern sein.

Aserbaidschan hat ein Gesetz gegen Analverkehr. Dieser Tatbestand wird mit einer Freiheitsstrafe von zwischen 5 und 7 Jahren geahndet. Oralverkehr ist legal. Lesbischer Geschlechtsverkehr findet im Gesetzestext keine Erwähnung.

Bahamas: Hier gibt es kein Gesetz gegen Analverkehr im privaten Bereich. Das Alter für die beiderseitige Zustimmung zum Sex ist für Homosexuelle 18, für Heterosexuelle 16. Es gibt ein Gesetz gegen Geschlechtsverkehr in der Öffentlichkeit, der mit bis zu 20 Jahren Gefängnis bestraft werden kann. Eine andere Quelle besagt, dass Paragraphen 390 und 530 des Strafgesetzbuches für homosexuelle Handlungen zwischen Männern bis zu 10 Jahre Freiheitsentzug vorsehen. Paragraph 529 kriminalisiert gleichgeschlechtliche Kontakte zwischen Frauen und sieht Haftstrafen von bis zu 2 Jahren vor. Laut dieser Quelle werden die Gesetze in gewissen Grenzen noch immer angewendet. Homosexuelle dürfen zum Militär.

Bahrain hat ein Gesetz, das Analverkehr verbietet und mit bis zu 10 Jahren Gefängnis bestraft – mit oder ohne körperliche Züchtigung.

Bangladesch hat ein Gesetz, das Analverkehr verbietet und mit Deportation, Geldbußen und/oder 10 Jahren bis lebenslänglicher Haft bestraft.

Barbados: Homosexuelle Handlungen sind illegal.

Belarus (Weißrussland) hat keine Gesetze gegen Analverkehr. Das Alter für die beiderseitige Zustimmung zum Sex beträgt 18 für Männer und zwischen 14 und 18 für Frauen, abhängig von der geschlechtlichen Reife. 1. Sexuelle Handlungen mit einer Person, die jünger als 18 ist, werden mit einer Gefängnisstrafe von bis zu 8 Jahren geahndet. 2. Beim Militär gelten nicht-traditionelle Beziehungen zwischen Männern als gegen die Interessen des Militärs gerichtet und werden nach Militärrecht hart bestraft.

Belgien kennt keine Gesetze, die Analverkehr verbieten. Das Alter für die beiderseitige Zustimmung zum Sex beträgt für alle 16. 1. Homosexuelle dürfen zum Militär. 2. Belgien erkennt Lebenspartnerschaften gesetzlich an. Partnerschaftsverträge können zwischen zwei beliebigen Erwachsenen

geschlossen werden, sofern diese nicht verheiratet oder sonst wie vertraglich gebunden sind, und zwar ungeachtet ihres Geschlechts und Verwandtschaftsgrades. Der Vertrag wird notariell beglaubigt und in das Register des Ortes, an dem die Vertragspartner beim Einwohnermeldeamt gemeldet sind, eingetragen. Der Hauptvorteil dieses Vertrages scheint darin zu bestehen, dass man im Falle eines Zerwürfnisses bezüglich der Gütertrennung bei Auflösung des Vertrags gerichtlich vorgehen kann. Er regelt in erster Linie die gemeinsame Haftung für den Lebensunterhalt des anderen, entsprechend der Mittel, die den PartnerInnen zur Verfügung stehen. Bei fehlendem Eigentumsnachweis gelten alle während der Laufzeit des Vertrags erworbenen Güter als Gemeinschaftseigentum. Allerdings wird ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die PartnerInnen als individuelle juristische Personen behandelt werden bei der Steuererklärung, der Einstufung in eine Steuerklasse, bei Erbschaften, bezüglich des Elternstatus bei Kindern, bei Adoption, bei der Inanspruchnahme künstlicher Befruchtung, bei den Sozialversicherungen und Rentenansprüchen und bei der Immigration.

Belize hat keine Gesetze gegen Analverkehr.

Benin hat ein Gesetz gegen Analverkehr.

Bhutan: Gleichgeschlechtlicher Sex ist gesetzlich verboten und kann mit bis zu lebenslanger Haft bestraft werden.

Bolivien hat keine Gesetze gegen Analverkehr. Das Alter für die beiderseitige Zustimmung zum Sex beträgt 17. Sexuelle Handlungen mit Personen unter 17 können mit bis zu fünf Jahren Haft bestraft werden.

Bosnien-Herzegowina: Die Republik Srpska ist die einzige verbleibende Entität der Föderation mit einem Gesetz gegen Analverkehr. Homosexuelle Handlungen zwischen Männern werden mit bis zu einem Jahr Gefängnis bestraft. In den übrigen Teilen der Föderation gelten keine Gesetze, die Analverkehr verbieten. Das Alter für die beiderseitige Zustimmung zum Sex beträgt für alle 16.

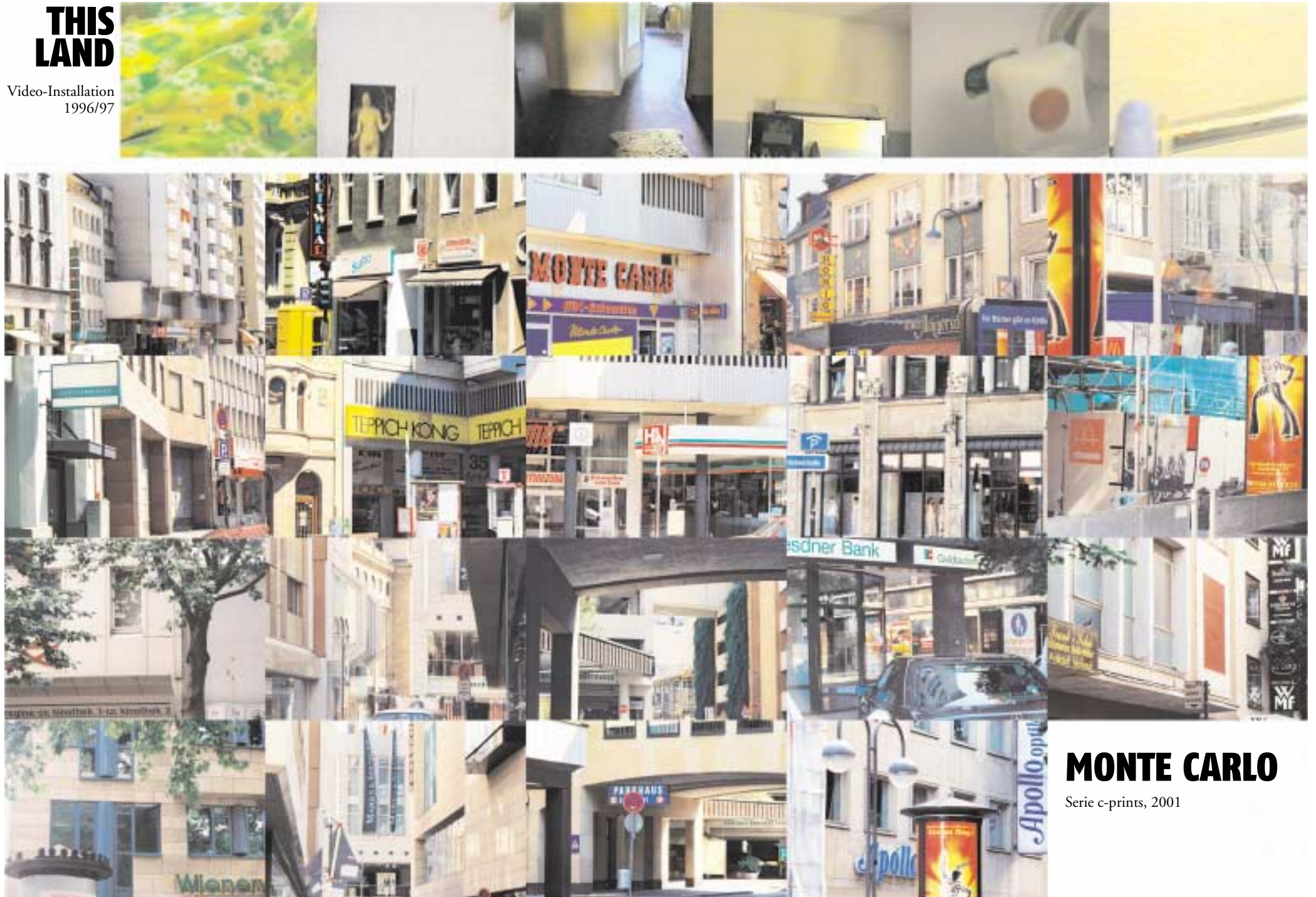
Botswana: Homosexuelle Handlungen zwischen Männern sind illegal und werden mit bis zu 7 Jahren Gefängnis bestraft.

(...)

Hans-Peter Scharlach

THIS
LAND

Video-Installation
1996/97



MONTE CARLO

Serie c-prints, 2001

Ein paradoxer Politiker

Seit seinem Erscheinen auf der politischen Bühne der Niederlande war Pim Fortuyn ein entschlossener und wortstarker Bilderstürmer, ein neuartiger Politiker, der das Paradoxe zu seinem Markenzeichen machte: ein elitärer Populist, ein freizügiger Tugendwächter, ein moderner Traditionalist. Die öffentliche Figur, die zuerst bei den Gemeinderatswahlen vom 15. März 2002 dominierte, um anschließend Kurs auf einen nationalen Triumph bei den niederländischen Parlamentswahlen am 15. Mai 2002 zu nehmen, schien für den Erfolg vor den Kameras geboren zu sein.

Das Schaffen einer politischen Persönlichkeit muss heute wörtlich genommen werden: kein Spitzenpolitiker ohne intensives Medientraining und fachkundige Frisurenberatung. Fortuyn hingegen war ein Naturtalent. Seine wohlklingenden Einzeiler schienen ihm nicht von teuer bezahlten Schreiberlingen zugeflüstert, sondern Produkt seiner eigenen Spitzfindigkeit zu sein. Die Lehrerfahrung vieler Jahre vor vollen Hörsälen verschiedener universitärer Departements und eine Vergangenheit als Kolumnist haben hierzu zweifellos beigetragen. Trotzdem konnte es niemandem entgehen, dass seine schnelle Zunge und sein flamboyantes Auftreten vor der Kamera Bestandteil seines Naturells waren. Fortuyn war ein Homosexueller der extrovertierten Art. Nicht einfach vielleicht, aber sehr normal.

The political is the personal

Wie ist Fortuyns Wahlslogan „At Your Service“ anders zu verstehen, als ein halbseidenes „double entendre“? Als eine schelmische Anspielung auf die sexuellen Aktivitäten, die dieser Politiker laut eigener Aussage in den dark rooms manch eines Homoclubs praktizierte? „At your service“ sollte so viel heißen wie „zu Ihren Diensten“ oder „ich bin verfügbar“. Für genaue BeobachterInnen war klar, dass dieser Debütant auf der politischen Bühne die Spielregeln des Nehmens und Genommenwerdens in einer ganz anderen als der öffentlichen Arena gelernt hatte. Der dazugehörige militärische Salut ließ sich wie ein Symbol der Tatkraft lesen, suggerierte aber (jedenfalls in der Ausführung durch Fortuyn selbst) ebenso gut eine Parodie auf die Rituale des förmlichen Clubs, aus dem die „violette“ Regierung¹ bestand und die Politik durchgängig besteht. Verschiedene KommentatorInnen haben vor und auch nach dem Tod von Fortuyn darauf hingewiesen, dass sein rudimentäres Parteiprogramm als der sprichwörtliche Elefant im Porzellanladen der

gefestigten Ordnung fungierte. Die gleiche Festlegung gilt auch für sein Image des unbescholtenen, aber weltweiten Außenseiters, der unbändigen Tunte, die dem verkrampten „straight establishment“ eine lange Nase macht. Auch wenn er „queer“ war, seine Ideen zumindest waren „square“. Sein robuster Sprachgebrauch und seine simplifizierte Lösungen hatten zur Folge, dass ihm seine überwiegend heterosexuelle Wählerschaft gern seine homosexuellen Koketterien verzieh. Diese WählerInnen sprachen nicht gern darüber, dass ihr Pim ein Homo war. Das war nicht wichtig, er sagte zumindest, was sie dachten.

Der Erfolg eines bekennenden schwulen Politikers bei der homosexuellen Wählerschaft dagegen kann schwerlich erstaunen. Solange gleiche Chancen für Homosexuelle noch nicht Fakt sind, gibt es einen konstanten Bedarf an Rollenmodellen in der Öffentlichkeit. Der erste unverhohlene homosexuelle Ministerpräsident einer modernen Demokratie wäre für viele ein schlagkräftiger Beweis für eine wirklich tolerante Gesellschaft. Dass das Streben Fortuyns nach einer repräsentativen Position von einem Teil der homosexuellen Gemeinschaft bejubelt wurde, illustriert hauptsächlich die schaurigen Grenzen einer apolitischen sexuellen Politik. Bei den Wahlen hat er vor allem Punkte bei den politisch uninformierten Homosexuellen geholt. Aber man darf es als sehr erstaunlich betrachten, dass in einem Land, das ansonsten so empfindlich auf Pädophilenskandale reagiert, auch eine beträchtliche Anzahl heterosexueller, oft moralisch entrüsteter BürgerInnen ihre Stimme für einen bekennenden Päderasten abgeben. In Interviews verschwieg Fortuyn sein Interesse für ganz junge Männer ebenso wenig wie seine Vorliebe für das *Rimmen*².

Es wäre den Damen und Herren von der Presse nie in den Kopf gekommen, einen heterosexuellen Politiker über seine sexuellen Aktivitäten zu befragen – aber Fortuyn genoss seine Bekenntnisse ganz offensichtlich. Wie kein anderer in den Medien präsenter Mann hat er es geschafft, die expliziten Informationen über seine sexuellen Aktivitäten und seine sexuelle Toleranz zu seinem Schutzbrief gegen die viel schärferen Vorwürfe des unverschleierte Rassismus zu machen. Fortuyn hat als erster Politiker freiwillig mit der asexuellen Sexualpolitik gebrochen, die die Medien noch immer beherrscht. Denn so sehr Sex einerseits Bestandteil des Mediengeschehens ist und andererseits zum öffentlichen Geschehen gehört, so sehr riskiert jede öffentliche Person, die tatsächlich mit Sex assoziiert wird, ihre Erniedrigung und Dämonisierung. Wenn Politiker eine Lehre aus Clintons Lewinsky-Affäre gezogen haben, dann die, dass Sexappeal in ihrer Branche besser

nicht in echtem Sex enden sollte. Fortuyn wusste nur zu gut, dass in Zeiten des „full media exposure“ der sexuelle Skandal über dem Kopf eines jeden Politikers, und um so mehr über dem eines homosexuellen Politikers, schwebt. Er hat den Skandal von Beginn an selbst gesteuert, damit andere Opportunisten dies nicht an seiner Stelle tun. Ihm drohte kein In-flagranti-Szenario, wie es bei einem George Michael der Fall war: Seine sexuelle Identität sollte nicht von Sex verheizt werden. Er war schlussendlich der Mann, der sagte, was er tat, und der tat, was er sagte. Der erste Politiker, der das Arschlecken wörtlich nahm.

Moderner Traditionalismus

Wie ist politische Wahrheit mit einem unverhohlenen Sexleben, ganz zu schweigen von einem öffentlichen Homo-Sexleben, in Einklang zu bringen? Wie ist gesellschaftliches Ansehen mit anonymem Sex in dark rooms unter einen Hut zu bringen? Der frühe Tod von Fortuyn lässt diese nagelneuen Fragen in Sachen heutiger Politik unbeantwortet. Seine Unanständigkeit hat ihm zweifellos bei seiner Blitzkarriere als provokanter Vertreter geholfen. Die langfristigen Auswirkungen dieses ungewöhnlichen Images lassen sich vorläufig nur errahnen. Andere Bewerber mit gleichen Neigungen werden sicher folgen, denn die sexuellen Praktiken, die auf den ersten Blick für den überwiegenden Teil des heterosexuellen Wählerkreises wie eine Abweichung erscheinen, münden bei genauem Hinsehen vielleicht in einer bleibenden Würdigung. Fortuyn war schlussendlich nicht einfach nur ein Politiker mit gewagten Vorlieben, er war ein neoliberaler Politiker mit einem unverkennbaren Geschmack. Und Vergnügen, Begehren und Andersartigkeit sollen ja gerade die Merkmale für den von den Neoliberalen heftig bejubelten freien Markt sein.

In den Augen vieler unruhiger WählerInnen konnte der sich offen bekennende Homosexuelle durchaus den Fels in der Brandung verkörpern. Wer autonom über seine sexuelle Identität zu entscheiden wagt – vor allem dann, wenn diese deutlich von der Norm abweicht – und wem es gelingt, die Kontrolle über sein Privatleben zu behalten, spricht in jeder Hinsicht eine deutliche Sprache in einer Gemeinschaft, die sich so schnell und so extrem verändert, dass sie wie ein steuerloses Floß in einem Fluss zu treiben scheint. Darüber hinaus ist die sexuelle Toleranz und das Zulassen neuer Formen der Sexualität ein Ausweis der Modernität. Die gesellschaftliche Sichtbarkeit der Homosexualität (zum Beispiel im Entstehen lebendiger Wohngebieten für Homosexuelle in Großstädten wie Shanghai, Tokio und Paris) gilt als Maßstab für die angenehmen Aspekte der Globalisierung.

Fortuyn hat es nicht unterlassen, diese Modernität seines sexuellen Status zu missbrauchen. Er konnte den Unterschied zwischen den herrlich permissiven Niederlanden und den rückständigen Ländern, in denen (Homo-)Sexualität ein Tabu bleibt, nicht stark genug betonen. Er liebte es, die konservativen Islamisten zu piesacken, denn jedes Mal, wenn diese sich über unnatürliche Praktiken und westliche Dekadenz zu Schimpftiraden herausfordern ließen, unterstrich das seine Progressivität.

Diese erprobte rassistische Taktik ist ein trauriges Klischee, welches homosexuelle Paare in bezahlbaren und somit ethnisch gemischten Wohngebieten in der Großstadt zweifellos am eigenen Leib erfahren. Wenn wieder mal in ihren Briefkasten gepinkelt wurde oder ein neuer Kratzer auf ihrem Auto ist, werden sie den marokkanischen Nachbarn, der seit Jahren neben ihnen wohnt, mit dem Finger auf den kürzlich hinzugezogenen kongolesischen Flüchtling zeigen sehen. Frühere Opfer von Stigmatisierung wissen, wie man stigmatisiert. Fortuyn schien keine Ausnahme von dieser traurigen Regel zu sein und machte die EmigrantInnen für die steigenden Kriminalitätszahlen verantwortlich. Er wollte stante pede das Schengener Abkommen kündigen, die nationalen Grenzen schließen und pro Stadt, Wohngebiet und Schule ethnische Quoten festlegen. Sein simplifizierender Vorschlag, erst Ordnung in den Niederlanden zu schaffen und sich danach mit der Welt da draußen einzulassen, ähnelt ironischerweise einer der säkulären Aussagen des Taliban-Regimes in Afghanistan. In seinem möglicherweise noch verrückteren Beschluss, alle Computer aus niederländischen Schulen zu entfernen, zeigte er eine große Affinität zu den ultra-orthodoxen Juden in Israel, die vor dem Internet warnen, da es die Pforte zur Außenwelt sperrangelweit öffnet.

Von der Eingrenzung der sexuellen Moral wollte Fortuyn nichts hören, von der Abgrenzung der nationalen Identität konnte er nicht genug bekommen. Homosexuelle können sich benehmen, wie sie wollen, aber AusländerInnen müssen sich nach dem richten, was sich gehört. Es wird Zeit, äußerst beherrscht, aber effektiv und knallhart zurückzuschlagen und die türkische, marokkanische, surinamische und antillanische Gemeinschaft ohne Umschweife für das schlechte Benehmen von Gruppen aus ihrer Gemeinschaft mitverantwortlich zu machen. Wir haben hier ein Volk und eine Nation zu bilden, um überleben zu können, und das bedeutet, dass sie sich hieran entweder voll und ganz beteiligen und sich als NiederländerInnen fühlen oder dorthin zurückgehen, von wo sie gekommen sind. So fasste der Rotterdamer Populist sein Assimilationsprogramm knapp zusammen. Der erste niederländische Politiker, der den Nationalismus über der gesellschaftlichen Agenda zu platzieren verstand, ärgerte sich schrecklich darüber, wenn sich seine Stadt durch einen Sieg der türkischen Fußballmannschaft mit einem Schlag in Kleinstambul veränderte. Die Chance ist groß, dass viele seiner konservativen, heterosexuellen Wähler über die jährliche Schwulenparade in ihrer Stadt genauso dachten – bis dieser emanzipierte Homosexuelle in Anzug und Krawatte ihnen klar machte, dass „in unserem, dem modernisierten Teil der Welt“ Tunten jeder Art und Herkunft die Normalisierung dieser chaotischen Existenz wollen.

Die Pigmentierung des Nationalismus

Als Pim Fortuyn nach dem Debakel mit der Partei Leefbaar Nederland, deren Spitzenkandidat er zuerst war, in aller Eile seine eigene Liste für die Parlamentswahlen zusammenstellen musste, landete ein attraktiver 27-jähriger Kommunikationsmanager kapverdischer Abstammung namens João Varela auf dem zweiten Platz. João Varela ist ein wenig der „Whity“ in der Geschichte von Pim Fortuyn. Nicht so sehr deshalb, weil die Genealogie vieler Kapverden durch vielfache *Metissages* zwischen den schwarzen SklavenInnen und den weißen Kolonialisten bestimmt ist, sondern weil Varela in der Geschichte des Pim Fortuyn ein gelungener Ausländer war: erfolgreich im Geschäft und somit fast ein echter Niederländer. Außerdem soll er sich selbst spontan bei einem schicken Herrn Fortuyn angeboten haben, um ihm zu helfen – und zwar in dem Moment, in dem Fortuyn als Rassist stigmatisiert wurde. Varela als der ideale politische Butler für Herrn Fortuyn. Indem er sich auf Fortuyns Liste setzen ließ, wollte der kapverdische Kommunikationsmanager eines Kosmetikunternehmens helfen, das Vorurteil Fortuyn als Rassisten zu entkräften. Man könnte dies als die Strategie der Pigmentierung des Nationalismus bezeichnen. Eine profitable Partnerschaft!

Sogar der vermeintliche Mörder von Pim Fortuyn lieferte unbeabsichtigt seinen Beitrag zur Destigmatisierung von Fortuyn. Eine Stunde nach dem Mord an Pim Fortuyn auf einem Parkplatz im Mediapark von Hilversum konnte der Sprecher der lokalen Polizei gute Neuigkeiten verkünden. Der vermeintliche Mörder sei festgenommen und mehr noch, es handle sich um einen weißen Niederländer. Dies wurde ganz besonders betont. Man reagierte erleichtert, nicht zuletzt die migrantischen Organisationen. Man war ebenso erleichtert wie damals, als sich herausstellte, dass der israelische Premier Yitzschak Rabin von einem radikalen Juden und nicht von einem Palästinenser ermordet worden war. Kurz hatte man befürchtet, dass Fortuyn von einem Ausländer ermordet worden sein könnte, was Indiz des Bewusstseins über Fortuyns eindeutig rassistische Äußerungen sein, aber auch aus einem primären rassistischen Reflex entstanden sein konnte: Es wird doch nicht wieder ein Fremder sein? Aber Fortuyns Rassismus war kein Motiv für den Mord. Wenn Fortuyn nicht von einem Ausländer, sondern von einem weißen Niederländer ermordet wurde, so war das Understatement: Dann war Fortuyns so genannte Rassismus wohl doch nicht so schlimm. In allen Interviews nach dem Mord pochte die Familie Pim Fortuyns denn auch darauf, dass Pim ein Symbol für alle Niederländer, ob schwarz oder weiß, gewesen sei.

Aber die raue politische Wirklichkeit wird schnell wieder anders aussehen. Nach dem Mord an Fortuyn stellte sich unvermeidlich die Frage nach dem politischen Erbe. Wer würde ihm als Parteivorsitzender folgen? Und, noch pikanter, wer sollte ihn als



überzeugt durch Argumente

Ja, ich will konkret drei Monate für 9,50 Euro Sonderpreis unverbindlich testen. Meiner Bestellung liegt 01 Schutz 01 Bargeld 01 Bestellmarken in dieser Höhe bei. Das Probeheft endet automatisch nach Ablauf der drei Monate. Ein Normalabo kostet 25 Euro. Studenten zahlen 43 Euro.

Name, Vorname

Wohn-, Hausnummer, Straße

P.O. Box

PLZ, Ort

Telefon, Unterschrift

Coupons senden an: KVV KONKRET, Rahrstr. 131, 22761 Hamburg oder: <http://www.konkret-verlags.de>



Ashkan Mohammadi: Comics (Text S. 32)

Bewerber für den Posten des Ministerpräsidenten vertreten? Einige niederländische Medien äußerten mit Genugtuung, dass João Varela, der Zweite auf der Liste, vielleicht der erste schwarze Ministerpräsident eines europäischen Landes werden könne. Jeder verstand die Ironie, aber die Spekulationen wurden sehr ernst formuliert. Nach dem Mord an Pim Fortuyn waren alle Mann an Deck, um eine gefestigte politische Ordnung in den Niederlanden zu gewährleisten, und die etablierten Medien lieferten ihren Beitrag, um das politische Chaos zu lichten, an dessen Entstehung sie mitschuldig waren. Die Tatsache, dass zum ersten Mal ein Schwarzer Ministerpräsident der Niederlande werden könnte, wurde als eine subtile Drohung interpretiert: Du solltest jetzt, da Pim Fortuyn tot ist, deine Stimme besser nicht für Fortuyns Liste abgeben, da deine Stimme den umgekehrten Effekt haben könnte. Stell dir vor: ein schwarzer Ministerpräsident! Es braucht fast nicht erwähnt zu werden, dass Fortuyns Partei nie ernsthaft João Varela zu ihrem neuen Vorsitzenden machen wollte. Und seine WählerInnen hatten von Anfang an verstanden, dass Pim es schlau anging und ein Ausländer für die gute Sache notwendig war.

Die Kriminalisierung der Immigration

Auch in anderen Ländern Europas lässt sich feststellen, dass nationalistische Parteien AusländerInnen an Bord nehmen – nicht als Milderung der ursprünglichen Parteistandpunkte, sondern als eine Strategie, um die Parteistandpunkte radikalieren zu können. Mit MigrantInnen an Bord wappnen sich nationalistische Parteien gegen den Verdacht des Rassismus, genau wie Frauen den Vorwurf des Sexismus entkräften sollen. Sobald bewiesen ist, dass sie keine Rassisten sind, können die Nationalisten ihren Nationalismus verstärken. Fortuyn war nicht ehrlich, als er behauptete, dass die Ausländer, die in Holland drin waren, drin bleiben würden – aber keine Neuen mehr rein dürften. Eigentlich ist dies der neue Common Sense der westlichen, so genannten liberalen Demokratie geworden. Meinungsverschiedenheiten gibt es nur über die Größe des Spalts, den die Tür geöffnet werden kann: einen großen Spalt, einen kleinen Spalt, fast keinen Spalt. Alle europäischen Länder unterstützen eine repressive Emigrationspolitik und Fortuyn wollte am liebsten noch repressiver sein. Aber sogar Fortuyn schloss die Tür nicht ganz – seine Idee, Dänen, Deutsche und Briten rein zu lassen, Belgier aber nicht, klingt wie einer der in Holland so beliebten Belgierwitze. Fortuyns

Diskurs war also nicht heterodox, sondern – Sie erlauben – homodox, im Sinne der Doxa. Fortuyn liebte die gleichen Grundsätze wie die regierenden niederländischen MinisterInnen, nur – er liebte sie zu sehr.

Vor Jahren stellte Stephan Heym über den Kommunismus in der DDR die Frage: Was ist das für ein System, das nur funktionieren kann, wenn es Menschen verpflichtet, in diesem System zu bleiben? Diese Frage muss nun hinsichtlich des Kapitalismus umgedreht werden: Was ist das für ein System, das nur funktionieren kann, wenn es Menschen ausschließt? Die Berliner Mauer ist zwar gefallen, aber der Ruf, aus ganz Europa ein umgekehrtes Ost-Berlin zu machen, ist derzeit besonders laut. Es bleibt nicht bei dem Bild, bei der Metapher der Mauer. Es stehen bereits Mauern und es gibt schon Stacheldraht um die spanischen Enklaven Ceuta und Melilla auf dem afrikanischen Kontinent. Die Mauer zwischen Europa und Afrika ist sogar länger als die Berliner Mauer je gewesen ist. Die Berliner Mauer ist also nie gefallen, sie wurde einfach nur verschoben. Da der Fall der Berliner Mauer noch nicht lange zurückliegt und der Ruf nach einer neuen, viel längeren Mauer heute wieder laut wird, könnte man annehmen, dass die Berliner Mauer vor allem ein Skandal in den Augen der Nationalisten

war. Die Mauer stand einfach am falschen Platz. Es hätte eine Mauer an der Grenze zu Polen gezogen werden müssen. Und da Polen in absehbarer Zeit auch Mitglied der Europäischen Gemeinschaft wird, muss wenigstens eine Mauer zwischen Polen und Russland gezogen werden. Aus der russischen Enklave Kaliningrad an der Ostsee erreichen uns mittlerweile die ersten verängstigten Berichte, dass man befürchte, eingeschlossen zu werden. Dies sollte Europa, das vor noch nicht allzu langer Zeit durch die Bilder der zusammenbrechenden Berliner Mauer bewegt wurde, doch nachdenklich stimmen.

Vor noch nicht allzu langer Zeit war ein Westdeutscher, der einem Ostdeutschen half, die Mauer zu übersteigen, ein Held. Wenn ein Deutscher heute einem Russen hilft, ins Land hineinzukommen, ist er entweder ein linker Anarchist oder ein Menschenhändler. In beiden Fällen ist er kriminell. Ebenso ist es in vielen europäischen Ländern nicht mehr möglich, einen Ausländer oder eine Ausländerin zu heiraten, ohne dass diese Eheschließung gründlich geprüft wird. Die Nationalität und das Recht, in einem westlichen Land zu bleiben, sind Formen des Zugewinns aus einer gemischten Ehe, die nach Auslegung des Ehevertrages nicht einfach aufgeteilt werden können. Für im Ausland geborene PartnerInnen sind der Zugewinn der Nationalität und das Aufenthaltsrecht grundsätzlich nicht veräußerbar. Daher rührt das große Misstrauen der Behörden, die die Emigration mit aller Macht eindämmen wollen. Gleichzeitig könnte uns diese Sachlage auf Ideen bringen. Vielleicht muss die Ehe, exponiertes Symbol des sexuellen Traditionalismus, als eine Tat politischer Progressivität wiederverwendet werden. Eine andere Welt ist möglich: Heiraten wir nicht-europäischen AusländerInnen! Und damit auch Homosexuelle diesen politisch progressiven Schritt gehen können, sind wir selbstverständlich absolute Befürworter der homosexuellen Ehe.

*Herman Asselberghs ist Künstler, Kritiker und Autor. Er lehrte Film und Transmedia an der Hochschule Sint-Lukas in Brüssel
Dieter Lesage ist Philosoph, Schriftsteller, und Dozent an der Kunsthochschule RITS in Brüssel*

¹ Rot und Blau: Sozialisten und Liberale

² Nach dem englischen „rimming“: anal-oraler Sex

MODELL DEUTSCHLAND

Martin Conrath & Marion Kreißler

Im Kontext bundesweiter sowie regionaler Wahlen 2002 und der konzeptionellen Ausrichtung der 5. Werkleitz Biennale untersucht unser „Modell Deutschland“ die Kontinuität politischer Propaganda in West und Ost am Beispiel von Wahlplakaten der 70er Jahre. Ca. 10 Motive in 100 A1 Reproduktionen werden im Außenraum präsentiert. Die historischen Werbeinhalte – mit aktuellen Wahlplakaten und kommentierenden Fassadenbannern parallelisiert – werden neu kontextualisiert und so an ihren Versprechen gemessen. Während der Biennale selbst werden wir dann mit einer Umfrage unter BesucherInnen, AnwohnerInnen und TeilnehmerInnen Erinnerungen und Reaktionen nachfragen, deren Zusammenfassung ein Diskussionsforum im Netz eröffnen wird.

*Bildnachweise:
Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., Archiv für Christlich-Demokratische Politik, Plakatsammlung; DHM, Unter den Linden 2, 10117 Berlin; Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Kunstsammlung.
Fotos: Roman März*



Auch noch heute scheint Fassbinder uns um Lichtjahre voraus zu sein. Ausgangspunkte dieser Videoinstallation sind der Film „Whity“ und die Beobachtung, wie darin die Dialektik von Herr und Knecht sowie die Machtverhältnisse in Form eines Musicals oder populären Volksstücks entlarvt werden. Der verborgene Zusammenhang zwischen „Rasse“, Geschlecht und Sexualität wird in der Installation als barocke Präsentation oder Maskerade und als Verzerrung thematisiert. Sie ist eine Erwiderung auf diesen wunderbar unverschämten deutschen Film, wobei „Flower Drum Song“ (ein weiterer Urtext, aber diesmal für asiatische AmerikanerInnen) diese Themen im zeitgenössischen und gleichfalls bezaubernden Kontext des „kalten Raums“ der Kirche in Tornitz aufgreift.

Drei Kanäle: die lebensgroße Videoprojektion der Tänzerin Laurie Young sowie zwei Mini-LCD-Monitore, in denen Benny Nemerofsky Ramsay zu Nancy Kwan singt, die wiederum „I Enjoy Being a Girl (Jew, Fag ...)” / „Ich genieße es ein Mädchen (ein Jude, ein Schwuler ...) zu sein“ singt.

„Cleaving“

Mit: Laurie Young, Benny Nemerofsky Ramsay

Clip: Flower Drum Song, 1965

(mit Nancy Kwan)

Kamera: Alexander Decker

Ton: Paul Fischer

Schnitt: Jörg Drefs

Übersetzerin: Gaby Gehlen



**Mitteldeutsche
Medienförderung**



Hainstraße 17-19, D-04109 Leipzig
Fon: ++49(0)341/ 2 69 87 14
Fax: ++49(0)341/ 2 69 87 65
info@mdm-online.de
www.mdm-online.de



**Wir fördern
ZUGEWINN
GEMEINSCHAFTEN**

Motiv: Aus dem von der MDM geförderten Film: „Weg!“



„Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?“ Das ist die Frage der sieben Zwerge, als sie in ihr Häuschen zurückkommen und feststellen, dass alles ganz anders ist als sonst. Aber was ist passiert? Was für eine Ordnung ist das, die durch etwas Unerwartetes die Zwerge in Angst versetzt?

Im Vorspann zu Walt Disneys Verfilmung von Schneewittchen werden Eltern dazu aufgefordert, den Film am besten zusammen mit ihren Kindern anzuschauen – schließlich würden „wichtige moralische Werte vermittelt“.

Das ist nichts Neues, vielmehr wohl die generelle Aufgabe von Märchen überhaupt. Aber um was für eine Moral es geht, ist schon bei Walt Disney nicht mehr klar: Das Zwerghaus ist gar nicht aufgeräumt, kein gedeckter Tisch und keine gemachten Bettchen warten auf die Bewohner, alles ist völlig verstaubt und durcheinander. Noch bevor die Zwerge eintreffen, räumt Schneewittchen das Haus auf, weil sie glaubt, dort lebten Kinder, die wohl keine Mutter mehr hätten. Und die Zwerge sind voller Angst, als sie die plötzliche Ordnung in ihrem Haus bemerken und fragen: „Wer hat mein Becherchen geputzt?“ Ihr Erstaunen wird noch größer, als sie feststellen, dass es sich nicht um ein Ungeheuer, sondern um „eine Frau“ handelt. Schneewittchen wiederum, kaum erwacht, zieht sich die Decke vor die keineswegs unbedeckte Brust und ruft aus: „Ihr seid ja gar keine Kinder, ihr seid Männer!“



In diesem Moment des Aufeinandertreffens kommt es zu einer Codierung von Geschlechterverhältnissen, und Walt Disney ist keineswegs der einzige, der die Gelegenheit dazu nutzt, seine eigene, ganz bestimmte Auffassung von diesbezüglicher Moral zu erzählen:

In einem polnischen Bilderbuch erhält Królewna Sniezga auf ihre Frage, ob sie bei den Zwergen bleiben könne, als Antwort eine Art Hausarbeits-Vertrag: „Ja, wenn du bei uns aufräumst.“ Und in einer türkischen Version wird Pamuk Prences von den Zwergen darum gebeten, für sie zu sorgen – was bedeutet, dass zusätzlich zur Hausarbeit auch Bereitschaft zur Geselligkeit erwünscht wird.

In weiteren Varianten muss sie mal zum Kindermädchen werden oder sich beschützen lassen, manchmal reicht allein ihre kindliche Unschuld, manchmal ihre bloße Schönheit als „Gegenleistung“ dafür aus, dass sie im Zwerghaus bleiben darf.

Obwohl alle Welt „Schneewittchen“ und die wichtigsten Bestandteile der Geschichte kennt – vom „Spieglein, Spieglein an der Wand“, der bösen Königin, dem Glassarg bis zum unvermeidlichen Prinzen – befindet sich also eine Faltung in der Geschichte, die für verschiedene Erzählweisen offen bleibt, aber immer der Vermittlung von Geschlechterkonstruktionen zur Verfügung steht.

Es geht nicht darum, eine neue Interpretation des Märchens zu liefern. Das im Rahmen der Werkleitz-Biennale aufgeführte Projekt wird sich vielmehr den anderen Erzählweisen anschließen und den Moment mit Eigensinn versehen, indem Schneewittchen auf die sieben Zwerge trifft. In diesem Moment entsteht etwas allgegenwärtig Bekanntes und doch kaum Gesehenes: Geschlecht wird gemacht. Aus dem „ES“-Schneewittchen wird eine „SIE“, und die geschlechtsindifferenten Zwerge werden plötzlich zu Jungen bzw. Männern.

Als solche angesprochen, entfalten auch die Zwerge in diesem Moment alles, was patriarchale Gesellschaften für männliche Wesen an Verhaltensweisen bereithalten: Sie wollen beschützen, sie wollen verbieten, sie wollen ihren Spaß, sie wollen auch Zärtlichkeit, Erotik und Sex und sie wollen umsorgt werden, während sie ihrer Arbeit in den Bergen weiter nachgehen.

Gleichzeitig müssen sie sich in ihren Selbstbildern von Ritterlichkeit, Arbeitsamkeit, wechselseitiger Fürsorge und erotischer Aufladung immer mit der Ideal-Männlichkeit schlechthin, dem Prinzen, messen lassen und entwickeln untereinander ein völliges Wirrwarr an sowohl homoerotischen als auch homophoben Beziehungsmustern.

Zum einen kann so das „doing gender“, die Herstellung von Geschlechterrollen in der Praxis sozialer Beziehungen beobachtet werden: Was passiert, wenn „girl meets boys“?

Weiterhin kann der These des „doing sex“, der Herstellung von „Geschlecht“ bzw. der Konstitution der zwei Gruppen von „Mann“ und „Frau“ im Moment ihres Kontaktes nachgegangen werden: Wie passiert es, wenn „girl-meeting creates boys“ (und umgekehrt)?

Der Rest des Märchens von Hass, Leidenschaft, Duldsamkeit und Liebe bleibt am Rande, ist aber natürlich nicht wegzudenken. Dazu ist die Geschichte zu bekannt, sie schwingt in jedem Ausschnitt mit wie der Film in unserem Kopf beim Betrachten eines Film-stills.

Dennoch wird das Projekt sich nicht nur dem Phänomen der „Geschlechter-Grenze“ widmen, sondern sich anhand weiterer filmischer Bearbeitungen des Schneewittchen-Themas mit möglichen Handlungsoptionen beschäftigen:

Soll sie lieber einen Zwerg heiraten und den langweiligen Prinzen verschmähen (Snow White mit Sigourney Weaver)? Soll sie mit dem Prinzen eine „Schule für Diener“ gründen, in der Menschen zu Zwergen gemacht werden (Institut Benjamenta nach Robert Walser)? Soll sie sich der Wahl zwischen Gift oder Mitgift entziehen durch den freiwilligen Gang in den Glassarg (Madonna in Evita)?

Und die Zwerge: Sollen sie die Rebellion wagen (Spur der Steine)? Sollen sie aus ihrem Beschützer-Dasein einen Beruf machen (Die glorreichen Sieben)? Oder ist der einzige Ausweg aus patriarchalen Gemeinschaften von „Männer- und Frauen“ der gemeinsame Zwerge-Aufstand (Auch Zwerge haben mal klein angefangen von Werner Herzog)?



www.jungewelt.de

500 Abos jetzt

Wir verändern die Welt

Die Tageszeitung **junge Welt**

Probeabo

Ja, ich will die *junge Welt* für 10 Wochen ausprobieren

Name/Vorname

Straße/Nr.

PLZ/Ort

Telefon

Dafür bezahle ich 16 Euro. Will ich die *junge Welt* danach nicht weiterbeziehen, teile ich das dem Verlag 8. Mai GmbH spätestens zehn Tage vor Ablauf des Probeabos kurz schriftlich mit. Falls ich die *junge Welt* weiter beziehe, bezahle ich nach Ablauf der Probeabos monatlich
 Soliabo 31,70 Euro
 Normalabo 24,50 Euro
 Sozialabo 17,10 Euro

Ich bezahle mein Abo
 monatlich (nur mit Bankeinzug)
 vierteljährlich halbjährlich
 jährlich
per Rechnungslegung
 Einzugsermächtigung

Das Abo soll ab Montag, den beginnen.

Hiermit ermächtige ich Sie, den Betrag von meinem Konto abzubuchen:

Geldinstitut

Bankleitzahl

Kontonummer

Datum/Unterschrift

Widerrufsrecht: Ich kann diese Bestellung innerhalb von sieben Tagen (Poststempel) bei *junge Welt*, Karl-Liebknecht-Str. 32, 10178 Berlin, widerrufen. Das reguläre Abo läuft mindestens ein halbes Jahr und verlängert sich um den angekreuzten Zahlungszeitraum, wenn ich es nicht 20 Tage vor Ablauf schriftlich bei Ihnen kündige (Poststempel).

Den Coupon schicke ich an: Verlag 8. Mai GmbH, Karl-Liebknecht-Str.32, 10178 Berlin, oder faxe ihn an die Nummer 0 30/53 63 55 44.

dérive

Zeitschrift für Stadtforschung



Tržnica Arizona, Foto: Margareth Otti, aus dem aktuellen Heft 8 (OUT NOW!)
Bestellung und Bezugsquellen: www.derive.at, derive@gmx.at

ES TUT UNS LEID – ABER WIR HABEN KEINE ZIMMER FÜR AUSLÄNDER

Vaginal Davis

Mitte der 70er Jahre erhielt ich als Teenager ein Stipendium für den Besuch eines stinkvornehmen Internats in der Schweiz. Drei Wochen lang heulte meine Mutter und bekniete mich, auf keinen Fall zu gehen. Sie bestand drauf, dass Schwarze in diesem berühmten neutralen Land nicht willkommen seien und ich als perfekt ge-röstetes menschliches Stück Gebäck in einem großen Backofen oder einer grauenhaften Gaskammer enden würde. Und damit nicht genug, Doktor Mengele würde aberwitzige Operationen an meinen Genitalien, meinen Kniekappen oder sonst einem Körperteil, das nach der Verbrennung übrig bliebe, ausführen.

Als ich 1993 nach Hamburg eingeladen wurde, um bei dem „Six Sex Weeks Festival“ im Schmidt-Theater teilzunehmen, bekam meine Mutter einen Herzinfarkt. Während die Ambulanz sie ins Krankenhaus brachte, schrie sie unentwegt: „Ach Baby, geh nicht nach Deutschland, Mister Hitler wird dich umbringen!“ Meine Mutter war sicher, Hitlers abgetrennter Kopf werde in einem Einmachglas irgendwo in Argentinien am Leben erhalten und erteile seinen Anhängern auf der ganzen Welt kläffend Befehle. Sie vermischte eine faschistische Verschwörungstheorie Oliver Stones mit dem billigen Filmklassiker „Sie retteten Hitlers Hirn“.

Jahrelang fragte ich mich, ob die Eltern meines Idols Angela Davis wohl ebenso reagierten, als diese sich entschloss, Philosophie an der Universität Frankfurt zu studieren. Ich bin mir allerdings sicher, dass Angelas Mutter keine keifende Neurotikerin war, die zu übertriebener Schauspielerei neigte, wie das kürzlich verstorbene weibliche Oberhaupt meiner Familie.

Schwarze AmerikanerInnen reisen selten nach Europa, es sei denn, sie sind bei der Armee oder Entertainer. In der typisch schwarzen Vorstellung gibt es in deutschsprachigen Ländern nur hedonistische Blondinen und humorlose, autoritäre Gestalten. So differenziert und weltoffen Angela Davis auch gewesen sein mag – als sie 1964 in Frankfurt ankam, so glaube ich doch, dass es sie beunruhigte, bei ihrer Wohnungssuche rund um die Uni immer wieder zu hören: „Es tut uns Leid, aber wir haben keine Zimmer für Ausländer.“

Mit 16 beschloss ich, mich in Vaginal Davis umzubenennen, meine sexuelle Hommage an Angela Davis. Ich studierte damals Film an der Los Angeles Film Exposition oder damals Film X genannt. Ermöglicht wurde das Studium durch ein Programm für benachteiligte Jugendliche. Meine Dozenten waren legendäre Hollywood-Filmemacher wie King Vidor, Kameramänner wie James Wong Howe und Autoren wie Oscar Saul, der 1951 „Endstation Sehnsucht“ für die Leinwand adaptierte. Ich sah Filme aus aller Welt und kam zum ersten Mal mit den kranken und abgedrehten Welten von genialen Regisseuren wie Fassbinder und Pasolini in Berührung. Nachdem ich Angela Davis in einer Raubkopie des sowjetischen Dokumentarfilms „Unsere Freundin Angela“ sah, in dem sie die Sowjetunion besucht, Blumen geschenkt bekommt und Auszeichnungen entgegennimmt – während ihr Haarband ständig von ihrem riesigen Afro rutscht –, war ich von ihrer Erscheinung fasziniert und verschlang alles, was ich über sie zu lesen bekam.

Es war sehr naiv und vermessen von meiner zarten Teenagerseele, sich zur Marxistin zu erklären und darüber hinaus zur selbst ernannten Kommunistenführerin. Hatte ich überhaupt Anhänger? Nein, nur das starke und anhaltende Bedürfnis, meine eigenen Mythen zu gestalten. Ich dachte, wenn der Kommunismus gut genug für Angela war, ist er auch gut genug für mich. Und außerdem: Hatten Russen nicht riesige Schwänze? Vielleicht nicht so große wie die Israelis oder die Deutschen, aber trotzdem ziemlich kräftige.

In meinem verblendeten Zustand war ich entschlossen, eine neue utopische Bewegung anzuführen. Alles über Angela Davis zu wissen, reichte nun nicht mehr aus. Ich musste auch alles lesen, was sie las. Ich fing mit den Platonikern an, machte dann weiter mit Platon und Aristoteles. Kants „Kritik der reinen Vernunft“? Daran berauschte ich mich den ganzen Tag. Alles was ich nicht in den Bibliotheken der Innenstadt oder der UCLA ausleihen konnte, klaute ich in der noblen Beverly-Hills-Filiale einer Buchladenkette. Ich ließ „Eros und Zivilisation“ von Herbert Marcuse zusammen mit Texten von Adorno und Horkheimer mitgehen. Ich war voll dabei. Natürlich verstand ich das meiste von dem, was ich las, nicht. Aber was machte das für einen Unterschied!

Als jemand, der in den späten 60ern unter ärmlichen Bedingungen in den berüchtigten Wohnsiedlungen und Ghettos von Watts und East Los Angeles aufwuchs, lernte ich auf Demonstrationen Sprechchöre und kämpferisch anheizende Tänze von Black-Nation-Aktivistinnen. Mein Lieblingsspruch



Vaginal Davis

aus dieser Zeit stammt von George Jackson und den Soledad Brothers, den ich später in das Repertoire meiner Post-Punk-Polit-Performance-Truppe, The Afro Sisters, aufnahm. Ab 1982 begannen wir jede Performance, indem wir unisono sangen:

„All we meet, walking down the street,
with nothing to eat,
and shackles on our feet,
don't get any sleep.
Black power! black power!
destroy, white boy.“

Ich und meine Afro Sisters – bestehend aus weißen angelsächsischen Frauen und einem Latino-Mann, denen ich die Namen Clitoris Turner, Urethra Franklin und Fertile La Toyah Jackson gab – waren die ersten Performance-KünstlerInnen in Los Angeles, die eine selbstgemachte Punk-Ästhetik und eine All-Girl-Rhythm-and-Blues-Gruppendynamik mit der Rhetorik der Black-Power-Bewegung mischten. Das war in den frühen 80ern, lange bevor der 70er-Jahre-Retro-Chic in Mode kam. 1970 war Angela Davis auf der Titelseite des „Life Magazine“ und an den Wänden sämtlicher Postämter als die meist gesuchte Kriminelle Amerikas. Mein Low-Art-Performance-Parodie-Projekt würde nie eine solche Öffentlichkeit erreichen. Wie konnte ich dennoch etwas bewirken und den Lehren von Angela Davis treu bleiben?

Anfang 1999 führte mich ein früher Fan namens Chessler zum Essen aus, jemand, mit dem ich über die Jahre in Kontakt blieb. Mit 15 verliebte er sich in mich und bat seinen Anstandswauwau, ihn zu einer meiner Untergrund-Performances zu

begleiten, in denen ich Patty Hearst and The Symbionese Liberation Front persiflierte. In meiner Version verkleideten sich die Afro Sisters und ich als Sexual-Eaze Liberation Army. Chessler erinnerte mich an mein zerbrochenes Manifest:

„Unbefleckte Kinder des WASP-Reichtums, unterstützt den Black-Power-Kampf. Umarmt den Dinge¹ in euch. Zerstört den bösen weißen Satan-Luzifer-Teufel-Mann und den Machtapparat seiner multinationalen Konzerne. Seht, wie eure Brustwarzen hart werden und eure Haut auf magische Weise dunkler wird, sobald Anarchie herrscht. Freut euch im wahnsinnigen Zustand sexueller Ausschweifung, und ihr werdet nie alt und faltig wie ein Pflaumenmännchen oder in der Sonne verbrennen. Steckt eure Schwänze dorthin, wo der Mund ist, und saugt die Milch von meiner großen schwarzen Brust. Ich werde euch am Leben erhalten und die richtige Nahrung geben, also tötet eure Mütter und Väter. Ich bin eure neue und bessere Elternfigur, die hohe Maßstäbe setzen wird, während ich euch meine dreckigen, dunklen, eingeborenen Urwaldtänze beibringe.“

Mein Schlachtruf war eine halbgare Mischung aus dem SCUM-Manifest und Helter Skelter. Bei der Aufführung ging es auch darum, dass die weißen Kinder die Sünden ihrer Vorfahren an der schwarzen Nation wieder gutmachten, indem sie mir dabei halfen, zum Zentrum einer neuen Machterordnung zu werden. Ich würde der charismatische Anführer eines neu errichteten schwarz-zentrierten Staates werden, in dem nur die attraktivsten weißen Jungs zu Fortpflanzungszwecken benutzt würden. Als Bienenkönigin würde ich den Samenektar dieser Jungs verwenden, um eine neue

Generation von sexy Mulattenbabys zu produzieren. All das sollte nicht ernst genommen werden, doch Chessler, mit den Gedanken eines 15-jährigen heterosexuellen weißen Jungen und einem Schwarzen-Moses-Komplex, war beeinflussbar und fand meine Fantasia ziemlich auf- und erregend.

Nachdem Chessler seinen Abschluss an der Brown University gemacht hatte, nahm er eine Stelle bei einem multinationalen Unterhaltungskonzern an. Nicht weil ihn der Job dort reizte, er wollte den Konzern von innen sabotieren. Er und viele seiner Freunde sind inzwischen erfolgreiche Karrieristen und Industriebosse geworden. Als sie noch an der Uni waren, gründeten sie eine Geheimorganisation namens „The Madame DeFarges“. Ich hatte längst vergessen, dass ich in einer der Schmähchriften, die ich vor den Performances verteilte, geschrieben hatte, meine Gefolgsleute sollten „Mesdames DeFarges“ werden, bewaffnet mit sehr spitzen Stricknadeln, bereit und willens, die Augen des Feindes auszustechen.

Ich hätte mir nie träumen lassen, einmal Teil so einer Nach-Eliteuni-Version des Verbindungsspiels „Six Degrees of Kevin Bacon“ zu werden, mit mir in der Rolle Kevin Bacons. Eigentlich sind Chesslers „Madame DeFarges“ mehr wie „The Ellen James Society“ aus John Irving's Roman „Garp und wie er die Welt sah“, mit dem Unterschied, dass sie sich nicht selbst verstümmeln. Die „Madame DeFarges“ haben zum Ziel, Chaos in der Welt der Unterhaltung anzurichten. Sie sind sehr erfolgreich gewesen. Der jüngste Aufruhr in der Musikwelt, bei dem KünstlerInnen gegen die Bosse der Plattenfirmen rebellieren, ist die Folge ihrer subtilen Manipulationen. Bald gibt es EMI, Sony Music Corp, Warner Bros, Capital und Universal/MCA nicht mehr. Das wird ein Segen sein. Und das ist erst der Anfang.

Aber was ist mit mir? Will ich wirklich solch ein wenig gütiger Despot und Symbol für politische und sexuelle Erfüllung werden? Ich bin in der Tat geschmeichelt von dem Umstand und bewundere wie die „Mesdames DeFarges“ versuchen, der Mittelmäßigkeit ihrer weißen bourgeoisen Klasse zu entkommen. Doch sich mir als Retter anzuschließen wird ihnen nur Unzufriedenheit und Desillusionierung bescheren. Angela Davis wäre für sie die bessere Wahl.

Meine Mutter sagte immer, ich lande mal im Knast. Würde ich ein Attentatsversuch wagen und überleben, hätte ich nichts dagegen, ins Gefängnis zu gehen. Ich mag das Gefängnis. Man muss keine Miete bezahlen, und Drag Queens kriegen die hübschesten und knackigsten Gefangenen ab.

Vaginal Davis, Doyenne des Punk-Rock-Drags, ist kulturelle Geschichtenerzählerin. Sie schreibt für LA Weekly, Dutch, New Music Express und Lingua franca. Ihr erster Roman, „Mary Magdalene“, erscheint 2003. Diesen Herbst geht sie mit ihrer neuen Performance „Orifice Descending“ auf Welttournee.



Ms. D's Geburtstagsgeschenk

¹ „Dinge“ bedeutet wörtlich dreckig, dunkel, verschmutzt, schwarz; es ist aber auch eine abschätzigste Old-School Bezeichnung in der US-Schwulenszene für einen männlichen Schwarzen. Es bezieht sich auf weiße Männer, die nur von schwarzen Männern sexuell angezogen werden. Man nennt sie „Dinge Queens“.

Erich Honecker und Angela Davis zusammen? Auf einem Foto? Als TeilnehmerInnen an ein und derselben Veranstaltung? Wer sollte sich heute darüber noch aufregen? Diejenigen, die trotz aller Unterschiede an einen gemeinsamen Kampf gegen den Weltkapitalismus glaubten, fanden es damals auch normal, dass der Staats- und Parteichef eines sozialistischen Ostblock-Landes und eine radikale US-amerikanische Bürgerrechtlerin, Feministin und Black-Panther-Aktivistin ein gemeinsames politisches Anliegen hatten: die Weltrevolution! Nur – wer glaubt heute noch an die Weltrevolution?

Und die andere Seite, die an so was ohnehin nie geglaubt hat, warum sollte sie sich heute über die seltsame Liaison von Honecker und Davis noch Gedanken machen? War das nicht nur ein sichtbar gewordener Beweis, dass jede linke Idee, jeder Akt linker Rebellion, sogar jeder Versuch, das kapitalistische System in Frage zu stellen, notwendigerweise in einer Art Totalitarismus endet? Honecker steht für ein repressives antidemokratisches Regime und dessen massive Menschenrechtsverletzungen, für die Berliner Mauer, für die Begrenzung und Unterdrückung von Meinungs-, Bewegungs- und allen anderen Freiheiten. Was ist sein Name für den heute hegemonialen liberaldemokratischen Blick, wenn nicht ein Synonym für den kommunistischen Totalitarismus und seine Verbrechen, für all jene Gulags und „killing fields“, für Stalin und Pol Pot, für das schwarze Buch des Kommunismus, das sich letztendlich in nichts von jenem des Faschismus und Nazismus unterscheidet?

Wer das gemeinsame Auftreten von Angela Davis und Erich Honecker heute noch als Problem empfindet, glaubt offensichtlich nicht an die große Erzählung vom ultimativen Sieg der liberalen Demokratie und ist nicht bedenkenlos bereit, die absolute Herrschaft des globalen Kapitalismus als gegeben hinzunehmen. Dass es eine Alternative gäbe, dass eine andere, bessere Welt möglich wäre – das stellen sich Menschen vor, die Unbehagen gegenüber dem gemeinsamen Porträt von Davis und Honecker empfinden. Sie sind es, die heute versuchen – mit Walter Benjamin gesagt –, dem Konformismus die Überlieferung von Neuem abzugewinnen und im Vergangenen den Funken der Hoffnung anzufachen. Nur, wie soll das gehen – mit diesem verdammten Foto, das, wie es scheint, jede kollektive Aktion gegen den globalen Kapitalismus, jedes antikapitalistische Solidaritätskonzept, sogar jede linke Kritik der bestehenden Verhältnisse kompromittiert?

Es war einmal eine „happy family“

Üblicherweise macht man mit dem Bild einer unangenehmen Vergangenheit das, was man so oft mit den Fotos einer kaputtgegangenen Ehe macht. Man nimmt die Schere und schneidet den ehemaligen Partner einfach heraus. Damit hofft man, ein Stück vergangenes Glück für die Zukunft zu retten, die Erinnerungen an die eigenen Illusionen und falschen Entscheidungen wegzuwischen und last but not least den bösen Partner symbolisch zu bestrafen. Nicht so sehr, um ihn zu verletzen, sondern vielmehr, um sich dadurch noch einmal zu vergewissern, dass er allein an allem Unglück Schuld hatte.

Wie funktioniert aber dieser Vorgang in unserem Beispiel, bei einem Fotoalbum aus dem Leben einer damals anscheinend glücklichen internationalistischen Familie? Die Rede ist von den Bildern der 1973 in Ostberlin veranstalteten „X. Weltfestspiele der Jugend und Studenten“, in deren Rahmen auch das gemeinsame Auftreten von Angela Davis und Erich Honecker mit jenem Foto, das heute auf viele von uns so irritierend wirkt, dokumentiert wurde.

Natürlich schneidet man hier nicht die Person Honecker aus den Bildern heraus, sondern das, was er verkörpert – seinen totalitären Staat bzw. jene Szenen, die wie auch immer an dessen Uniformität und bürokratische Disziplin, an dessen ideologische Rituale und petrifizierte Hierarchie erinnern. Auf diese Weise wird man die streng choreographierten Massenakrobatiken in der Sportarena, die protokollarischen Versammlungen, die unerträglich langweiligen Grußformeln und Reden, kurz, die ganze offizielle Seite der Veranstaltung schnell los.

Was danach von den Weltfestspielen der Jugend übrig bleibt, sollte das gereinigte Substrat des Internationalismus darstellen, und zwar in seiner von jedem staatlichen Patronat und ideologischen Missbrauch befreiten Spontaneität: das informelle Treffen von Jugendlichen aus den unterschiedlichsten Ländern unserer Welt, ihr authentisches, vollkommen ungezwungenes Zusammensein, ihr hippieskes, unreguliertes Sich-Kennen-Lernen ... und – Angela Davis.



Angela Davis, Erich Honecker

Im Kontrast zu dem senilen Oberapparatschik Honecker strahlt Angela Davis auch heute noch eine Reihe anderer Werte aus: schön und jung, black und poppig, gleichzeitig klassen-, rassen-, minderheiten-, geschlechtsbewusst und dazu überzeugend internationalistisch. Zweifellos verkörpert sie für die heutige postkommunistische Welt die antikapitalistische, antiimperialistische und antipatriarchalische Rebellion in einer viel attraktiveren Form als der von seinem eigenen Volk gestürzte Honecker. Außerdem bildet sie heute zu seiner ausgeschnittenen Gestalt nicht bloß einen Gegenpart, sondern auch eine Form der Kontinuität, weil sie dem, was er ins Grab mitnahm, anscheinend noch eine Zukunft verspricht. Als erwecke sie heute noch die Hoffnung, dass die emanzipatorische Essenz der kommunistischen Idee sich noch retten ließe.

Diese Hoffnung ist es eigentlich, die so sehr auf der nachträglichen Trennung von Davis und Honecker besteht und den Schnitt in das glückliche Familienfoto des alten Internationalismus vornimmt. Die Motivation für diesen Eingriff ist also klar, sein ideologischer Charakter und seine politische Logik im gegenwärtigen historischen Kontext müssen jedoch noch geklärt werden.

Karneval

Was heißt es also, die Ränder gegen das Zentrum auszuspielen und damit das, was offiziell ausgeschlossen wurde, zum eigentlichen Mittelpunkt

des ganzen Ereignisses zu machen? Zuerst bedeutet es, die gegebene Hierarchie in Frage zu stellen; das, was unten war, nach oben zu kehren und das, was oben war, herabzusetzen bzw. es wie in unserem Fall aus dem gemeinsamen Porträt auszuscheiden. Diese symbolische Inversion von Zentrum und Peripherie, von high & low sollte, wie manche glauben, schon an sich eine emanzipatorische Wirkung haben. Wenn man die Bedeutung dieser Inversion in einem einzigen Bild erfassen will, bietet sich die Figur des Karnevals an.

Es ist bemerkenswert, dass Mikhail Bakhtin, in seiner berühmten Studie über Rabelais, das Phänomen des Karnevals im scharfen Gegensatz zum offiziellen Fest beschreibt. Der Karneval zelebriert eine Befreiung von der etablierten Ordnung und ihren dogmatischen Wahrheiten. Er kennzeichnet eine vorübergehende Aufhebung der hierarchischen Rangordnungen, Privilegien, Normen und Verbote. Für Bakhtin stellt der Karneval einerseits die populistisch-utopische Vision einer von unten gesehenen Welt dar und andererseits formuliert er im Fest – gerade durch die erwähnte Inversion der Hierarchie – eine Kritik der in der jeweiligen Gesellschaft bestehenden Herrschaftsverhältnisse, ihrer Hochkultur und ihrer diskriminierenden Praktiken. Der Karneval stellt die existierende Welt auf den Kopf, zumindest für eine Weile. Er ist die Welt der befreiten und befreienden Übertretung der festgelegten Grenzen, der Raum einer sozial anerkannten Transgression.

Seit der westlichen Rezeption von Bakhtins Rabelais-Studie in den Sechzigern hielt der Karneval als

Modell, als Ideal und analytische Kategorie in der Literatur- und Kulturkritik Einzug. Kritische Einwände hinsichtlich einer Überschätzung seiner politischen Bedeutung gab es jedoch beizeiten. Es wurde nämlich allzu oft vergessen, dass Karneval in jeder Hinsicht eine genehmigte „Rebellion“ ist, dass er also ein von der herrschenden Autorität zugelassener und zeitlich begrenzter Hegemoniebruch, eine Art gängiges Überdruckventil für die aufgestaute soziale Unzufriedenheit darstellt und, was noch wichtiger ist, dass er keinesfalls mit einer revolutionären Aktion verwechselt werden darf.

Ebenso klar war allerdings, dass Bakhtins Werk in seiner ursprünglichen Form und in seiner ideologischen und politischen Motivation eine kryptische, antistalinistische Allegorie darstellt. Das Zelebrieren von Körperlichem und Erotischem, das Stimulieren von Zügellosigkeit und Transgression, das Relativieren und Verspotten von Autorität – alles, was Bakhtin in seinem Karnevalbegriff extrem positiv bewertet hat, wurde auch als eine offene Herausforderung des stalinistischen Autoritarismus verstanden. Kein Wunder also, dass sich die Figur des Karnevals bei jeder Auseinandersetzung mit der stalinistischen Ideologie und ihrer politischen Praxis als hervorragendes Mittel einer normativen Kritik gleichsam anbietet. Außerdem eröffnet sie der antistalinistischen Kritik eine viel breitere internationalistische Perspektive, nämlich einen direkten Anschluss an den linken Antiautoritarismus im Westen, und zwar sowohl in seiner theoretischen als auch in seiner praktischen Artikulation. Die Rede ist natürlich vom sozial- und kulturkritischen Vermächtnis des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, das sich schon seit 1936 in seiner Analyse der kapitalistischen Herrschaftsform mit den psychosozialen Strukturen der Autorität befasst. Man denke nur an die berühmten Studien über Autorität und Familie bzw. an den in Amerika veröffentlichten Band „The Authoritarian Personality“.

Die Studentenrevolte der sechziger Jahre ging das Problem der Autorität von der praktisch-politischen Seite an. Der Antiautoritarismus in seinen verschiedenen Formen wurde auch von den so genannten neuen sozialen Bewegungen thematisiert, die zur selben Zeit die westeuropäische politische Szene betreten und in der Folge stark beeinflusst haben. „Question Authority!“ war einer der meist ausgerufenen Slogans amerikanischer counterculture der siebziger Jahre.

Der antiautoritäre Schnitt

Im Begriff des Karnevals scheint also die antikapitalistische Kritik schon damals eine Kategorie gefunden zu haben, deren emanzipatorische Bedeutung über die Grenzen der beiden Blocks hinaus erkannt wurde. Als ginge es auf den beiden Seiten des eisernen Vorhangs um ein und dieselbe Sache – die Autorität in all ihren Formen zu bekämpfen.

Dasselbe gilt für den kritischen Eingriff, den wir heute in die damaligen „X. Weltfestspiele der Jugend und Studenten“ vornehmen. Das Herausheben ihrer in der Gestalt von Erich Honecker verkörperten offiziellen Seite ist nur als ein antiautoritärer Schnitt zu verstehen. Das, was der Schnitt für die Nachwelt politisch zu retten bzw. dem heutigen Konformismus abzugewinnen versucht, nämlich das emanzipatorische Potenzial der kommunistischen und allgemein antikapitalistischen Bewegungen, lässt sich letztendlich auch im Begriff des Karnevals zusammenfassen.

Was der antiautoritäre Schnitt vom Gruppenporträt der X. Weltfestspiele nämlich übrig lässt, ist der internationale Megakarneval in seiner reinsten Form: ein globales Volksfest, ein freies, ungezwungenes „open air amusement“, das in unserer optimistischen Interpretation das offizielle Fest und seinen totalitaristischen Background parodiert, travestiert und so die vorgeschriebenen Rituale der offiziellen Autorität unzweifelhaft degradiert. Bakhtin fasste den Sinn des Karnevals im Begriff des grotesken Realismus und lobte dessen prozesshaften, hybriden, mobilen Charakter, seine Transgressivität, Obszönität, seine Übertreibungen und Inversionen, seine Vorliebe für Andersheit, für Diversität et cetera. In der Groteske des Karnevals

sah Bakhtin ausschließlich eine positive Kraft.

Leider sehen wir im Karneval nichts, was heute irgendwie an bewusste

politische Artikulation und weniger noch an eine Art „quasi-revolutionären Ausnahmezustand“ erinnern könnte. Die karnevalisierten, von der Autorität des realsozialistischen Staates befreiten „X. Weltfestspiele der Jugend und Studenten“ evozieren etwas ganz anderes – eine Fantasie des heutigen liberalen Mainstreams von einem transnationalen kulturellen Raum (dem so genannten dritten Raum), in dem sich die Hybridisierung kultureller Identitäten und die so genannten Prozesse von kulturellen Übersetzungen und Verhandlungen abspielen; die Fantasie von einem Raum der Gespaltenheit und des kulturellen Crossover; vom Raum einer neuen transnationalen Kultur, die, wie Homi Bhabha betont, nicht auf der Exotik des Multikulturalismus, sondern auf der Einschreibung und Artikulation der Hybridität in Kultur beruht.

Der Internationalismus, der diese liberaldemokratische Fantasie hervorruft, ist kein politischer, sondern ein kultureller. Er setzt sich nicht etwa mit den ökonomischen und politischen Widersprüchen der heutigen Globalisierung auseinander, sondern mit sich überkreuzenden und gegenseitig vermischenden kulturellen Übersetzungs- und Verhandlungsprozessen. Er richtet sich nicht an die Subjekte einer radikalen politischen und sozialen Veränderung, sondern an die Helden einer neuen, internationalistischen, hybriden Weltliteratur. Er drückt nicht das politische Bewusstsein der Verdammten dieser Erde aus, sondern die Ideologie einer globalen, kulturellen und intellektuellen Elite. Und sein Antiautoritarismus hat schon längst die Zähne verloren.

Von der Kultur der Ordnung zur Ordnung der Kultur

Die Figuren der Rebellion aus der Zeit der Studentenrevolte sind heute ein integrierter Bestandteil des existierenden kapitalistischen Systems. In „The Conquest of Cool“ hat Thomas Frank am Beispiel der Werbe- und Modeindustrie gezeigt, wie der antiautoritäre Hype der Sechziger mit all jenen Forderungen nach Authentizität, Individualität, Differenz und Rebellion in den hegemonialen Mainstream der Neunziger transformiert wurde. Inzwischen ist auch die alte Welt der fordistischen Massenproduktion mit ihrem politischen Pendant, dem nationalen Wohlfahrtsstaat, in die Phase ihres unaufhaltsamen Zerfalls eingetreten. Die so genannte Flexibilität – und nicht die Autorität! – bestimmt im Wesentlichen die heutige kapitalistische Produktion. Ihre genuine Organisationsform wurde im magischen Begriff des „network“ gefunden. Der Druck einer für das fordistische Unternehmen typischen autoritären Hierarchie hat entscheidend nachgelassen. Heute wird eine spontane one-to-one-Kommunikation unter Netzwerkmitgliedern gefördert: Sie ist ein wichtiger Faktor der Produktivität geworden. Die Motivation wird nicht mehr durch eine äußerliche, repressive Disziplin stimuliert. Im Gegenteil, sie scheint von selbst zu entstehen, als ein internalisierter Ruf nach kreativer Selbsterfüllung in jedem neuen Arbeitsprojekt. Man fesselt heute die Angestellten nicht mehr an ihre Arbeitsplätze, sondern schickt sie nach Hause oder macht sie einfach mobil, auch mit Hilfe der neuen Telekommunikationstechnologie.



Arbeit muss Spaß bringen und frei machen; sie wird am besten als „leisure“ ver- und gekauft. Als wäre die ganze Produktionssphäre eine Art ultraproductiver Karneval geworden.

Dieser spätkapitalistischen, karnevalesken Welt der flexiblen Akkumulation entspricht auch die dominante Struktur aktueller Subjektivität: das hybride, transnationale, transkulturelle, transsexuelle, trans-

gressive ... oder, wie es Žižek passend beschreibt, das multipel perverse, postmoderne Subjekt ohne festgelegte väterliche Autorität, das zwischen verschiedenen Selbstbildern hin- und herspringt und sich selbst immer wieder neu erfindet. Sein Antiautoritarismus ist schon längst Teil des Problems, nicht der Lösung. So spielt er heute eine wichtige ideologische Rolle in der neoliberalistischen

Demontage des Wohlfahrtsstaates und dem Abbau von dessen, wie es heißt, belastenden, bürokratischen, entfremdenden, profitverhindernden und kapitalverschwendenden Strukturen. Dass dabei auch die schwer erkämpften sozialen Errungenschaften der Arbeiterbewegung zu Grunde gehen, kümmert die neue kapitalistische Klasse nicht. Die alten Formen des Klassenkampfes mit ihren zentralistisch organisierten Parteien und autoritär geleiteten Gewerkschaften haben in der schönen neuen Welt der liberaldemokratisch sanktionierten Subversion sowieso nichts zu suchen.

Der antiautoritäre Schnitt in die Vergangenheit schafft es offensichtlich nicht, dem Konformismus die emanzipatorische Überlieferung von Neuem abzugewinnen und im Vergangenen den Funken der Hoffnung anzufachen. Er wird selbst zum Akt des Konformismus, der die letzten Glutreste der revolutionären Tradition löscht. Die lange Geschichte seiner Kooptierung scheint heute zu Ende zu sein. Der Antiautoritarismus ist zur hegemonialen Praxis seines ehemaligen Feindes geworden.

So stellt uns der antiautoritäre Schnitt in diesem konkreten Fall vor eine schwierige Entscheidung: entweder Angela Davis mit Honecker als eine Sequenz des gemeinsamen Scheiterns, als ein schöner, nonkonformistischer, rebellischer Ausblick auf dem Weg in die Sackgasse des altrevolutionären Internationalismus – oder Angela Davis ohne Honecker, als Faschingsprinzessin eines quasi-subversiven globalen Karnevals. Nicht nur, dass man ihr selbst damit Unrecht täte. Die Wiedergeburt der internationalen politischen Solidarität aus dem Geist des feierlichen Populismus ist ebenso zum Scheitern verurteilt.

Der linke Wille ist hilflos nostalgisch geworden. Doch eine Nostalgie, die sich ihre Perspektive nur aus dem Rückspiegel holt, wird nie zur Kritik des Bestehenden, sondern zum Ressentiment der Besiegten, das ihre Hilflosigkeit diesem Bestehenden gegenüber nur noch bestätigt.

Außerdem – wo gibt es diese Ordnung noch, die uns unterdrückt und an unserer Emanzipation hindert, eine Ordnung, gegen die man rebellieren könnte? Etwa in unseren in sich zerfallenden Nationen und hybridisierten kulturellen Identitäten? Oder in unseren globalpolitisch entmachteten Nationalstaaten? Es führt kein Weg zurück zur Vision einer Welt der in sich und voneinander befreiten Nationen, die sich demokratisch in eine globale Ordnung einfügen. Und so gibt es auch keinen Internationalismus mehr, in dessen Namen man die alte Kultur der Ordnung immer wieder von Neuem subvertieren könnte.

Es hätte vielmehr Sinn, die neue Ordnung der Kultur anzugreifen, da gerade die Kultur heute, in einer Welt der sozialen, politischen und ökonomischen Unordnung, zur einzigen Ordnungsvorstellung geworden ist.

Boris Buden (Wien) ist Publizist und Autor, Redakteur in der politischen Zeitschrift „Arkezin“ (Zagreb) sowie Mitarbeiter des Kulturmagazins „Springerin“ (Wien).

Abbildungen aus: X. Festival Weltfestspiele der Jugend und Studenten Berlin – Hauptstadt der DDR 1973
Verlag Zeit im Bild Dresden, 1973



DER KURZE SOMMER DER EUPHORIE

X. WELTFESTSPIELE DER JUGEND UND STUDENTEN, 1973, BERLIN/OST

Ein Gespräch

Simone Hain (sh), *1956 in Elsterwerda, ist Architekturhistorikerin und hat die Weltfestspiele als Siebzehnjährige euphorisch wahrgenommen. Wolfgang Kil (wk), *1949 in Berlin, ist Architekt und Architekturkritiker, er beobachtete das Gewühl – mit vierundzwanzig Jahren – aus der Distanz des Älteren. Ronald Lippok (rl); *1963 in Berlin/Ost, ist Musiker (to rococo rot, Tarwater) und Künstler. Ronald erinnert sich nur dunkel, da er 1973 erst zehn Jahre alt war. Ina Rossow (ir), *1975 in Halle/Saale, hat Kulturwissenschaften in Leipzig studiert. Die Weltfestspiele waren ihr Magisterthema und sie bearbeitet das Weltfestspiele-Archiv für die Werkleitz Biennale. Jochen Becker (jb), *1962 in Frankfurt am Main, schreibt über Stadtentwicklung und Kunst, ist cultural producer und Teil des KuratorenInnenteams der Werkleitz Biennale. Florian Zeyfang (fz), *1965 in Stuttgart, ist Künstler, Autor und Redakteur dieser Zeitung; er interessiert sich für die Reste des Internationalismus.

ir: Es ist erstaunlich, bei wie vielen die Weltfestspiele in Berlin einen bleibenden Eindruck hinterließen. Wir hatten in der *Hallo Berlin* und der *Märkische Oderzeitung* für das Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR in Eisenhüttenstadt nach Zeitzeugen gefragt, und es hat uns erschlagen: Wir haben über 100 Anrufe und Briefe erhalten. Alle wollten ihre Erlebnisse loswerden und sprudelten schon am Telefon los, wie toll das doch alles war und was man doch unbedingt noch wissen müsste.

sh: Mein Erlebnis ist, was in den Straßen stattgefunden hat. Ich habe nicht eine Stunde geschlafen in dieser Zeit – im Stehen dann irgendwie mal, an eine Wand gelehnt. Man war total euphorisiert. Es wurden Signaturen gesammelt. Ich hatte damals so ein paar Sandalen mit viel Wildleder bis über den Knöchel, man konnte echt viel draufschreiben. Ich bin vielleicht die Einzige hier, von der ihr einen ungebrochenen Text zu den WFS haben könnt. Das war unser Festival, wir waren keine Jubelperser mit Winkelementen.

wk: Außerhalb der offiziellen Veranstaltungen war die Atmosphäre sehr wichtig. Ein bisschen Hipiefestivalgefühl, viele Leute mit Gitarren auf dem Alexanderplatz – auf der Erde sitzen, abhängen, sich in den Brunnen waschen. Dass nachts Leute auf den Straßen schlafen durften, war ein Novum für die DDR. Ich glaube, dass viele Leute abseits der Veranstaltungen nur eine gute Zeit haben wollten.

Meine nachhaltigste Erinnerung ist, dass ich mich fürchterlich erkältet habe. Da ich die Nächte unterwegs war und morgens wieder zur Arbeit musste, war ich ständig müde und dachte: Mittags, wenn nichts los ist, wirfst du dich auf die Rasenflächen vor dem Fernsehturm und schläfst die Mittagspause durch. Als ich dann aufwachte, merkte ich, dass ich die ganze Zeit in einer riesengroßen Matschpfütze gelegen hatte. Die hatten den Rasen unter Wasser gesetzt, damit sich da keiner hinlegt. Das hab ich dann doch ein bisschen übel genommen.

sh: Die Generation meiner Eltern hatte bei den 51er-Weltfestspielen auch diese Begeisterung. Das erzählen die sich, wenn eine Beerdigung ist: „Warst du auch bei den Weltfestspielen, wolltest du auch nach Berlin?“¹

Dass ich 1973 als Teilnehmerin dabei war, bedeutete eine Auszeichnung. Ich war Gymnasiastin und für den Bezirk delegiert. Meinen Festivalauftrag muss ich wohl gut erfüllt haben – es ist in der Lokalpresse über mich berichtet worden. Meine Freundin und ich hatten über ein Jahr lang mit diversen Aktionen eine Menge Geld gesammelt. Wir hatten quasi einen kleinen Anteil an der Finanzierung des Festivals und fühlten uns folglich als Gastgeber.

ir: Es gab eine offizielle DDR-Delegationen, so wie es Länderdelegationen aus anderen Staaten der Erde gab. In jeder waren immer so 1000 Leute drin, wirklich nur die absolute Crème. Die haben sie vorher geschult: Es gab am Werbellinsee ein großes Camp, wo die Delegationen auf Linie gebracht wurden.

sh: Aber da waren die Bezirksdelegationen nicht dabei, wir wurden nicht geschult. Die Offiziellen wurden auf die internationalen politischen Foren und Tribunale vorbereitet – wie „Antiimperialistische Solidarität“ oder „Apartheid, heute und gestern“. Diese Foren waren nur zugänglich für die Leute, die eine Art Diplomatenrang hatten.

wk: Ich bin '72 mit meinem Architekturstudium fertig geworden und hatte '73 mein erstes Praxisjahr im Berliner Wohnungsbaukombinat. Mein Dienstsitz befand sich in der Magazinstraße dicht beim Alexanderplatz, insofern genoss ich den großen Vorzug, mitten in die Weltfestspiele hineinzugeraten. Aber ich hatte das Gefühl, dass ich als Jahrgang '48 dafür bereits zu alt bin. Das meine ich nicht im physischen Sinne: Die damals bei uns als sehr spannend geltenden Jungen Unioner – u.a. Eberhard Dieppen und Klaus-Rüdiger Landowsky – waren alle noch sehr viel älter. Bei den Jusos weiß ich das nicht genau, die fielen mir optisch nicht



auf. Von den Programmen habe ich mich nicht angesprochen gefühlt, dabei gab es natürlich auch Programmpunkte für Ältere, Reifere ...

Da ich in keiner Delegation war, hatte ich mir selbst überlegt, was man machen könnte. Da gab's diese Diskussionsrunden auf dem Alexanderplatz, wo ich fassungslos zugehört habe, wie sich irgendwelche spontanen Ostler, und nicht nur FDJler, mit den Jusos und der Jungen Union gestritten haben. Natürlich war da die Stasi immer dabei. Aber die hatten es nicht leicht.

fz: Selbst die Junge Union war da? Interessant, dass die CDU es ihnen erlaubt hat.

wk: Die waren ganz stolz drauf. Es war wohl ein politisch kalkulierter Offenheitsbeweis seitens der DDR-Regierung, dass die „Junge Union“ mit einer eigenen Delegation kommen durfte. Sie kamen mit T-Shirts, auf denen „Junge Union“ draufstand. Es war Willy-Brandt-Zeit, also Ost-Öffnungszeit, vielleicht war das deswegen. Es war in jederlei Hinsicht ein Öffnungsversuch, auf Biegen und Brechen. Ich war verblüfft, dass solche öffent-

lichen Straßendiskussionen überhaupt stattgefunden haben, das hatte ich denen nicht zugetraut. Die SED hat die Junge Union und die Jusos auch nur nach Ost-Berlin gekriegt mit dem Versprechen, dass alles in der Öffentlichkeit stattfinden kann.²

sh: Es ging auch permanent hart zur Sache: von „Polizeistaat“ und „Orwell“ war besonders viel die Rede. Die im Westen wurden ja auch geschult. Ich hatte die ganze Zeit ein unglaubliches Kribbeln. Mein intensiver Wunsch war: Das wäre eine Probe, das könnte dann ein normaler Zustand sein. Sie lassen mal etwas zu. Wir waren uns zu jeder Zeit bewusst, dass es ein Ausnahmezustand ist.

fz: Die Weltfestspiele haben hier so etwas wie den Mythos der Einzigartigkeit. Aber sie fanden regelmäßig statt und wurden von Stadt zu Stadt weitergereicht.

wk: Nach Berlin war Havanna dran. Dann Pjöngjang³. Weststädte waren immer so eine Grauzone: In Helsinki oder Wien waren wie immer die DDRler nur als offizielle Delegation anwesend,

aber viele PolInnen und TschechInnen auch privat. Und dadurch waren das erreichbare Städte. Das ganze Festivalsystem ist gebunden an den Internationalen Studentenbund mit Sitz in Prag.

¹ Während der III. Weltfestspiele 1951 in Berlin kam es am 15. August zu einem Marsch der FDJ nach Westberlin – angeblich auf Einladung des Westberliner Senats –, der brutal von der Westberliner Polizei beendet wurde. Die ostdeutschen Zeitungen brachten große Berichte und Fotos der Verletzten. Es ist nicht klar, inwieweit die FDJ die Reaktion der Polizei bewusst eingeplant hatte. Die FDJ war seit Juni 1951 in Westdeutschland verboten.

² Achthundert offiziell Delegierte der Bundesrepublik aus über vierzig Jugend- und Studentenorganisationen nahmen am Festival teil, darunter die „Junge Union“. Über die Anzahl der mit einem Touristenvisum eingereisten BesucherInnen gibt es keine Angaben.

³ VII. WFS in Wien 1959, VIII. WFS in Helsinki 1962, IX. WFS in Sofia 1968, XI. WFS in Havanna 1978, XII. WFS in Moskau 1985, XIII. WFS in Pjöngjang 1989, XIV. WFS in Havanna 1995, XV. WFS in Algier 2001. Die WFS wurden vom Weltbund der demokratischen Jugend WBDJ organisiert, seit 1951 auch vom Internationalen Studentenbund ISB.

ir: Die Weltfestspiele in Berlin zu haben, hatte natürlich den Vorteil, dass die DDR-Jugend ohne ein Visumproblem hinreisen konnte. Ich habe leider nicht untersucht, wie weit es auch nichtdelegierte DDR-TeilnehmerInnen bei anderen Festivals gab.

Pop

fz: Innerhalb der Werkleitz Biennale wurde das Thema „Weltfestspiele“ als Rückprojektion aufgegriffen. Es geht um die Sicht auf die Aufbruchstimmung in den 70ern, auf die Ideen zu Internationalismus und Sozialismus – nicht nur in der DDR. Auch wenn diese Spiele eine staatliche Veranstaltung waren.

wk: Die SED war Anfang der '70er interessiert daran, ein Zeichen für den Machtwechsel in Richtung Honecker zu setzen und sich dabei der Jugend anzubiedern. Das klingt jetzt gemein, ist aber durchaus ernst gemeint. Man muss ja dieses Land nicht bloß als Unterdrückungsmaschinerie sehen – die hatten ja was vor mit dem Land. Es gab eine regelrechte Sucht nach internationaler Reputation, sich endlich gleichberechtigt in die globale Arena begeben zu können.

Dann gab es eine ganz spezielle Traditionslinie der Jugendfestivals: Das waren immer auch Aktionen für eine Einheit Deutschlands – unter sozialistischen Vorzeichen natürlich. Oder diese patriarchalische Geste: Lassen wir sie mal ein Wochenende auf dem Tisch tanzen und nachher sind sie wieder besser an der Werkbank. Dass am Ende so eine Art „Woodstock“ rüberkam, das ist Zeitgeist, da stand für die Form gar nichts anderes mehr zur Verfügung. Die Musik wurde lauter, elektronisch, es gab viele Discos. Alles musste bunt sein, war Pop: Hört auf mit diesen dicken, fetten Parolen, dafür machen wir mal lieber die bunten Ballons.

Ich kann mich an diese Farben erinnern, an diese komischen Kugeln, die da überall auf den Masten steckten, oder an die Bilder am Alexanderplatz. Das ist für mich auf merkwürdige Weise kleinlich und provinziell, aber es stand im Widerspruch zu dieser Heftigkeit der Bewegung, die zwischen den Leuten stattgefunden hat. Es gab keine Verkehrsregeln mehr. Leute liefen über die Straßen, sie trampelten auch alle Blumen nieder. Es war im positiven Sinne „laissez faire“, was dieser bürokratische Preußenstaat normalerweise nicht mit sich machen ließ.

Polen saßen da und spielten Gitarre. Das sind natürlich Leute, die nach Berlin kamen, weil es bis Woodstock nicht gereicht hat. Die Motivation war schon die gleiche, auch wenn sie da aus ihrem Elsterwerda kamen, sich auf dem Alex das Maximum an Schrägheit abzuholen. Da macht jeder seins draus, und das macht auch die Generationserfahrung aus. Das war von den Veranstaltern gar nicht beeinflussbar.

Stadtdesign

wk: Zur internationalen Reputation der DDR gehörte, dass die Weltfestspiele ohne eine einzige politische Parole abliefen. In der ganzen Stadt hing nicht ein Transparent. Die einzige Stadtdекoration waren die berühmten Kinderbilder am Alexanderplatz. Die totale Abwesenheit von Propaganda war Teil des Programms, ein Umstand, der sich vor allem im Stadtdesign darstellte. Das Einzige, was mich als Architekt interessiert hat, war, wie sie es

fertig gebracht haben, innerhalb eines Jahres ein völlig neues und für damalige DDR-Verhältnisse sehr unkonventionelles, sehr farbiges und äußerst rationelles Stadtmöbelprogramm zu entwickeln. Mit dem konnte man auch richtige Arenen oder Tribünen bauen.

ir: Den Einsatz von Transparenten kann man vielleicht als reduziert bezeichnen, aber es war schon Einiges im öffentlichen Raum vorhanden. Das offizielle Motto der X. Weltfestspiele „Für anti-imperialistische Solidarität, Frieden und Freundschaft“ fand sich auf Plakaten oder als Schriftzug an Häusern und Fußgängerbrücken.

wk: Kann ich mich wirklich nicht dran erinnern. Aber selbst wenn, dieses offizielle Festivalmotto war ja weit entfernt von den Parolen, die sonst in der DDR jener Jahre überall plakatiert wurden.

ir: Omnipräsent war das Design: Fünf Farben standen symbolisch für die Blätter der Festivalblume und tauchten bei der Gestaltung von T-Shirts, Riesenwindmühlen oder Verkaufsbuden auf.

rl: Axel Bertram war als Chefgrafiker der Kunsthochschule Weißensee hierfür so eine Art Überdesigner. Er hat diese berühmte Blume entworfen, die ich letztes in meinem Garten wieder fand, als ich die Toilette renovieren wollte. Ich machte die Tapeten ab und dahinter war die Wand komplett mit diesen Festspielblumen dekoriert – private Archäologie. Die Kunsthochschule Weißensee hatte eine Designabteilung in der Tradition des Bauhauses, wo viele angewandte Sachen gemacht wurden. Unter anderem war deren Aufgabe, ein komplettes Design für ein Festival zu gestalten.

wk: Mit einem Studentenkollektiv hatte man gleich einen Kontext „Junge Leute“ zusammen. Junges Design. Das sind auch immer Signalgeschichten.

ir: Ansätze gab es schon bei den Weltfestspielen 1951, als Leute von der Designakademie Weißensee die Tücher für das Festival gestaltet haben. Da gab es auch wie 1973 Tücher, die gekauft werden konnten.

wk: Ich fand das Grafikdesign der Weltfestspiele ausgesprochen kleinbürgerlich. Die Spirale der Olympiade in München wirkte viel intelligenter, weil es ein abstraktes Zeichen war. Die habe ich damals als Silberanstecker an den Revers von Westanzügen gesehen und immer ganz fasziniert angeguckt, weil das eine tolle grafische Konstruktion war. Aber diese komischen Buttons der Weltfestspiele hätte ich mir nirgendwo anstecken wollen. Es waren so blasse ausgewaschene Farben ...

jb: Die Olympiade in München ein Jahr vorher fand als eine Weltöffnung Westdeutschlands statt, wie auch als eine Art Entnazifizierung der Berliner Olympiade von 1936. Hierfür hatte Otl Aicher, der auch für BMW und die Lufthansa arbeitete, mit einem durchgängigen Farbdesign gearbeitet. Auch dort gab es ein internationales Programm – etwa südafrikanische und südamerikanische Musik.

wk: Geh mal davon aus, dass das optische Outfit der Weltfestspiele durchaus Reflex und Antwort auf die Olympiade sein sollte.

Nachwuchs von links

jb: Ich kann mich an ein Foto von Jesse Jackson neben Arafat erinnern: Da war der Politiknachwuchs am Start, der so etwas wie eine globale internationale Weltpolitik betreiben wollte. Der Auftritt von Arafat war für den Westen sicher eine Provokation – nach den Attentaten auf die israelischen Sportler ein Jahr vorher in München.

wk: Irgendwann in der Festivalwoche gehe ich so die Friedrichstraße entlang, und da kommt plötzlich



ein Pulk von großen schwarzen Volvo-Limousinen mit quietschenden Bremsen vor dem Metropol-Theater zum Stehen: Arafat kam aus dem vierten Wagen raus und traf sich im Metropol-Theater mit Honecker. Angela Davis kann man ja vielleicht noch unter Politfolklore verbuchen, aber Arafat war damals schon eine ziemlich wichtige Figur im politischen Geschehen und hat reale Politik gemacht. Ich denke, die Weltfestspiele waren international auch mit einem ziemlich großen Stellenwert für die Politik der DDR verbunden. Mein Studium war voll mit Pop, Che Guevara war für mich auch bloß eine Ikone. Unsere eigentliche Politiklektüre war Marx, alles andere drumherum war nur schick: kein Grund, wegen Angela Davis durch Berlin zu rennen. Arafat war kein Spiel mehr, auch keine der vielleicht üblichen Festivalgeschichten – diese Autos waren echt und die Leibwächter hätten auch geschossen. Es war im Jahr nach dem Anschlag auf die Olympiade von München, Arafat war eine „anschlagsrelevante“ Person.

fz: Arafat im Sommer 1973 – da kam doch kurz danach der „Schwarze September“, als viele Tausend Palästinenser in Jordanien umgebracht wurden. Und Allendes Sturz in Chile war auch bald darauf ... Das war politisch eine heiße Zeit.

wk: Bestimmt ist da auch viel hinter den Kulissen passiert. Ich bin ein einziges Mal in eine geschlossene Veranstaltung hineingeraten. Da ging es allerdings furchtbar gestelzt und bürokratisch zu, und eigentlich ging es um nichts – es war die blanke Repräsentation.

Internationales

fz: Wie war das Verhältnis zwischen West- und Ostdeutschen, und wie zu den anderen Nationen?

sh: Es wurde kreuz und quer diskutiert und besonders intensiv mit Lateinamerika geküsst, die waren uns neben den algerischen Franzosen und den kommunistischen Zyprioten, den palästinensischen Libanesen und arabischen Israelis schließlich am nächsten: national wie international nicht anerkannte Existenzen zwischen allen Stühlen. Ich kann mich an unglaublich interessante Diskussionen mit InderInnen erinnern. Da war Verwunderung, dass wir alle Englisch sprachen und uns fließend verständigen können ...

An der Marienkirche waren die heißen deutsch-deutschen Geschichten. Ich habe mich besonders mit den Zyprioten gut verstanden. Die waren auf ihrer ethnisch gespaltenen Insel solidarisch mit uns abgespaltenen Deutschen.

fz: Wie war es denn mit den USA? Wir wissen nur von Angela Davis. Hatten die auch Delegierte geschickt, hast du von denen einen Eindruck zurückbehalten?

sh: Die waren auch da: Laura Mingest oder Ben Ramirez. Genauso wie Mariella aus Prag oder ein paar prächtige Hippies aus Zakopane oder Marseille. Und die stattlichsten nonkonformistischen Exemplare hießen halt Wilhelm und kamen aus Kiel oder aus Leipzig. Hätte ich doch glatt für kolumbianischen Untergrund gehalten! Gefeierte wurden vor allem die Vietnamesen. Meiner Erinnerung nach waren das alles Kriegshelden. Total außer sich vor Glück erzählten sie mit

»Hier kommt
die Party...«

... mit Mouse on Mars
und der Geschackspolizei Freiburg
am Samstag, 24. August 2002 ab 21.00 Uhr im SO36

Die Wochenzeitung
Jungle World
feiert ihr fünfjähriges Jubiläum.

www.jungle-world.com

Händen und Füßen, warum gerade sie in Berlin sein durften – meist ging es darum, wie viele Flugzeuge sie abgeschossen hatten, der eine kam auf 50 Stück. Das beliebteste Souvenir der Weltfestspiele waren Ringe aus Aluminium von den amerikanischen Flugzeugen.

jb: Konnten VertragsarbeiterInnen auch zu den Weltjugendfestspielen gehen? Oder Auszubildende und Studierende, die nicht in der DDR geboren sind? Kamen die dann auch und besuchten „ihre“ Leute?

wk: VertragsarbeiterInnen gab es damals noch nicht. Im zweiten Fall hängt das zusammen mit dem jeweiligen Status des Landes, aus dem du kamst. Die Studenten, mit denen ich zusammen studiert habe, hatten ein sehr unterschiedliches Maß an Bewegungsfreiheit. Die Araber z.B., die Iraker, Jordanier, die hatten ganz viel Freiheit. Auch die Palästinenser, die bei uns damals nicht so heißen durften. Die oder die Griechen konnten sich völlig frei bewegen. Bei den vietnamesischen Studenten sorgte die vietnamesische Botschaft dafür, dass die immer schön an ihrem Platz blieben. Außerdem sprachen die so schlecht deutsch, dass sie sich nicht so gut im Lande bewegen konnten.

jb: Was bedeutet es, dass in einem Land, wo die X. Weltfestspiele mit solcher Intensität als internationalistisches Fest veranstaltet wurden, es nun Gegenden gibt, die von Neonazis zu „national befreiten Zonen“ erklärt werden?

wk: Schwer zu sagen. Vielleicht: Es sind in den Schulen formelhaft sozialistische Ideen, u.a. in Sachen

Solidarität, vermittelt worden, aber und eigentlich hat das eigentlich niemanden tief im Innersten erreicht. Den Weltfestspielen wird von einigen Autoren nun häufig unterstellt, dass sie eine Möglichkeit waren, solche Solidarität persönlich zu erfahren und umzusetzen. Also überhaupt einmal einen Afrikaner zu treffen, von dem man die ganze Zeit schon hört und den man ansonsten nur solidarisch unterstützt, indem man Briefe schreibt, Blumen bastelt usw. Aber das mit den „national befreiten Zonen“ – das ist jetzt einfach ein anderes Land.

Internationalismus

fz: Ist Internationalismus für euch damals ein Begriff gewesen und was ist es heute?

wk: Mein Politikbegriff hat sich niemals nur mit DDR-Realität beschäftigt, das ging gar nicht. Wenn ich in der DDR irgendetwas politisch reflektiert habe, dann ging das immer nur im Weltzusammenhang. Mein Internationalismus ist ein anderer als der, der damals in der offiziellen Politik eine Rolle gespielt hat. Wie das da verhandelt wurde, war es ja eine Handlungsanweisung: Dass man solidarisch sein soll, dass man zu spenden und Briefe zu schreiben hat, also lauter symbolische Gesten. Dabei gab es so viele Leute, die wollten gern nach Kuba gehen, um bei der Zuckerrohrrente zu helfen, aber soweit ging die Solidarität

nun auch wieder nicht. Schreibt mal lieber Brief und tut zu Hause eure Pflicht. Aber natürlich brauchtest du mich nicht zu fragen, auf welcher Seite ich in der Sache stehe. Vietnam, Grenada, Chile usw. – insoweit sind ein paar antiamerikanische Reflexe bei mir durchaus rückverfolgbar.

fz: Internationalismus ist also Antiamerikanismus?

wk: Wie ich die Weltgeschichte bisher erlebt habe, spricht einiges dafür, nach dem Motto „Amerikas Feinde könnten meine Freunde werden“.

fz: Ein kubanischer Freund meinte: Internationalismus, das war für uns immer, irgendwelches Militär irgendwohin zu schicken.

wk: Wir mussten immer LKWs, Nähmaschinen oder Schlafzelte in die umkämpften Krisenregionen schicken, die Kubaner hatten außer Zucker nichts. Die schickten dann Soldaten in Größenordnungen von 10.000 Leuten nach Angola und Mozambique. Ich habe nie begriffen, wie ein kleines Land so viele Leute entbehren kann.

fz: Für manche stellt sich die Internationalismus-Frage heute neu.

jb: Internationalismus war ja oftmals eine staatliche Veranstaltung. Nun gibt es eine Globalisierung von unten als Globalisierungskritik. Das sind nicht mehr nur nationale Befreiungsbewegungen, sondern viel komplexere und auch transnationale Allianzen. Ein solches Verständnis hat mit dem 70er-Jahre-Internationalismus wenig zu tun.

Reise/Freiheit

sh: Ich hatte mich schon vorher an jeden Ausländer gehängt, der in meinem sächsischen Kaff Gröditz auftauchte. Dort gibt es ein großes Stahlwerk und in der Ingenieurausbildung ausländische StudentInnen: Kolumbianer, Angolaner, Vietnamesen. Ich hatte einige Zeit eine sehr intensive Freundschaft mit einem Vietnamesen. Und wenn der Kolumbianer nach München fuhr zu einem Freund, der dort studierte, brachte er mir Bücher über Lateinamerika mit. Zur Literaturbeschaffung brauchte ich diese Kontakte. Ich wollte damals Lateinamerikawissenschaften studieren und dann Journalistin werden. In meiner Generation war die DDR einfach zu klein und überhaupt nicht auszuhalten ohne diese Perspektive.

jb: Wie haben das die anderen Leute ausgehalten? Du warst später in Afrika, doch viele andere kamen überhaupt nicht weg. War das nicht viel härter, gerade wenn man während der Festspiele einen Hauch von dem, wie es sein könnte, erlebt hatte?

sh: Ich bin nach meinem 18. Lebensjahr bis kurz vor der Wende kaum mehr in der DDR gewesen, ich war sieben Jahre im Ausland. Viele Freunde sind zumindest ein Jahr an der BAM (Bahnverkehrs-großprojekt Baikal – Amur – Magistrale) gewesen, oder sind durch die FDJ-Projekte bis Mozambique gekommen. Es gab diverse FDJ-Initiativen, um herauszukommen.

wk: Man musste sich flexibel verhalten, sich was einfallen lassen. Die es nicht geschafft haben, werden wohl in den Westen gegangen sein – es sind ja genügend in den Westen gegangen. Ab 1976 ging das erst richtig los.

Die Arbeit an der Erdölleitung „Freundschaft“ – kurz „Trasse“ genannt – war offensichtlich zum Austoben, als Ventil gedacht. So viele wollten in die Wüste, in den Urwald, in den Matsch. Sie wollten einfach mal den Ernstfall, als Abenteuer. Da blieb nur noch Sibirien übrig. Zehntausende junge Leute waren an der Trasse. Für die spätere DDR war die Trasse ihr Wildwest-Mythos. Da wurden Filme drüber gedreht und Popgruppen zum Aufheitem „an die Front“ geschickt. Fast auf jeden Arbeiter kam ein Musiker, Schauspieler oder Filmemacher. Das war für dieses Land wie ein Abenteuerspielplatz – als Ersatzwelt und Bewährungssituation. Gas haben wir sicherlich auch gebraucht, doch dafür musste man nicht einen solch überdimensionalen Reisezirkus veranstalten.

ir: In kleinerer Form was das auch Trampen. Das war in den 70ern eine sehr wichtige Sache. Dieses Unterwegssein war wichtig: sich losgelöst fühlen, endlich mal nicht an irgendwelche Grenzen denken müssen. Alexander Osang hat das in seinem Text „Lohn der Angst. Bulgarien sehen. Und sterben“ auf den Punkt gebracht.

Kurzer Aufbruch

wk: Man hätte denken können, man lebte in einem geschlossenem System. Das stimmte aber gar nicht. Man war permanent beschäftigt, Veränderungen zu verarbeiten. Ob das nun echte waren oder Scheinbewegungen – es war jedenfalls eine große Suchbewegung in Gange. Diese Gesellschaft wurschtelte sich nach vorne. Und nach vorne hieß: in die Offenheit. Es gab einen Zukunftsbegriff, den man meinte anfassen zu können: In der Zukunft konnten nur Wohlstand und Freizügigkeit warten.

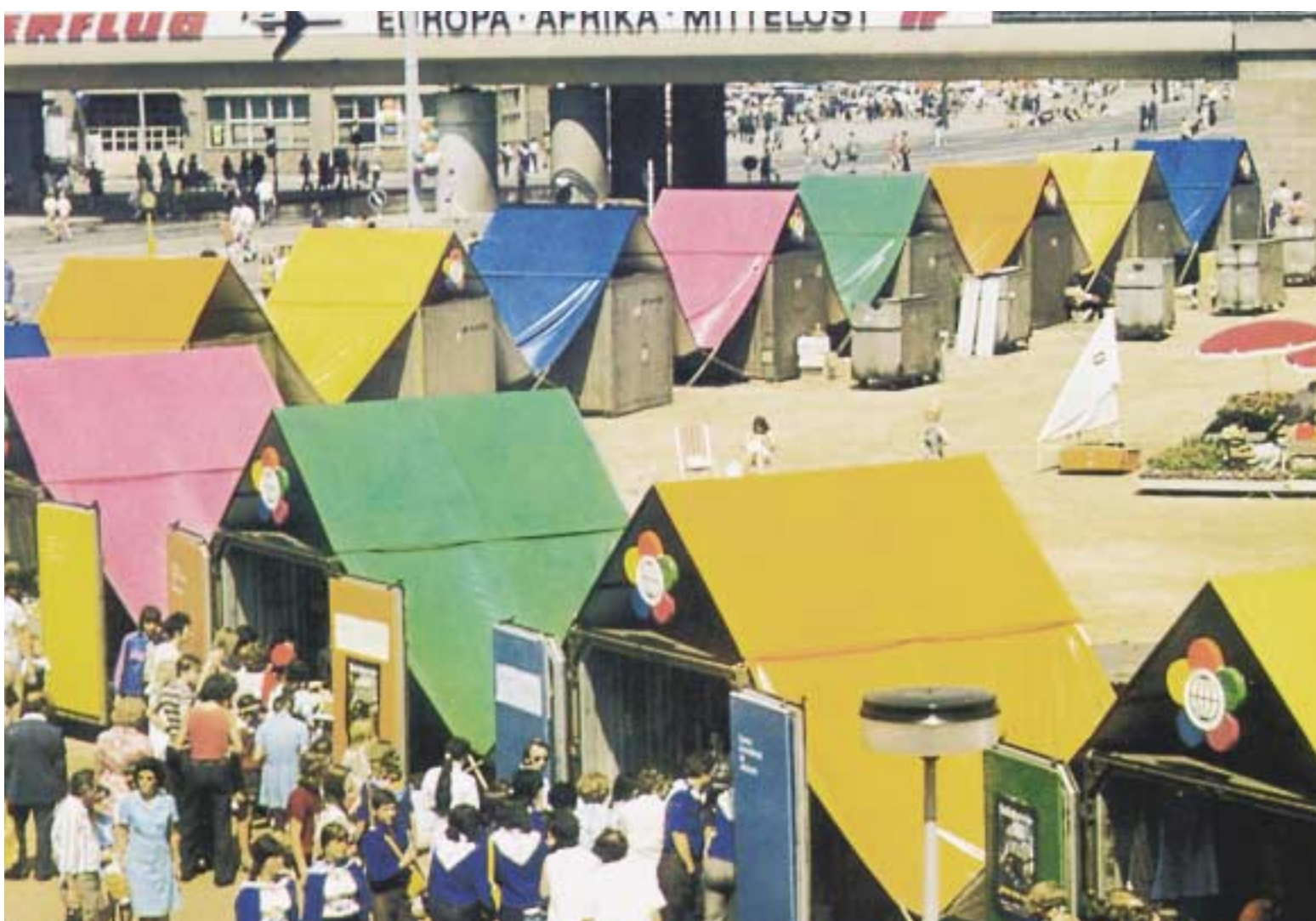
Es hieß, wenn der Ulbricht tot ist, dann ist endlich Schluss mit Stalins Erbe. Dann kommt der etwas modernere Typ, Erich Honecker – der ist schließlich aus dem Saarland. Die Weltfestspiele unterstützten diese Idee. Es ist ja nicht so, dass all dies spurlos blieb: Danach ging es im heimischen Kulturbetrieb vorwärts. Es wurden wieder Filme produziert, das Zeitschriftenwesen entwickelte sich weiter. Es gab im Theaterbereich unwahrscheinlich spannende Sachen. Nicht nur im Politbüro, auch im Kulturbereich fand ein Generationswechsel statt, bis hinein in die Redaktionen.

Neue Debatten kamen auf. Man hatte zwar das Gefühl, der Ausnahmezustand der Weltfestspiele ist über Nacht vorbei – aber die Vorwärtsbewegung ist damit nicht gestoppt, wie das noch 1968 gewesen war. Das endete erst 1976, mit der Biermann-Affäre. Von diesem Rückschlag hat sich die Gesellschaft dann allerdings nicht wieder erholt.

sh: Was blieb sind die Jugendclubs. Sie sind im Vorfeld als Festivalclubs entstanden, aus Eigenhilfen und -initiativen. Zunächst waren das Instandsetzungsgeschichten, auch in der Provinz. Das war etwas Autonomes. In dem Sinne waren die Spiele kein Betrug, diese Clubs lebten danach weiter.

Dann starb Ulbricht

sh: Und mittendrin in den Festen starb Ulbricht! Und alle dachten, jetzt fällt's aus. Wir standen auf dem Bahnhof, als die Nachricht kam.



Unser FDJ- und Delegationsleiter sagte: Jetzt mal eine Trauerminute! Wir waren bis zu diesem Moment in extremer Spannung, ob dieser Arsch uns auch noch das letzte Ding versaut.

wk: Ich weiß von Freunden, die zu der Zeit bei der Armee waren, dass sie während der ganzen Festspielzeit Urlaubssperre hatten. Als die Nachricht kam, dass Ulbricht gestorben war, hieß es „Aufsitzen!“, weil sie über Nacht die ganze Dekoration hätten abbauen müssen. Am nächsten Tage wäre die Stadt völlig kahl gewesen.

ir: Aber Ulbricht hat doch großväterlich-gütig auf dem Sterbebett gesagt: Feiert weiter!

sh: Dann Mitteilungen und Grußbotschaften von Egon Krenz als Obermacker des nationalen Vorbereitungskomitees. Der sagte sinngemäß: Wir legen ihn noch eine Woche auf Eis und es wird nichts am Programm gekürzt. Danach hieß es „Ey hey, wir sind die Fans von Egon Krenz“.

Letztlich empfanden wir das Ganze als gigantische Versuchsordnung. Es ging um eine einzige Frage, nämlich, ob die endlich Vertrauen zu uns Jungen haben würden. Und wir dachten, dass die Bonzen von nun ein Einsehen haben, bei den ganzen Restriktionen, und endlich wird ein Durchbruch, eine wirkliche Modernisierung stattfinden. Man könnte sein kleines Land am Ende vielleicht sogar dafür lieben ... '68 war ich ja noch zu jung – nicht auszudenken, wenn Sozialismus auch noch Spaß machte? Und natürlich stand im Raum: Was wird der neue Mann machen? Regierungswechsel? Personaltausch?

wk: Der Machtwechsel hatte doch schon längst stattgefunden.

ir: Ich glaube, '71 haben sie Ulbricht abgesägt.

sh: Die große Lockerungsübung war eindeutig Honeckers Handschrift. Diese ganzen Weltfestspiele waren eine unglaubliche und für deutsche

Verhältnisse überraschend spontane Völkermarmung. Und dieses schöne, fröhliche Fest schrammte und rammte nun beständig auf das alte und omnipräsente staatliche Abgrenzungs- und Sicherheitssyndrom. Momentweise war überhaupt nicht entschieden, wie es am Ende ausgeht.

Der Herbst der Euphorie

jb: Aber irgendwann hat sich der Ausnahmezustand „X. Weltfestspiele der Jugend und Studenten“ verändert?

wk: Über Nacht! Abrupt wurde der Alexanderplatz gefegt. Während der Festspiele war die Weltzeituhr ein Treffpunkt, die war wie ein toter Briefkasten, wo die Leute vom ersten Abend an die Säule mit Mitteilungen zuklebten. Wir kannten das vorher nicht. Die ganze Woche blieb das so und man hatte sich an den Anblick gewöhnt. Und am Morgen danach wurde die Säule geschrubbt! Es wurde alles gesäubert, als unmissverständliches Signal: Es ist vorbei!

ir: Es gibt einen schönen Text von Reiner Kunze, „Nachhall“, da beschreibt er genau dieses Phänomen.

sh: Ich wurde vor dem Hotel Berolina, wo ich jeden Abend auf meinen Liebsten gewartet hatte, ermahnt: Jetzt ist Schluss. Ich war wütend, bei der Abschlusskundgebung bin ich heulend auf meine Stabü-Lehrerin (Staatsbürgerkunde) los. Sie hat mich in den Arm genommen. Sie hatte dieselbe Wahrnehmung: Die Zeit der Utopie ist vorbei. Ich war jeden Abend an diesem Hotel gewesen und habe mich dort mit einem Ökonomiestudenten aus Mexiko geknutscht – wir haben diese grauen Aufpasserjungs schon begrüßt! Er war offiziell Mitglied des internationalen Vorbereitungskomitees und in der Jury für die Folklore. Es war die ganze Zeit über klar, ich gehöre zu einem der Gäste – aber ab heute ist leider Feierabend. Es ist

nie Post angekommen, der Briefwechsel wurde unterbrochen.

fz: Aktiv unterbrochen?

ir: Ich kann es mir nicht vorstellen, dass die Briefwechsel von alleine eingeschlafen sind. Eine meiner Interviewpartnerinnen hatte einen Inder kennen gelernt. Sie hatte geplant, nach Kalkutta zu reisen. Doch der Kontakt ist irgendwann eingeschlafen, es sind einfach keine Briefe mehr gekommen. Man kann heute nicht nachvollziehen, ob er nicht mehr geschrieben hat oder ob die abgefangen wurden.

Ein Ost-Berliner hat einen bundesdeutschen Jusomenschen kennen gelernt, die sich gegenseitig Material zugeschickt haben, Bücher und andere Dinge. Der meinte, er hätte irgendwann mal einen handschriftlichen Zettel von der Staatssicherheit in seinem Briefumschlag gefunden.

Too Young To Be A Hippie

rl: Wir hatten damals Besuch von unseren amerikanischen Verwandten. Und ich habe in diesem Sommer Popmusik für mich entdeckt. Ich war zehn Jahre alt und hatte von meinem Onkel zur Jugendweihe einen lauten Kassettenrekorder geschenkt bekommen. Der Besuch der Amerikaner in diesem Sommer, dieses Festival, diese Musik ... Die sind zu uns zu Besuch gekommen, die hatten mit den Weltfestspielen nichts zu tun. Ich habe eine Gitarre, sinnloserweise ohne sie spielen zu können, spazieren getragen. Ich bin den ganzen Tag mit dieser Gitarre rumgelaufen und gab den Musikern. An diese Atmosphäre kann ich mich erinnern: Dass viele Leute zusammen gesessen sind und dass es sehr quirlig war. Und auch, dass so viele „people of color“ da waren, was für Berlin auch ungewöhnlich war.

jb: Warst du später Punk? Und hattest die Westfestspiele als Hippiezeit abgeschrieben?

rl: Das lag zu weit auseinander, um sich als Punker im Nachhinein über die Weltfestspiele aufzuregen. Im Unterschied zu Bohemeszenen gab es in dieser Punkzene einfach keine Idee mehr, dass die DDR noch irgendwas wert sein könnte. Das war wirklich so eine Parallelwelt, die eine Szene geschaffen hat – auch eine sehr politische. Aber das waren eher nihilistische Sachen, man hatte kein Interesse an dem Staat, man wollte mehr sein eigenes Ding machen.

jb: Man hing wieder auf der Straße ab?

rl: Es gab zwei Treffpunkte. Einen auf dem Alex, dann gab es hinten noch Bierhallen, die unten im Fernsehturm drin waren. Dann gab es vorn Würstchenbuden, die waren auf der Seite vom Fernsehturm. Da hat man sich getroffen. Dann wurde der Alex gesäubert von den Punks. Die sind dann alle zum Kulturpark Treptow gegangen, weil es sonst keine Räume gab, und keine Clubs. Das erste Punkkonzert hab ich in der jugoslawischen Botschaft gesehen, wo ein paar Botschaftssöhnchen auf Punk gemacht haben.

Der Spuk war auch ganz schnell vorbei, das ging über zwei Monate. Mein Bruder Robert wurde auf dem Alex als Punkrocker aufgegriffen und in einen Raum geführt, wo ein Verhör stattfand. Er wurde fotografiert und meine Eltern benachrichtigt. Die Polizei wollte wissen, wo er hin will, wen er treffen will, warum man so rumläuft, wer seine Freunde sind ... Er hatte dann ein richtiges Verbot, den Alexanderplatz zu betreten.

Abbildungen aus: X. Festival Weltfestspiele der Jugend und Studenten Berlin – Hauptstadt der DDR 1973
Verlag Zeit im Bild Dresden, 1973



(as if) beauty never ends, Jayce Salloum © 2002 (4)

LUNCH IN THE ASHES

„Lunch In The Ashes“ ist ein Pool von vier Einzelarbeiten der KünstlerInnen Maria Thereza Alves (Berlin), Madhusree Dutta (Bombay), Jayce Salloum (Vancouver) und Shelly Silver (New York City).

Auf der Grundlage gemeinsamer Projekte und nicht zuletzt jahrelanger Freundschaft entstand die Idee, diese KünstlerInnen einzuladen, deren Arbeiten größtenteils nicht im deutschen Kontext entstehen. Sie setzen sich mit den Begriffen Internationalismus, Grenzen und Utopie auseinander. Begleitet von sechs Monaten E-Mail-Kommunikation entstanden Videos, die ein Netz aus subjektiven, ortsbezogenen und politischen Gedanken spinnen: einen Lunch einnehmen in der Asche der großen utopischen Versprechungen.

(AS IF) BEAUTY NEVER ENDS

Jayce Salloum

meine gedanken fliegen durch die luft
wie die flügel eines adlers, der weit oben kreist
ich bin schneller als eine pistolenkugel, stärker als
eine lokomotive
ich kann hohe gebäude in einem satz überspringen
ich sterbe
ich gebe meine seele zurück
du herrschst über mich und damit werde ich
nichts zu tun haben
du bist weder mein herr noch mein sklave
visionen stehlen
blut mischen
nation zerstören
hoffnung entspringt für ewig
keine grenzen sind frei,
noch gefährlicher sind diejenigen in unseren köpfen
sie trennen uns
zusammengenähte inseln
untergehender gedanke
sanktionierte träume
es ist eine weitere krank machende zeit, in der wir
leben. als hörte sie nie auf.

Was treibt einen dazu, rausrennen zu wollen, ein Gewehr, eine Bombe, einen Panzer oder ein Flugzeug zu schnappen und die Welt in die Luft zu jagen? Es ist nicht die mangelnde Erinnerung oder eine fehlgeleitete Vorstellung von Geschichte, es ist, weil der Körper die Erfahrungen, die er gemacht hat, nicht vergisst; er spürt deine Verletzungen, die deiner Familie und Freunde.

Die faschistischen Führer, die Räuberbarone und ihre großen und kleinen Komplizen stehlen unser Leben. Sie zerstören unsere Lebensgrundlagen, demolieren unsere Häuser, dezimieren uns und machen uns lächerlich, wann immer sie können. Ihre Lügen sind trügerisch und sie sind wahllos bei dem, was sie anrichten.

Niemand schert sich um die Fakten, um das, was wirklich passierte, wer wen ins Exil trieb, wer was an sich riss und was darüber gesagt wird. Die Mächtigen handeln nur aus eigenem Interesse, das ist nicht verwunderlich. Warum folgen ihnen aber diejenigen, die sie unterdrücken?

Noch immer benötigt Schönheit einen Ort. Das faulende Fleisch der Leichen erinnert uns an die Massaker und daran, weshalb wir die Kadaver und das Leben, das sie führten, vergessen, weshalb wir deren Verlust genießen und die revisionistische Geschichte, die uns aufgedrängt wird, verschlingen. Wie die Schafe. Reinbeißen und runterschlucken. Die Dystopie herrscht uneingeschränkt und wirft ihr begehliches Auge auf die Fäden der Hoffnung, die wir noch intakt halten. Der widerlichen, verabscheuungswürdigen Rhetorik der Friedenspläne und nicht erfüllten Resolutionen wird Nachdruck verliehen, wenn der Wille sich heimlich mit privaten Interessen verbindet. Die sichtbaren Wunden, ins All versuchen wir zu entkommen ... es ist eine weitere krank machende Zeit, in der wir leben und sterben ... als hörte sie nie auf.



X. Weltfestspiele der Jugend und Studenten 1973 in Ostberlin

EIN JAHR SPÄTER

Maria Thereza Alves

1974 ist in einem DDR-Schulbuch für Gymnasien die Weltkarte eingeteilt in die Farben Rot, Gelb und Blau. Brasilien, wie fast ganz Nord- und Südamerika, ist blau, d.h. kapitalistisch. Nur Kuba ist rot.

1974 war kein gutes Jahr für Brasilien. Es war aber auch das Jahr, in dem meine Familie, die 1968 in die USA immigrierte, dorthin zurückging. Im ersten Jahr in den Vereinigten Staaten machten meine Eltern mit mir einen Ausflug in den Central Park in New York. Ich trug meine neue festliche Osterkleidung, einen blauen Rock, eine blaue Bluse, und hielt einen blauen Luftballon in der Hand. Unter den Bäumen saßen ein paar Hippies. Meine Mutter deutete auf sie und sagte, so wirst du werden, wenn du nicht ein artiges Mädchen bist. Am liebsten wäre ich zu ihnen gegangen und hätte mit ihnen unter den Bäumen gelebt. Aber dann dachte ich mir, dass sie wahrscheinlich jemanden in blauer Osterkleidung mit einem ebenso blauen Ballon nicht gerade willkommen heißen würden.

Um unsere Rückkehr nach Brasilien zu feiern, gingen meine Cousins und ich auf eine Party. Wir durften nicht gleichzeitig in das Haus, da eine Versammlung von mehr als vier Personen illegal war und den Tatbestand der Staatsgefährdung erfüllte. Im Haus hing ein Bild von Che, die Musik war gedämpft und wir sprachen leise miteinander. Später gab mir mein Cousin Zeco eine mimeographierte Broschüre der Kommunistischen Partei Brasiliens. Er sagte, ich solle sie lesen und dann weitergeben oder verstecken. Und er sagte, falls ich erwischt würde, sollte ich nicht sagen, von wem ich sie bekommen hätte. Er war siebzehn und ich dreizehn.

1974 wurde General Ernesto Geisel, Sohn deutscher Eltern, der neue Diktator Brasiliens und kaufte dem Land sein erstes, unnötiges Kernkraftwerk – von der BRD.

Auf einem Foto in dem DDR-Schulbuch sieht man eine Gruppe Jugendlicher sitzen, einer spielt Gitarre, und sie lächeln einem Polizeibeamten zu. (In diesem Buch gibt es viele Bilder, auf denen junge Menschen lächeln.) Einmal nachts saßen meine Cousins und ich am Strand um ein Lagerfeuer und sangen. Plötzlich stürzte ein junger Mann in unsere Gruppe, sprang über das Feuer und verschwand im dunklen Regenwald. Wenig später tauchten zwei Polizisten auf und fragten meinen ältesten Cousin, ob wir jemanden gesehen hätten. Ohne mit dem Gitarrenspiel aufzuhören, sagte Piu nein, hätten wir nicht. Später, auf einem Rockkonzert mit Rita Lee: Wir mussten nacheinander den kleinen Saal betreten, dort setzten wir uns und warteten ruhig. Ringsum an den Wänden standen Soldaten mit Bajonett-bespickten Gewehren im Anschlag. Rita Lee wurde verhaftet.

1974 wäre das Jahr des Übergangs gewesen – das Jahr, in dem das Schlimmste der Militärdiktatur vorüber gewesen sei, heißt es.

Domingos, später ein Mitbegründer der brasilianischen Grünen, damals ein Guerillero aus Rio, der gegen einen entführten westdeutschen Diplomaten ausgetauscht wurde, sagte: „Du konntest immer noch nicht reden, du konntest immer noch nicht hören.“

und Babysitten, um mir eine sechswöchige Radtour nach Kanada leisten zu können.

Es war ein Sommer der Experimente mit Freiheit und Sex, und ich war überrascht, mich zum ersten Mal getrennt und außerhalb der Familienstruktur wahrzunehmen. Ich empfand mich anders, aber nicht anders genug. Ein Bild bleibt mir im Gedächtnis haften: Es ist spät nachts und ich liege an einem Strand auf der Prince-Edwards-Insel, nachdem ich zu viel gesoffen und mich übergeben habe. Mein Kopf ruht im Schoß der Gruppenleiterin, die meine Haare sanft streichelt. Mir ist immer noch übel, ich schaue hoch zum Vollmond und dann wandern meine Augen sehnsüchtig zu einem Boot, das sich elegant am Horizont entlangbewegt. Wo fuhr es hin? Segelte es jede Nacht?

Dieser chaotische, ambivalente, von Suchen geprägte Sommer hatte nichts Utopisches an sich. Ich kann mich nicht erinnern, dass Themen wie Politik, Gleichheit, Solidarität oder Freundschaft in einem größeren Rahmen eine Rolle spielten als in dem dieses kleinen, schlecht funktionierenden Haufens. Doch sicherlich gab es hitzige, selbstgerechte Debatten über den Zustand der Welt in dieser Gruppe Flanellhemden tragender, weißer Mittel- und Oberklassenkids.

Womöglich wurde mir in diesem Sommer klar, dass man, wenn man seine gegenwärtigen Umstände verlässt, nicht neu geboren wird, strahlend, nackt und frei. Ich würde nicht gerade behaupten, ein utopischer Traum sei in jenen sechs Wochen geplatzt, denn so dachte ich damals nicht darüber. Aber es war der erste Sommer, in dem ich nicht nur den Wunsch nach einem anderen Leben verspürte – ich unternahm auch etwas, um es herbeizuführen. Wurde diese Sehnsucht erfüllt durch physisches Entkommen? Nein. Dazu braucht es mehr als körperliche Bewegung.

Dies kann man nun als eine Art Geschichte betrachten, aber ich bin damit nicht zufrieden. Mit den eigenen persönlichen Erfahrungen komme ich nicht sehr weit. Meine Gedanken wandern woandershin. Ich greife nach diesem Wort „Utopie“ und suche an einem anderen Ort.

Laut meines Oxford-Englisch-Wörterbuches wurde das Wort „Utopie“ erstmals 1516 von Sir Thomas Moore verwendet, um eine imaginäre Insel zu beschreiben, auf der ein perfektes soziales, rechtliches und politisches System herrscht. Daraus entnehme ich die Worte „imaginär“, „perfekt“ und „Insel“ und stelle sie beiseite. Kleine Kieselsteine auf dem Sand meines erinnerten Strandes.

Für Moore hängt „Utopie“ also mit einer plötzlichen Veränderung zusammen, mit der Vorstellung, dass die Dinge anders sein könnten. Aber dieses „anders“ ist nicht irgendein „anders“. Es ist perfekt und es ist abgetrennt. Ein selbstgenügsamer Ort, der von etwas anderem umgeben ist, von dem Anderen.

Victor Hugo bietet eine interessante, wenn auch weniger glückliche Sicht von „Utopie“ und Perfektion. „Unser Leben träumt die Utopie. Unser Tod erreicht das Ideal.“ Hängt (die Suche nach) Perfektion immer mit einem Todeswunsch zusammen? Ich denke an die unausgesprochenen Utopien der Religion und wie sie von als absolut gesetzten Gegensätzen durchdrungen ist: Gut und Böse, Himmel und Hölle. Ich denke daran, wie geeignet und effektiv Absolutheiten sind, um andere zu manipulieren, sie dazu zu bringen – sei es durch Begehren, sei es durch Angst – zu glauben. Die Angst vor und das Hingezogensein zu diesem Ort nie erfahrener Perfektion und des Todes.

Und dann stoße ich auf ein Zitat von Emma Goldman: „Alle gewagten Versuche, die herrschenden Verhältnisse grundlegend zu verändern, alle hehren Visionen neuer Möglichkeiten für die Menschheit

sind utopisch genannt worden.“ Damit impliziert sie, etwas „utopisch“ zu nennen sei gleichbedeutend damit, es abzuschreiben. Es ist ein Mittel, den diffusen Wunsch nach Veränderung, Unterschiedlichkeit und Möglichkeit zu diskreditieren. Historisch spezifischer argumentiert: ein einfacher Weg für die bestehenden Mächte, ungemütliche Ideen sozialer Veränderung beiseite zu schieben. Das Wort wird unausgesprochen in eins gesetzt mit unmöglich, unerreichbar und naiv.

Ich denke sehr oft in der Möglichkeitsform. Ich bin eher von dem Unreinen angezogen als vom Absoluten und habe deswegen Schwierigkeiten mit organisierten politischen und religiösen Gruppen. Das trägt auch nicht gerade zu meiner politischen Effektivität bei, weswegen ich mich am ehesten bei der Herstellung von dem wohl fühle, was man ambivalenterweise Kunst nennen könnte. Das bedeutet nicht, dass ich nicht an Veränderung glaube oder dafür kämpfen möchte – ich glaube wirklich an ungläubliche, undenkbar Veränderung. Denn eine solche Veränderung habe ich bereits gesehen, ich habe sie durchlebt. Sie existiert. Sie fand statt. Auf kleine und große Weise, sie hat mein Leben direkt berührt, und häufig auch indirekt durch das weiche Kissen Amerikas.

Also suche ich weiter und vermassele dabei manches. Ich habe keinen Zugang zu Ostdeutschland im Sommer 1973, also versuche ich erneut, meinem eigenen Land, meiner Erfahrung und meiner Heimat näher zu kommen. Ich entdecke ein Gedicht in einer Zeitschrift. Es handelt nicht von einem perfekten sozialen, rechtlichen oder politischen System, sondern von Rhythm and Blues. Eine Musik, die ich 1973 viel hörte. Das Gedicht heißt „Die Enzyklopädie des Rhythm and Blues“ und ist von Anthony Walton. Die letzten Zeilen lauten:

as if a song had wings
extended into flight and feathers of shelter –
as if true love and its fraternal twin, the blues,
possessed equally the powers of devotion
and redemption, as if the one true heaven
were standing around the corner, laughing
drunk, and locked with lust and abandon
into the ever-loving arms of the mortal world

Es ist kein politisches Gedicht, und vielleicht kann man mich dafür kritisieren, dass ich mich nicht mit dem Rest von Sir Thomas Moores Definition von „Utopie“ auseinandersetze, bei der es darum geht, das perfekte soziale, rechtliche und politische System zu genießen. Aber das hat wenig mit dem Sommer meiner Jugend 1973 zu tun, der geprägt war von kleinen internen Machtkämpfen, Cliques und Eifersüchteleien, von wilden Partynächten voller Vertraulichkeiten und Intimität. Das vorherrschende Gefühl war, dass wir etwas machen wollten. Und dass wir es können – oder zumindest versuchen können.

Moores Insel kann ich mir zurzeit nicht vorstellen, vielleicht werde ich es nie können. Momentan habe ich das Bild des „einzig wahren Himmels“, des „lachenden Säufers“ aus dem Gedicht im Kopf. Ich denke an diesen „einzig wahren Himmel“ und sicherlich beziehen sich diese Worte irgendwie auf Moores Insel. Doch statt dass sie abgetrennt und perfekt ist, ist sie total durcheinander, wie ein freundlicher Säufer, der noch stehen und ficken und einen guten Witz erzählen kann hier in der vergänglichen Welt – in meiner Welt. Begehrend und geliebt.

SEGELT DIESES BOOT JEDE NACHT?

Utopie und der Sommer von 1973

Shelly Silver

Heute Nachmittag unterhielt ich mich mit einer Freundin, die aus Polen zu Besuch ist, über die „Weltfestspiele der Jugend und Studenten“ in der DDR 1973. Wie das so ist, schweifete sie ab. Das ganze „Experiment“, sagte sie, dieses „sozialistische Experiment“ hätte nach dem Zweiten Weltkrieg begonnen, es sei das Resultat einer Vereinbarung zwischen den Siegermächten gewesen; und wer daran teilgenommen habe, sei zufällig gewesen. Europa sei wie mit dem Lineal gezogen aufgeteilt worden – eine Strategie, die sich nur Politiker ausdenken können –, ohne Rücksicht auf die einzelnen Länder, Menschen und deren Kultur. Der östliche Teil sei den Sowjets, so ihre Meinung, „verkauft“ worden als Gegenleistung für 40 Jahre Frieden in Westeuropa. Natürlich seien bei diesem Experiment die BewohnerInnen, die „Versuchskaninchen“, nicht gefragt worden. Man opferte sein Leben, um an diesem Experiment teilzunehmen. Man könne diese Weltfestspiele, erklärte sie schließlich, als eine Art Propaganda betrachten, gegenüber der restlichen Welt und um die unruhige Jugend des Ostens zu besänftigen. Es sei für westliche Aktivisten einfach gewesen – und das ist es vielleicht immer noch –, die eigenen Wünsche nicht nur auf die Weltfestspiele zu projizieren, sondern auch auf die sozialistischen Länder selbst, ohne ausreichendes Wissen über das, was dort tatsächlich geschah. Und das erschien ihr hässlich und trostlos.

Ich nehme an, sie sprach eher von ihren eigenen Erfahrungen in Polen 1973. Ich hörte aufmerksam zu, trotz der Tatsache, dass sie weder in Ostdeutschland war noch an den Weltfestspielen teilgenommen hatte, denn Polen liegt nun mal wesentlich näher an Ostdeutschland als an den USA. Über die Festspiele kann ich nichts sagen. Damals war ich weit weg und lebte ein ganz anderes Leben. Nähere ich mich dem Ganzen und versuche, eine persönliche Erfahrung damit in Verbindung zu bringen, so bleiben schließlich zwei Dinge: das Datum, der Sommer 1973, und das Wort „Utopie“.

Im Jahr 1973 war ich lebendig. Ich war ein langhaariger Teenager, in mancher Hinsicht jünger, als ich mich benahm, in anderer Hinsicht älter, als ich jetzt bin. Ging mir damals der Gedanke an „Utopie“ durch den Kopf? Das Wort liegt auf dem Tisch. Ich hebe es auf. Betrachte es von verschiedenen Seiten. Schneide mich an seinem gezackten Rand. Autsch! Es ist der Sommer 1973.

Ich würde ja gerne eine zusammenhängende Geschichte erzählen, aber ich fürchte, ich komme nicht auf eine ganze Erzählung. Vielleicht löscht mein Kopf die Einzelheiten des Sommers 1973 aus. Damals war ich 15 und wollte weg von der Familie. („Wollte“ ist ein viel zu schwaches Wort, um das Gefühl, das ich damals hatte, auszudrücken.) Mühsam hatte ich Geld gespart durch zahlreiche schlecht bezahlte Jobs, Putzen, Bedienen



Shelly Silver and friends, Nova Scotia, July 1973

UTOPIE: 1973

Madhusree Dutta

1973. Ich war eine Studentin in einem südasiaten Land – Indien. Heute – dank unserer Nähe zu Afghanistan – sind wir nicht so weit entfernt vom Rest der Welt.

1973 kannte ich das Wort Utopie nicht, niemand in meiner Umgebung kannte es. Weder die Geburt der Utopie noch ihr letztendlicher Tod wurden in meiner Welt registriert. Ist Utopie ein englisches Wort? Ein deutsches oder französisches? Auf jeden Fall ist es ein Wort, eine Kultur aus der europäischen Wirklichkeit. Während des Zweiten Weltkriegs kämpfte mein Land für die Unabhängigkeit von den Briten. Der zentrale Akteur dieses Unabhängigkeitskampfes war Gandhis Nationalkongress, eine Partei mit einem eindeutig nationalistischen Programm. Sie lehnte es ab, gegen Deutschland zu opponieren, da Großbritannien ihr wesentlicher und einziger Feind war. Indiens kommunistische Partei rief dazu auf, die Briten bei ihrem Kampf gegen den Faschismus zu unterstützen. Sie wurde daraufhin als antinationalistisch beschimpft, ein Schlag, von dem sie sich nie wieder erholt hat. Der Nationalkongress regierte das demokratische Indien – bis auf 18 Monate – die nächsten 50 Jahre.

Litten die Kommunisten an Utopie? Eine allgemein beliebte Verspottung war: Wenn es in Osteuropa regnet, spannen sie hier in Indien den Schirm auf.

1973 gab es groß angelegten Eisenbahnerstreik. Das indische Schienennetz ist möglicherweise das größte der Welt. Der Anführer des Streiks, ein Sozialist, wurde zum Volkshelden. Er war mein erstes ideologisches Vorbild. Zurzeit ist er Verteidigungsminister der fremdenfeindlichen Regierung Indiens und droht den Nachbarstaaten jeden Morgen mit einem Atomschlag. Das ist bei Weitem schlimmer als hinter persönliche Verfehlungen des eigenen Jugendidols zu kommen.

1975. Wir lernten das Wort Faschismus. Die damalige Premierministerin Indira Gandhi rief den Ausnahmezustand aus und setzte damit sämtliche verfassungsmäßigen Rechte der BürgerInnen außer Kraft. Intellektuelle, KünstlerInnen, StudentInnen und AkademikerInnen wurden verhaftet und häufig auch in den Gefängniszellen massakriert. Die mutigeren StudentInnen versammelten sich in Vorratskellern im schwülen Kalkutta, wo nach sowjetischem Vorbild Arbeitsgruppen gebildet wurden. Genosse! – irgendein Unbekannter fragte mich nach der Wasserflasche. Genosse, so redeten sie sich also überall auf der Welt an. Wir lernten, die Internationale auf Englisch und auf Bengalisch zu singen. Einige fortgeschrittene GenossInnen konnten sogar die russische Version. Die andere Fraktion der Studentenbewegung schrieb mit blutroter Farbe auf Backsteinwände: Der chinesische Vorsitzende ist unser Vorsitzender! Wir lieferten uns in der Mensa heftige Kämpfe – China oder



Russland. Freundschaften und Beziehungen entstanden und zerbrachen dadurch. Am Tag vor der Abschlussprüfung weigerte sich meine beste Freundin, ihre Vorlesungsunterlagen mit mir zu teilen – einer Klassenfeindin wie mir wollte sie nicht helfen. Ich war dafür bekannt, den Sowjets gegenüber nachgiebig zu sein, wenn auch nur wegen ihrer literarischen Größen. Kurz: Wir fühlten uns alle zugehörig.

21. Juni 2001. Ich saß in einem Café in St. Petersburg, Russland. Ich nahm an dem internationalen Filmfestival „Message to Man“ teil. Mein Dokumentarfilm war am Tag zuvor gelaufen – wie üblich in einem halb leeren Saal. An diesem Tag war der Saal aber brechend voll. Die Polizei hielt eine riesige Menschenmenge vor dem Auditorium in Schach. Leni Riefenstahl sollte am Abend von den Verantwortlichen des Festivals geehrt werden. Ganz St. Petersburg wollte einen Blick auf diese Legende werfen. Völlig durcheinander fragte ich mich, ob ich mich in einem lebenslänglichen Jetlag befinde. Ich nahm ein Boulevardblatt in die Hand, eine der wenigen englischen Zeitungen, die in St. Petersburg (dem ehemaligen Leningrad) zu bekommen sind. Es war voller kleiner Anekdoten über die Belagerung Leningrads durch Hitler 1942. Die Stadt bereitete sich auf ihr Jubiläum am nächsten Tag vor!

In einer Klatschkolumne wurde der gängigen Meinung widersprochen, Stalin sei über Hitlers Verrat und den Angriff auf Leningrad so bekümmert gewesen, dass er eine Woche lang seinen Staatsgeschäften nicht nachgehen konnte – was Hitlers Einmarsch in Leningrad ermöglichte. Denn das kürzlich der Öffentlichkeit zugänglich gemachte Gästebuch des Kremls, so der Bericht weiter, zeige, dass Stalin an dem Morgen seine üblichen Termine wahrgenommen habe. Nun geht es darum, ob ein kleiner großer Mann mit seinem untreuen Verhalten das Herz eines anderen kleinen großen Mannes brach oder nicht!

Die Utopie starb. Aber war ich jemals ein Teil der Geschichte der Utopie? Oder ist mein Zugehörigkeitsgefühl zur Kultur der Utopie selbst die größte Utopie? Die Party mag vorbei sein – aber ich wurde auch gar nicht eingeladen.

Wo befinde ich mich
Ziemlich nahe an den AfghanInnen –
Oh! Bitte hört mir zu
Wir haben auch Atombomben
Und während meiner ganzen Jugend
Versuchte ich ein Hemd wie deines zu nähen
Utopie, du hast die Marke genannt
War sie Schwarzweiß oder Farbe?

SPIEL OHNE GRENZEN

Merle Kröger

„Ich war 16 Jahre alt“, sagt die Frau am Telefon, „natürlich war das ein einmaliges Ereignis. Es war der einzige Moment von Multikulturalismus, an den ich mich erinnern kann. Ich war euphorisch und dachte, alles würde sich ändern.“ Sie erzählt mir, heute sei ihr erster Arbeitstag im Deutschen Rundfunkarchiv. Vielleicht ist sie deswegen so nett. Sie redet über Deutschland im Jahr 1973. Es war ein heißer Sommer, sogar hinter dem eisernen Vorhang in Berlin, Hauptstadt der DDR.

Ich war damals sechs und verbrachte vermutlich den größten Teil des Sommers am See, viel weiter nördlich, auf der anderen Seite der Mauer. Vielleicht war es der Sommer, in dem meine Mutter Mitglied der örtlichen „Spiel ohne Grenzen“-Mannschaft war. Monatlang mussten sie Kanufahren üben, gekleidet in lächerliche Indianerkostüme. Ich schämte mich, denn sie tat nur so als ob. Ich hingegen war ein Indianer. Natürlich verloren sie das Spiel, und die ganze Nation verfolgte das auf dem Bildschirm.

In der Schule erfuhr ich, dass es auch ein anderes Deutschland gab. Wir machten eine Klassenfahrt nach Ostberlin und unser Geschichtslehrer sagte: „Schaut ihnen nicht in die Augen und lasst kein Westgeld auf den Boden fallen.“ Jahre später reiste ich durch Südamerika und schrieb von Orten, von denen ich glaubte, er würde sie nie zu sehen bekommen, lange Briefe an einen Freund in Ostberlin. Dann rief er mich um 4 Uhr morgens an, um mir mitzuteilen, dass er in Venezuela sei. Die Mauer war gefallen.

Ich schaue mir die Fotos der „Weltfestspiele der Jugend und Studenten“ in Ost-Berlin 1973 an. Jugendliche aus der ganzen Welt bilden ein Muster auf dem Rasen, mit erhobenen Fäusten. Sie scheinen zu schauspielern. Ist es möglich, eine staatliche Utopie herzustellen? Sie erinnern mich an meine Mutter in Indianerverkleidung. Der Internationalismus wurde zur Mode. Tausende Mädchen in der

DDR trugen eine Afro-Frisur wie Angela Davis. „Wir luden sie zu uns nach Hause ein und wurden selbst in die ganze Welt eingeladen“, sagt die Frau am Telefon. „Aber“, will ich entgegenen, „Sie wussten doch, dass Sie nie dorthin reisen würden.“ Ich sage es aber nicht. Vielleicht war es die Idee zu reisen, die so stark war.

Ich war ein Indianer. Ich litt. Ich kämpfte gegen die weißen Imperialisten. Ich starb. Es war nur die Idee der Solidarität, denn vermutlich gab es keinen einzigen indigenen Amerikaner in Norddeutschland während des heißen Sommers von 1973.

Vielleicht war es die Idee, die über alle offiziellen politischen Bekundungen hinauswuchs: „Solidarität mit den Unabhängigkeitsbewegungen in Asien und Afrika, mit dem palästinensischen Volk und der kommunistischen Jugend Chiles!“ Ich betrachtete die Gesichter der jüdischen Delegation. Ihre Idee war zur verletzligen, fragilen Realität geworden. Zwei Monate später, am 11. September 1973, wurde sie zerstört.

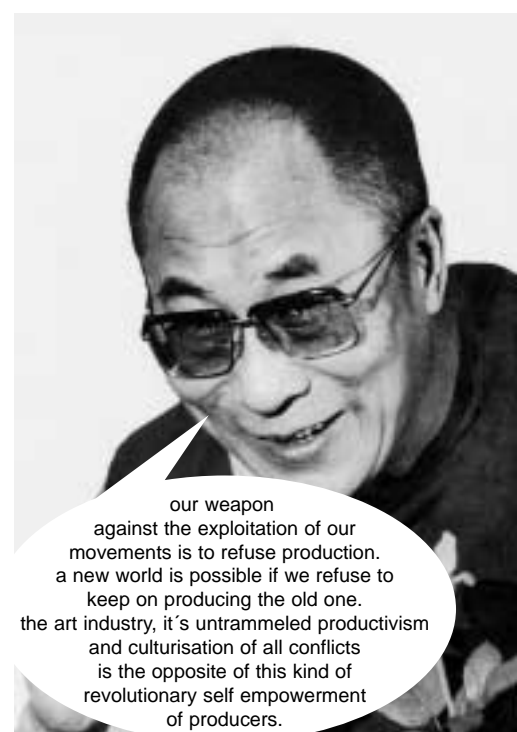
Heute, fast 30 Jahre später, sind wir einem besseren Verständnis dieser Idee nicht näher gekommen. Nationale Befreiungsbewegungen sind suspekt geworden aufgrund der „nationalen Komponente“ ihrer Kämpfe. Wie kann man die Globalisierung kritisieren, ohne auf Nation, auf Ethnie, auf die „natürlichen“ kulturellen und religiösen Grenzen und die Grenzen der Zugehörigkeit zurückzugreifen? Hybride Identitäten sind die Erfindung einer intellektuellen Elite, die weltweit dieselben Ausbildungs- und Klassenstandards teilt.

Damit will ich nicht sagen, dass Utopien nie verwirklicht werden sollten – aber was den Internationalismus angeht, interessiert mich weniger der Aspekt der Verwirklichung. Es ist vielmehr das Netz persönlicher, biografischer und radikal subjektiver Ideen, um die es mir geht. Die Idee eines Bildes. Die Idee eines Liedes. Die Idee einer Bewegung.



THE FAMILY

Christine Lohr und P.Pêche



*respect to LL knarf rellöm

Ausschnitte aus einem Interview mit Ina Alvermann am 07.06.2002 in Berlin



Ina Alvermann war dreißig Jahre lang Schnittmeisterin beim DDR-Fernsehen, hauptsächlich im Kulturbereich. Sie hat 1973 mit ihrem Mann Dirk Alvermann als Autor und Regisseur den Dokumentarfilm „Die kämpfende Graphik“ realisiert. Ausgehend von einer Ausstellung während der Weltfestspiele begleitete der Film KünstlerInnen aus verschiedenen Ländern in ihre Heimat. „Die kämpfende Graphik“ wird heute im Deutschen Rundfunkarchiv als verschollen geführt und ist wahrscheinlich im Zuge der Wende-Zeit verloren gegangen.

Ina Alvermann (ia) lebt als freie Cutterin in Berlin-Prenzlauer Berg. Das Interview führten Philip Scheffner (ps) und Merle Kröger (mk).

ps: Was war eigentlich das Besondere an den Weltfestspielen 1973?

ia: Die Stimmung zu dieser Zeit war unglaublich, das war in etwa so wie bei dem Jubiläum der englischen Königin jetzt; so abartig bunt war das in dieser Stadt, es lebte! Ein riesen-bunter Trubel, wo sich Menschen unter dem gleichen Gedanken finden: für den Frieden der Welt sich zu treffen und alles Mögliche zu machen für eine Welt, wo nie wieder Krieg oder Zerstörung herrscht. Das waren für mich eigentlich Weltfestspiele.

Als ich Kind war, da waren die Weltfestspiele der Jugend schon mal, 1953, in Berlin. Wir haben in Hellersdorf gewohnt, bei meiner Großmutter, da haben die bei uns auf den Böden gewohnt und da war ein Remmidemmi! Das ist hier von hier aus ungefähr zehn Minuten mit dem Auto, aber schon ein bisschen ländlich-sitlich. Und plötzlich war da ein Leben! Ich war Kind und meine Mutti hat für die gekocht. Und dann lagen die da auf Heusäcken alle mit ihren blauen FDJ-Blusen, das weiß ich wie heute. Und ich fand, es ist immer tolles Wetter gewesen. Es war so schön!

mk: Wie hast du persönlich diese Zeit, 1973, und das Klima in der DDR damals empfunden?

ia: Warte mal, ich war '66/'67 fertig mit dem Studium und '73 war beruflich für mich eine sehr schöne Zeit. Ich fing gerade an, im Fernsehen beim Kulturmagazin zu arbeiten. Es war eine ganz entspannte, sehr lockere und gute Atmosphäre, auch in der Arbeit. Ich kann mich daran erinnern, dass es sehr offen in Diskussionen zugeht und dass es auch in Abnahmen gut war.

mk: Wie kamt ihr auf die Idee, einen Film über die Weltfestspiele zu machen?

ia: Das war zum Teil ein Vorhaben vom Kulturmagazin, dass man natürlich über die Weltfestspiele berichtet. Und dann hatte Dirk zusammen mit einer Redakteurin die Idee, dass man das weiter fassen sollte, dass der Rahmen die Weltfestspiele sein sollten, schon, aber dass man darüber hinaus in die Welt gehen wollte – in den Ostblock. Da gab's eine Ausstellung zu dieser Zeit im Alten Museum, „Die kämpfende Graphik“, und das wollte Dirk als Klammer nehmen. KünstlerInnen, die hier ausgestellt haben, sich mit denen zu unterhalten, sich hier zu treffen und dann darüber hinaus in die

Länder zu fahren, also Ungarn, ČSSR, Polen, Rumänien, Sowjetunion.

Und das war, glaube ich, schon mal nicht so im Sinne der Erfinder. Wir sind sehr weit in die aktuelle Situation gegangen, wir haben sehr viel von diesen KünstlerInnen eingefangen. Und wenn ich mich erinnere – es ist schade, dass man die Interviews nicht mehr hat. Es war nicht ein Interview dabei, was wir weglassen mussten, weil es vielleicht negativ war, überhaupt nicht, es war einfach von so viel Lebensfreude und so viel Engagement für die Welt im Kleinen und im Großen von den KünstlerInnen zu spüren, aber auch von jedem anderen, den wir da angesprochen haben.

mk: Erinnerst du dich noch an Protagonisten aus dem Film?

ia: Ich erinnere mich leider weniger an die, die aktuell fotografiert worden sind. Die Dinge wurden kurz abgesprochen, dann waren die zu Interviews bereit. Aber wo es in die Länder ging, an die KünstlerInnen dort erinnere ich mich sehr genau. Da war der Ungar Imre Varga – wir hatten sein Lenindenkmal im Film, das ziemlich weit entfernt von Budapest in einem Park steht auf einer Treppe. Das ist so toll! Das ist so, als würde Lenin wirklich da runter gehen, mit seiner Mütze auf, dieser Schiebermütze. Und zu dieser Zeit war gerade Herbst und die Blätter fielen, und da fegte jemand dieses Denkmal, fegte die Blätter weg – es war zauberhaft.

Dann gab's Nazarenko, eine Russin. Als Dirk dort in dem Land war, das ja bekannt ist für seine Gastfreundschaft, man muss trinken ohne Ende, da hatte er mit seinem Kameraassistenten abgesprochen: „Pass auf mich auf! Immer wenn so storgan (Wodka wird in Gramm ausgeschenkt, also 100 gr.; Anm. der Int.) auf dem Tisch stehen, mach Wasser rein, ja?“ Und das war sein Glück, denn sonst hätte er das wahrscheinlich nicht so leicht überstanden.

Der Rumäne, Marcel Kirnoaga, der hatte so schöne Holzstelen in seiner Stadt – an den erinnere ich mich noch gut.

Und dann ein wunderschönes Denkmal in Treblinka von einem Polen – das waren große Steine, die für die Länder standen, für die Opfer dieser Länder. Weil der Kameramann bewegt durch

dieses ganze Labyrinth gegangen ist und das fotografiert hat, haben wir uns sehr bald entschlossen, das für den Anfang zu nehmen.

mk: Und wie war die Abnahme von eurem Film?

ia: Da haben wir dann eine eigenwillige Anekdote erlebt mit unserem Chef, den ich sehr gemocht habe. Er ist eigentlich ein Opfer seiner Ausbildung in der Sowjetunion. Er kam zurück und war als Kulturverantwortlicher dann ziemlich schwierig. Also genau in dem Moment, wo der Kameramann auf diesen Stein der Sowjetunion zufährt, da passiert ihm was mit der Kamera. Und ich habe noch versucht, das mit einem Standbild auszugleichen. Dann hat der Chef uns gefragt: „Warum gib'ts da nicht 'ne saubere Ranfahrt auf die Sowjetunion, das kommt überhaupt nicht in Frage, so geht das nicht!“

Die erste Rolle war fertig, wir wussten, dass zwei Tage später Sendung war. Das war ja noch so, dass es vom Film gleich mit Klebestellen und allem über den Sender ging. Und da kommt der, nimmt die erste Rolle ab, ist entsetzt und sagt: „Also der Film wird wahrscheinlich nicht gesendet!“ Er könne ihn wahrscheinlich nicht mehr runternehmen vom Programm, aber er sei entsetzt über diesen Film.

Wir wussten, wir müssen noch zwei Tage und zwei Nächte durchhalten und natürlich – die Motivation war ziemlich im Eimer, aber wir haben uns immer wieder gegenseitig aufgebaut und gesagt: Das kann nicht sein, wir können uns nicht so irren!

mk: Was, glaubst du, war dann der Grund für die Ablehnung?

ia: Ich denke mal, es war zu sehr mit leichter Hand gemacht. Es war einfach eingebettet in diese sehr große Fröhlichkeit, die ja wirklich überall überkam um dieses Geschehen in Berlin zu dieser Zeit, und das war einfach ganz heiter! Und das hatte nicht so diese Schwere. Es war in keiner Weise okroyieren wollend, so haben wir geglaubt.

mk: Und was passierte dann nach der Sendung?

ia: Dann kam der Zeitpunkt der Sendung und wir waren wirklich kaputt, unser Chef wollte mit uns gar nicht mehr reden. Unser Film lief und dann haben wir gesagt, jetzt rufen wir doch mal den Programmbeobachter an.

ps: Was ist ein Programmbeobachter?

ia: An jedem Tag sitzen in einem Raum mindestens zwei Leute, die beobachten das Programm von früh bis spät. Die müssen zu bestimmten Sendungen Einschätzungen schreiben. Gut oder nicht und warum. Das geht dann in die Redaktion und die kriegen dann da die Rückmeldung, wonach man sich wirklich auch in der Sendestruktur richtet und richten kann. Ich finde es gar nicht so schlecht als Einrichtung. Wir mussten es auch machen, vom Schnitt. Alle vier Wochen oder sechs Wochen waren wir dran mit einem Tag Programmbeobachtung.

Also ich rief an und sagte: „Können wir mal rüberkommen, Sie haben gerade einen Film gehabt?“ – wir waren sehr niedergeschlagen. „Ja, also sind Sie das, die den Film gemacht haben? Kommen Sie mal rüber.“ Ein bisschen wie begossene Pudel kamen wir da an. Man hat so viel gearbeitet und man ist auch ein bisschen betriebsblind, dann sitzt du da und denkst: „Mein Gott, sind wir jetzt völlig bescheuert?“

Und dann haben die gesagt: „Wir sind gerade am Schreiben!“ So begeistert, so was hätten sie überhaupt noch nicht gesehen. Und wir haben gedacht: „Wie denn jetzt?“ Und das Ende war, dass wir zwei Tage später eine Auszeichnung bekommen haben, den silbernen Lorbeer. Es war aber so, dass wir uns nicht mehr freuen konnten. Ich weiß nicht, das ist eine ganz komische Geschichte: Du weißt, was du gemacht hast und denkst, du kannst doch nicht so schräg liegen, aber wenn dann ein Lob kommt, nach so viel Kloppe, dann kannst du damit ganz schwer umgehen.

mk: Was sagst du dazu, dass der Film jetzt verschollen ist?

ia: Ich glaube es einfach nicht. Aber so was war ja möglich, dass Leute, die uns nicht leiden konnten – wir hatten in den letzten Jahren eine ganze Menge Schwierigkeiten in der Kulturredaktion – den einfach unter anderem Namen abgelegt haben, dann ist er nicht mehr aufzufinden. Ich hab gedacht, auf jeden Fall würde man den finden.

Wir hätten besser reagieren sollen, wir, die wir die Filme gemacht haben. Als wir wussten, das kommt unter'n Hammer, da hätten wir die mitnehmen sollen. Das wissen wir aber heute! Damals haben wir gedacht: „Nee, das kannst du nicht machen, das gehört dem Archiv und das ist nicht deins.“ Wir haben einfach ein anderes Wertgefühl gehabt für diese Geschichten und wir dachten, das wird immer bleiben und das wird nicht verschwinden!

ps: Was bedeutet heute für dich Internationalismus?

ia: Mit Internationalismus verbindet sich für mich Menschsein überhaupt. Ich glaube, ich bin da total naiv, wenn man sich die Welt ansieht, was da alles passiert. Oder wenn ich mir die Nachrichten ansehe, die ich mir schon abgewöhnt habe, weil das eigentlich nur wehtut, Unruhe macht und sehr viel Angst! Ich denke, dass es wichtig wäre, Internationalismus wieder zu beleben. Ich hab das Gefühl, das geht ein bisschen abhanden, wenn ich sehe, wie wir in Deutschland damit umgehen. Die Deutschen sind eigentlich gar nicht fähig dazu, denn wenn man selbst auf engstem Raum nicht mehr zusammenleben kann, wie soll das in der Welt funktionieren und wie soll man eigentlich einen Gedanken tragen, der da Frieden heißt? Man wagt ja dieses Wort schon gar nicht mehr zu sagen, weil das so belastet ist! Aber ich denke, es bleibt trotzdem das, wo ich etwas mache oder machen kann, als Film oder als Gedanke oder als Geschichte oder als Lied!

Wenn ich Musik höre, zum Beispiel Ernst Busch, der wahrhaftig sehr viel transportiert: was Internationalismus ist und heißt – da spüre ich einfach Kraft. Und wenn ich mit Menschen umgehe, die ähnliche Gedanken haben, spüre ich auch, dass das schon eine sehr große Kraft sein kann, aber die ist total zersplittert. Wenn wir früher in der DDR gesagt haben, wir brauchten unsere Nischen – ich finde, die braucht man heute viel mehr! Weil man jetzt lebt mit diesem allumfassend regierenden Kapital, da ist so wenig Platz für stille Geschichten, für leise Sachen, einfach nur zuzuhören, mit Menschen nur zu reden.

Und wenn man mit Menschen redet, die aus anderen Kulturkreisen kommen, muss man eigentlich viel mehr hinhören können als bei denen, die sich insgesamt verstehen, in der ganzen Breite dessen, was uns umgibt.



Politische Slogans machen zuweilen merkwürdige Karrieren in Almannya. Während die skurrile Metapher „Festung Europa“ schon längst jeden Resthauch an linksradikalen Konnotationen verloren hat und zur selbstverständlichen migrationspolitischen Vulgata sogar konservativer Politiker avanciert ist, fristete der – genealogisch betrachtet – verwandte Slogan „Offene Grenzen für alle“ ein weitaus weniger glamouröses Dasein.



Flüchtlingslager bei Sangatte/Calais: Die Flüchtlinge sind in Zelten und Containern untergebracht. Das Lager soll Ende 2003 geschlossen werden.



Blick auf den Eingang des Eurotunnels nach Großbritannien (ganz hinten) und die Absperranlagen (Wachschutz, Militärpolizei, Elektrozaun und NATO-Draht)

Die Zielrichtung der Forderung nach „Offenen Grenzen“, die noch bis vor kurzem sogar im Parteiprogramm der Grünen an prominentester Stelle zu lesen war, artikulierte sich sukzessiv schon Mitte der achtziger Jahre unter der Parole „Für freies Fluten“. Auslöser einer breiten Diskussion war die Empörung über den Tod von Cemal Altun im September 1983. Cemal flüchtete in den Tod, indem er sich aus dem Fenster einer deutschen Behörde stürzte, bevor diese ihn im Geiste bester antikommunistischer Solidarität an die Henker des türkischen Regimes ausliefern konnte. Die im Anschluss an dieses Ereignis formulierte Forderung nach „Offenen Grenzen“ wurde jedoch erstaunlicherweise weniger vom Standpunkt der emphatischen „Identifizierung mit dem Symptom des Ausschlusses“ (Žižek) deklariert, das heißt der „subjektiven“ Reproduktionsinteressen des nackten (Über-)Lebens der MigrantInnen, sondern aus der antiimperialistisch bzw. internationalistisch hergeleiteten „objektiven“ Analyse des Ausbeutungsverhältnisses von Metropole und Trikont begründet.

Das ist nicht nur als eine Provokation zu verstehen. In der Debatte um das Asylrecht und den Flüchtlingsbegriff, wie sie in den neunziger Jahren in Deutschland geführt wurde, setzte das Eintreten für das „Bleiberecht für alle“ und „Offene Grenzen“ einen radikalen Kontrapunkt zum Mainstream – zur Re-Nationalisierung der Diskurse auch innerhalb der Linken und zum Aufbau eines paneuropäischen restriktiven Migrations- und Grenzregimes. Das Vorrecht der Metropolen und ihrer BürgerInnen gegenüber dem „Rest“ und den von dort einwandernden Menschen wurde radikal in Frage gestellt. Auf diese Weise konnte jedenfalls ansatzweise eine Diskussion um Struktur und Legitimation der herrschenden weltweiten Ausbeutungsverhältnisse initiiert werden, die allerdings das Schweigen über die eigene rassistische Verstrickung nicht zu verdrängen in der Lage war. Als Anfang der neunziger Jahre die Zunahme rassistischer Übergriffe und nationalistischer Stimmung in Deutschland langsam zur Stärkung der antisemitischen Politszene beitrugen, war dies zugleich die Geburtsstunde einer defensiven Arbeitsteilung mit allen obskuren Nebeneffekten, wie etwa der Tabuisierung der identitätspolitischen Disposition der deutschen Linken. Mit der de-facto-Abschaffung des Asylgesetzes 1993 haben sich die Verhältnisse verändert: Die Definitionsmacht darüber, wer als Flüchtling zu gelten hat und wer nicht, eroberte sich der Staat vollständig zurück. Mit dem Ende des bisweilen vergleichsweise liberal gehandhabten Asylrechts endet auch seine zentrale Bedeutung für die Migrationsprozesse und die MigrantInnen. Die Mobilisierung der Linken und der liberalen Öffentlichkeit hatte auf die Verteidigung des Asylrechts gezielt. In Kombination mit der Devise „Offene Grenzen für alle“ tat sich eine Schere zwischen der Radikalität einer Forderung und der faktischen Defensivität einer Politik auf, was sich auf diese Weise nicht in den Alltag hinein realisieren ließ. Insofern überlebte der Slogan „Offene Grenzen“ die Verhältnisse, auf die er sich

konfrontativ bezog. Seine Karriere als normativer Gradmesser linksradikaler politischer Korrektheit, als Residuum einer imaginären Radikalopposition, sicherte fortan ein Verhältnis der unbefleckten Äußerlichkeit gegenüber der Macht, die er anzugreifen versuchte. Öffentliche Kampagnen für das „Bleiberecht“ hatten seither höchstens im Zusammenhang mit Abschiebewellen in besonders üble Herkunftsländer eine gewisse Wirkung – mit geringem Erfolg bisher. Der Zuschnitt auf die globale Perspektive ließ Migration vor allem als Zwang begreifen, sah MigrantInnen als Opfer der Globalisierung und überbetonte im Zusammenspiel mit der „Festungs-Metapher“ die neototalitaristische Abschottung der Grenzen Europas.

Polysemie des Grenzregimes

Grenzen kann man sich nicht als perforierte Mauern am Rande von nationalstaatlichen Territorien vorstellen. Über ihre Produktivität und vielfältigen Funktionen ist inzwischen viel gesagt und geschrieben worden. Als Grenzregime bezeichnet man nicht einfach nur die formalen oder informellen Mechanismen, die Staaten insbesondere zur Abschottung der Grenzen gegen MigrantInnen und Flüchtlinge entwickeln. Darüber hinaus verschern sich die grenzpolizeilichen und strafverfolgenden Behörden seit wenigen Jahren der aktiven Fahndungshilfe durch die Bevölkerung im Grenzraum, wie eine Studie an der deutsch-polnischen Grenzen der „Forschungsgesellschaft Flucht und Migration“ in Zusammenarbeit mit dem Polnischen Zentralrat Berlin untersucht hat. So genannte Bürgertelefone und Kontaktbeamte des Bundesgrenzschutzes (BGS), kommunale runde Tische von BGS und Landespolizei mit der örtlichen Industrie- und Handelskammer, dem Ordnungs- und Verkehrsamt und die Einbindung von Leihwagenfirmen und Taxifahrern¹ sind inzwischen elementarer Bestandteil der operativen Grenzfehndung: „Einerseits ist eine wachsende Stigmatisierung von Flüchtlingen als Illegale und Kriminelle, andererseits ein wachsender korporativer Zusammenschluss von Behörden und Teilen der Bevölkerung zu beobachten.“²

Grenzen organisieren so eine Topografie polyzentrischer Intensitätsgrade der Kontrolle gefährlicher Orte. So sind sie um die so genannten Grenzzone erweitert und gesetzlich auf eine Breite von 30 Kilometern festgelegt. Für Flüchtlinge, die Grenzen zu überschreiten versuchen, bedeutet das, dass ihre Rechte in dieser Zone territorial abgeschwächt oder außer Kraft gesetzt werden, weil sie in diesem Bereich kaum Chancen auf eine Asylantragstellung haben und von sofortiger Rückschiebung in das Nachbarland bedroht sind.³

Die strategische Kombination des „ins Recht setzen“ der an den Grenzen Angesiedelten und der „Entrechtung“ der Migrierenden führt in diesen Regionen zu zahlreichen rassistischen Übergriffen. Das „Klima des Verdachts“ entsteht in diesem System nicht aufgrund von Hinweisen auf ein Delikt, sondern schlicht wegen vermuteter Migration, unter

Rückgriff auf phänotypische Kriterien. Alle AnwohnerInnen können sich beteiligen. Die Grenze wird so als Schengener Außengrenze in Alltagsprozessen sozial neu erfunden. Flüchtlinge verwandeln sich für diese AnwohnerInnen in Illegale und in Kriminelle.

Dies ist ein Phänomen, das insbesondere nach den Anschlägen des 11. September 2001 in New York und Washington in deutschen Großstädten zu beobachten war. Die Sikh-Gemeinde in Frankfurt hatte etwa mit der verstärkten Denunziationsbereitschaft in der Bevölkerung zu kämpfen. So führte ein „Hinweis aus der Bevölkerung“ zu einer Helikopterjagd nach „Männern mit Turbanen“ in einem Frankfurter Stadtteil und endete mit der Abschiebung von 30 Personen nach Indien. Darüber hinaus versucht die Polizei erheblichen Druck auf die Sikh-Gemeinde selbst auszuüben: Zu deren religiösen Statuten gehört es, dass Menschen Essen und ein Dach über dem Kopf angeboten wird. Nun versucht man sie zu zwingen, selbst die Papiere der BesucherInnen ihres Tempels zu kontrollieren und gegebenenfalls Leute ohne Papiere an die Polizei zu übergeben. Über die Kooperation von Arbeitsamt und BGS bei Razzien zur „Aufdeckung illegaler Ausländerbeschäftigung“ – zum Beispiel auf Baustellen – und die „verdachtsunabhängigen“ Identitätskontrollen in Bahnhöfen und Flughäfen erweitert sich der Wirkungsbereich des Grenzregimes um ein Vielfaches. Eine Entterritorialisierung der Grenzen ist insofern nicht nur über eine Ausweitung der Grenzzone auf die 30 Kilometer oder auf das Bahn- und Autobahnnetz zu verzeichnen, sondern Grenzen durchziehen über die Einbindung der Bevölkerung und Anmaßungen gegenüber Communities, wie im Fall der Frankfurter Sikh-Gemeinde, das staatliche Territorium selbst.

Grenze ist aber nicht gleich Grenze. Grenzen haben in der Praxis weder eine einheitliche Bedeutung noch die gleichen Adressaten. Die Untersuchung der Schengener Außengrenze in dem oben genannten Projekt hat ergeben, dass auf beiden Seiten unterschiedliche „Grenzerfahrungen“ gemacht werden: In der Tschechischen Republik und in Polen gibt es kein Pendant für diese gesellschaftliche Entwicklung. Zwar wurde in technischer und gesetzlicher Hinsicht ein ähnliches Grenzregime installiert, aber die Bevölkerung verhält sich anders. In Interviews längs der polnisch-deutschen Grenze betonten viele der Befragten ihre alten Arbeits- und Reiseerfahrungen in der ehemaligen DDR, in der alten Bundesrepublik und in anderen Ländern. Sie sagen, sie kennen Europa, und sie gehören auch dazu. Transitflüchtlinge und Menschen aus der GUS, die an der Schengener Grenze kleine Geschäfte machen, stellen für sie keine Bedrohung dar. Die Grenze hat möglicherweise für sie eine viel geringere Bedeutung, weil ihre Lebens- und Erfahrungshorizonte und ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt bis in die EU reichen: „Die Botschaft dieser Menschen ist, dass man Grenzen eben doch überschreiten kann, auch wenn das mit lebensgefährlichen Risiken verbunden ist.“⁴

Autonomie der Migration

Das man Grenzen trotz repressiver Migrations- und Grenzregime überschreiten kann, ist auch die Grundlage der Überlegungen von Yann Moulrier Boutang. Er bezeichnet diese Bewegung als Autonomie der Migration. Autonomie der Migration bedeutet hier, dass sich Einwanderung – historisch betrachtet – nicht ohne Weiteres von staatlichen Politiken beeinflussen ließ. Auf diese Weise kann der Abschottungs- und Regulierungspolitik etwa der bundesdeutschen Regierung ein nicht rein defensives Argument entgegengehalten werden. Yann Moulrier Boutang hatte 1993 in einem Interview angemerkt, dass es einen sehr ernst zu nehmenden „subjektiven Faktor“ gibt, der das Gehen oder Bleiben von MigrantInnen beeinflusst und der nicht unter staatliche Regulierungskontrolle gebracht werden kann: „Das ist anscheinend schwierig zu kapiern, aber trotzdem wichtig; auch wenn sich Myriaden von Experten und Beamten in den Behörden und staatlichen und internationalen Einrichtungen mit der Emigration beschäftigen, haben sie keine Ahnung von dieser (...) Autonomie der Migrationsflüsse. Sie haben vielmehr die Vorstellung, dass alle miteinander verbundenen Faktoren und Phänomene auf die Wirtschaftspolitik zurückzuführen und daher nur Gegenstand der verwaltungsmäßigen Regulierung wären. Natürlich wird bei diesem Denkansatz die Objektivität der Politik und speziell der Wirtschaftspolitik grotesk überschätzt, es wird völlig vergessen, dass es eine Eigendynamik der Auswanderung gibt. Man kann zwar der Emigration mit repressiven Mitteln begegnen, die Rückkehr der Immigranten ‚fördern‘, aber man kann nicht die Flüsse nach Programmierung und Dafürhalten öffnen und sperren.“⁵

Das gerade in Deutschland verabschiedete Zuwanderungsgesetz kann in dieser Lesart als Versuch verstanden werden, eben diese Autonomie staatlich unter Kontrolle zu bringen und zu kanalisieren. Jedenfalls notiert Peter Müller von der CDU: „Trotz restriktiver Bestimmungen und Kontrollen ist es bisher nicht gelungen, das unkontrollierte und weitgehend ungesteuerte Nebeneinander unterschiedlichster Zuwanderungsgruppen zurückzuführen, geschweige denn in einem bedarfsgerechten, arbeitsmarkt- und sozialverträglichen Gesamtkonzept der Einwanderung aufgehen zu lassen. Die Gesamtschau der Einwanderungspolitik in Deutschland ergibt vielmehr ein unbefriedigendes Missverhältnis der erwünschten gegenüber unerwünschten Zuwanderungstatbeständen.“⁶

Das Zuwanderungsgesetz erkennt also in ganz spezifischer Weise die relative Autonomie der Migration an, wie an dem Versuch einer umfassenden Zuwanderungssteuerung abzulesen ist. Es scheint, als hätten die konzeptuellen Ideologen des Abschiebeapparats dafür akribisch alle Punkte aufgelistet, die MigrantInnen bis jetzt als Schlupflöcher nutzen und die eine relative Autonomie der Migration gegenüber der staatlichen Politik ausdrückten. So bedeutet die Abschaffung des Duldungstitels, wie in dem Einwanderungsgesetz vorgesehen, für 250.000 Asylsuchende, darunter nicht nur

abgelehnte BewerberInnen, nichts anderes als die Illegalisierung. Die noch von der Süsmuth-Kommission empfohlene Legalisierungsregelung, die sich auf etwa 1,7 Millionen MigrantInnen bezogen hätte, fällt weg.⁷

Was Moulier Boutang als „schwer zu kاپieren“ bezeichnet hat, wird nun erstmals im Regierungswesen etabliert und in Führungstechnik übersetzt. Diese staatliche Politik begibt sich mit dem Versuch der Verrechtlichung und Steuerung der Migration auf ein für sie ungewisses Terrain: Sie greift in das instabile Gleichgewicht von Gleichheit und Freiheit innerhalb der nationalen

ebenso dort „anwesend“ sind, wo sich ihre Niederlagen manifestiert haben: in den Ausländer- und Staatsbürgerschaftsgesetzen, im Zuwanderungsgesetz, aber auch in den widerständigen Alltagspraktiken der MigrantInnen. Die neuen Widersprüche sind absehbar. Es wird weiterhin Einwanderung geben, die sich der Steuerung entzieht. Insofern birgt die Durchsetzung der Verrechtlichung der relativen Autonomie der Migration mit dem Ziel gesteigerter nationalstaatlicher Kontrolle, wie sie jetzt in dem Zuwanderungsgesetz vorgesehen ist, politischen Sprengstoff. Denn das Zuwanderungsgesetz ignoriert jene Einwanderung und jene

mächtig praktiziert. Eine Glorifizierung dieses hierarchisierten Eintritts ist dabei nicht angebracht und nicht gemeint. Man wird sich etwa an den verzweifelten Versuch hunderter Flüchtlinge erinnern, nach Großbritannien zu laufen, die in einem schrecklichen Lager des Roten Kreuzes leben mussten. Sie überrannten in Frankreich die Sicherheitsbeamten und die Absperrungen des Eurotunnels. Der Aufstand endete mit Festnahmen und Tränengas, der Zugverkehr musste für jene Nacht eingestellt werden. Dokumentiert ist, dass jede Nacht Dutzende Flüchtlinge, die in Wohnwagen und Zelten des Flüchtlingslagers leben, die gefährliche Überfahrt riskieren, entweder indem sie versuchen, auf Züge aufzuspringen oder den Tunnel zu Fuß zu durchqueren. Die meisten werden geschöpft, andere schaffen es zur englischen Seite. Für Einige endet die Reise in einer Tragödie. Im Juni 2000 wurden auf der englischen Seite des Eurotunnels in Dover 58 chinesischen Flüchtlinge erstickt auf der Ladefläche eines Lastwagens gefunden. Anfang Dezember wurden acht Tote und fünf Überlebende auf der Ladefläche eines LKW in einem Hafen im Süden Irlands entdeckt.

Die Grenze hat die Funktion der Hierarchisierung, wo sie der Einwanderung Pfade zuweist, die sowohl Verelendung als auch Entrechtung bedeuten. Insofern geht es angesichts dieser Veränderungen vor allem um die Frage nach Kollektivrechten für EinwanderInnen. Kollektivrechte können zur Vielfältigkeit der Freiheiten von Subjekten beitragen, deren kollektive widerständige Praxis ohnehin die systematische Vereinzelung durch die verallgemeinerte Struktur der Ausschließung untergraben. Betont man in diesem Zusammenhang nicht so sehr den Abschottungscharakter der Grenzen, sondern die relative Autonomie der Migration, lassen sich die illegalisierten Migrationspfade und Aufenthaltspraktiken als solche Modalitäten widerständiger Praxis verstehen. Wichtig ist dabei, die vorhandenen und entstehenden Solidaritätszusammenhänge wahrzunehmen, die eine Existenz als Sans Papiers erst ermöglichen. Das heißt zu verstehen, dass Migration nie die Aktion eines isolierten Individuums ist, sondern auf soziale Netzwerke zurückgreifen muss, um aus einem individuellen Vorhaben ein erfolgreiches Projekt zu machen.⁹ Aber nicht nur das: Diese Netzwerkstrukturen helfen auch die Lebensbedingungen zu verbessern, indem sie auf dem informellen Markt für bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen sorgen, Wohnungen vermitteln, etc. – zumindest für jene, die darin organisiert sind. Geht es also um die Frage, wie eine solche relative Autonomie der Migration ins Politische übersetzt werden könnte, sollte ein Recht auf Legalisierung der hier lebenden MigrantInnen ohne Papiere und eine Politik, die politische und soziale Rechte unabhängig von jeder Staatsbürgerschaft einfordert, realisiert werden.

Denn prinzipiell ist es für jede Person ohne deutsche Staatsbürgerschaft möglich, den Aufenthaltstitel zu verlieren und somit illegalisiert zu werden – sei es wegen Erhalt von Sozialhilfe oder wegen einer Straftat.

Die Leistungsdispositive, die MigrantInnen nur nach ihrer Arbeitskraft be- und verwertet und die die Diskussion um Einwanderung zurzeit bestimmen, könnten eine solche Politik für ein Recht auf Einwanderung untergraben. Eine mögliche Politik für das Recht auf Legalisierung birgt darüber hinaus die Möglichkeit, antirassistische Arbeit nicht auf Fragen von Rassismus zu begrenzen, sondern sie kann Wohnverhältnisse, Bildungsmisere, Ausbeutung, Arbeitsbedingungen und Geschlechterverhältnisse zur Sprache zu bringen und wäre womöglich endlich in der Lage, die Hierarchisierung von MigrantInnengruppen durch das Ausländergesetz und das Grenzregime in Frage zu stellen. Oder ganz einfach: eine solche Politik entspräche den unterschiedlichen Existenzweisen von MigrantInnen; sie entspräche ihrem und unserem Alltag und Widerstand.

Fotos: „An Architektur. Gebrauch und Produktion gebauter Umwelt“ vgl. www.anarchitektur.com

Manuela Bojadzic ist Mitglied von Kanak Attak und arbeitet über antirassistischen Widerstand von MigrantInnen in Deutschland
Vassilis Tsianos ist Soziologe, lebt und arbeitet in Hamburg und ist Mitglied von Kanak Attak



Bahnhof Calais: Flüchtlinge auf dem Weg zum Lager in Sangatte

Gemeinschaft ein, in die Trennung von Volk und Nation. Während im deutschen Gesetzentwurf zur Zuwanderung auf Basis des Integrationsimperativs die Ausschlussbarriere des nationalbildenden Staatsvolkes weiterhin aufrechterhalten wird, zeichnet sich auf europäischer Ebene eine Tendenz ab, Staatsbürgerschaft von diesen hergebrachten Konzepten abzukoppeln. Das Projekt des europäischen Zusammenschlusses, der eigentlich einem Einschluss gleichkommt, verbindet Mittel der präventiven Aufstandsbekämpfung an den Rändern des Migrationsregimes – also an den Grenzen, die inzwischen Europa nicht nur umfassen, sondern auch durchziehen – mit einem Prozess der rassistischen Stratifikation im Inneren.⁸ Die Feststellung, dass die Autonomie der Migration bzw. ihre Geschichte in die gegenwärtige Konjunktur eingeschrieben ist, bedeutet auch, dass die Kämpfe

Grenzüberschreitungen, die nur unter der Bedingung der Kriminalisierung und Illegalisierung stattfindet und in Zukunft einer der wichtigsten Migrationswege nach Deutschland bzw. nach Europa bilden wird.

Recht auf Legalisierung

An diesem Punkt stellt sich die Frage nach „Offenen Grenzen“ ganz konkret. Die Wahrnehmung der unterschiedlichen Funktionen von Grenzen, ihre Durchlässigkeit nach qualitativen und nicht nur quantitativen Kriterien ermöglicht einen Perspektivwechsel, der die Forderung nach „Offenen Grenzen“ auf ungeahnte Weise aktualisieren könnte, indem er auf jene Bewegung verweist, die eine Politik der „Offenen Grenzen“ bereits wirkungs-

¹ „In verschiedenen Regionen wurden Taxifahrer strafrechtlich verfolgt, wenn sie – bei Inlandfahrten – Personen beförderten, die möglicherweise heimlich über die Grenze gekommen sind, und diese nicht per Funk der Polizei anzeigten. In der Grenzstadt Zittau wurde über ein Drittel der Taxifahrer bereits mit Strafverfahren überzogen.“ Helmut Dietrich, „Grenzgänger. Am Ende der alten Welt“, in: *Jungle World*, 51/2000.

² Vgl. Helmut Dietrich, „Das Phantom einer homogenen Gesellschaft in der ostdeutschen Grenzregion“, in: *Mittelweg* 26, 5/1998.

³ Helmut Dietrich, „Grenzgänger. Am Ende der alten Welt“, in: *Jungle World*, 51/2000.

⁴ Ebd.

⁵ Yann Moulier Boutang, Interview, in: *Materialien für einen neuen Antimperialismus* Nr. 5, Berlin/Göttingen 1993, S. 38.

⁶ Peter Müller, Von der Einwanderungskontrolle zum Zuwanderungsmanagement. Rede vom 1.7. 2001.

⁷ Vgl. Manuela Bojadzic, Tobias Mulot, Vassilis Tsianos, „Legalisierung statt Integration. Anmerkungen zum Zuwanderungsgesetz“, in: 1999, 01/2002.

⁸ Vgl. Etienne Balibar, „Topographie der Grausamkeit. Staatsbürgerschaft und Menschenrechte im Zeitalter globaler Gewaltverhältnisse“, in: *Subtropen*, 12/2001.

⁹ Vgl. Moulier Boutang, „Nicht länger Reservearmee“, in: *Subtropen*, 04/2002.

„WIR WAREN DIE ERSTEN ...“

Kreuzberg Museum Berlin

Interviews mit türkischen MigrantInnen der ersten und zweiten Generation

Sie kamen 1964 mit dem Zug aus Istanbul über München nach Berlin: junge Menschen aus der Türkei, angeworben von den Berliner Firmen der elektrotechnischen und feinmechanischen Industrie. Sie sollten Fernsehgeräte montieren, Telefone zusammenschrauben und vor allem im Akkord am Fließband arbeiten und so dem Arbeitskräftemangel, der in West-Berlin nach dem Mauerbau herrschte, entgegenwirken: Filiz Yüreklik arbeitete bei Telefunken, Yildiray Ilktac ging von Izmir zunächst nach Baden-Württemberg, bis er dort im Arbeitsamt das Plakat „Deine Chance: Berlin“ mit dem Konterfei von Willy Brandt entdeckte und es sogleich auf sich bezog. Zuhal Özver absolvierte ein Studium an der Berliner Kunsthochschule, wurde Dolmetscherin und Beraterin bei einer Bank und gründete 1974 mit ihrem Ehemann das erste türkische Kino in Berlin. Mit welchen Wünschen und Vorstellungen kamen sie alle in die Mauerstadt? Trieb sie die Not oder die Neugier? Wen ließen sie zurück? Wie arrangierten sie sich mit den neuen Verhältnissen? Welche Lebensbilanz ziehen sie heute nach bald 40 Jahren?

Antworten auf diese Fragen suchten das Kreuzberg Museum und der Verein Kotti e.V. in einem Ausstellungsprojekt, das nicht nur die Erfahrungen von MigrantInnen der ersten Stunde dokumentierte, sondern auch die Berichte von deren Kindern, der „zweiten Generation“, die meist schon in Deutschland geboren wurde.

Die Installation „Friseurstühle“ zeigt einen Ausschnitt dieses Projektes: Unter Hauben sitzend

hört man, was Menschen mit türkischem Migrationshintergrund über ihr Leben in Deutschland berichten, wahlweise in deutscher oder türkischer Sprache. Statt Spiegel hängen großformatige Foto-

porträts vor den Stühlen, und statt die obligatorischen Friseur-Illustrierten in die Hand zu nehmen, blättern die BesucherInnen in den privaten Fotoalben der InterviewpartnerInnen.

Idee und Konzept: Kreuzberg Museum, Berlin
Realisierung: Helga Lieser (Gestaltung) und Isabella Scheel (Porträtfotos)

Interviews: Martin Düspobl und Kamil Akgün
Friseurstühle: EXPO 2000, Hannover





„nord contre sud ou naissance (de l'image) d'une nation“, cahiers du cinema no. 300, 1978 (2)



auf den monitoren das fragmentierte tv, in einer baracke/zelt/anhänger (der station) steht ein rechner, auf dem die filme abrufbar sind, aber auch flash-animationen, texte, fotos. dieses programm existiert unter „area tv tal“, auch als netz tv auf www.bbooksz.de.

eine antenne, daran 2 monitore. auf den monitoren läuft ein tv-programm. dann wird der „empfang“ schwach, rauschen, schnee, langsam kommt ein neues programm, das bild fängt sich, wird stabil, bleibt eine weile so, um dann wieder zu verschwinden. dieser vorgang wiederholt sich, wie beim automatischen durchsuchen frequenzskala, hin + zurück, sendungen kommen wieder, sind aber schon weiter fortgeschritten.

die tv-fragmente ergeben ein muster, stellen verbindungs-punkte zwischen den verschiedenen sendungen her, überspringen den zeitlichen + räumlichen abstand, übersetzen heterogenität. die programmsuche bezieht sich auf einen tv-speicher, ein programm, das in einer station neben der „antenne“ zu sehen ist.

das programm besteht aus folgenden sendungen:

portrait/interview einer website (lokale kontakte, die sans papiers, mit rumänischen migrantInnen in paris sprechen können, weil man rumänisch spricht, das kunstprojekt **namediffusion**: www.namediffusion.net)

einladung der revolutionsregierung von mozambique an die filmemacher/innen jean-luc godard + anne-marie miéville, die bedingungen der einföhrung von fernsehen zu untersuchen. beide kommen 1978, nachdem sie sich gerade das eigene + unabhängige videostudio in der schweiz (son-image) eingerichtet haben, in mozambique an, bleiben dort – soweit man weiss – ein jahr + gehen vorzeitig wieder. als ergebnis sind bis heute lediglich 30 seiten der cahiers du cinema ausgabe 300 bekannt, ein foto-essay mit dem titel „nord contre sud ou naissance (de l'image) d'une nation“.

die zusammenarbeit zwischen ddr-regierung und der sozialistischen revolutionsregierung von mozambique betrachtet unter dem titel des einschlägigen buches: „es geht um unsere existenz“ (die der ddr), zur gleichen zeit, ab mitte der 70er jahre. die ddr regierung unterstützte schon vor dem sieg die revolutionsbewegung. nach der unabhängigkeit 1975 hoffte die ddr via mozambique ihre devisenschwäche auszugleichen. aber die vorzeige-projekte scheiterten, aus vielen gründen.



cahiers du cinema no. 300 1978

ich wählte ein medium, das die ddr nicht kannte (internet) fernsehen vs. film aufgelöst als internet-option. die überführung von kino in fernsehen verändert das selbstverständnis, die ästhetik + die produktionsbedingungen des filme-machens. eigentlich ist es niemandem gelungen, die (scheinbare) autonomie des filme-machens auf fernsehen zu übertragen. wie „sendet“ es sich im netz? welche ökonomische logik ist in der sendung enthalten? welcher ideologische sprühregen geht damit einher und verbindet die „bedienung der möglichkeit“

neoliberaler wirtschafts- und gesellschaftsdoktrin mit dem umstand, dass der systemvergleich zwischen real existierendem kapitalismus + real existierendem sozialismus nicht mehr existiert.

das netz als metaphor, das ganze nicht sehen zu können (sog. ökonomische globalisierungskritik). keine initiative ohne website. logo ist die site-adresse. wie verbinden sich kämpfe in mail-konvo-luten? wie kommunizieren @s?

AUF DER INSEL BELLA LELLA

Helmut & Johanna Kandl

Unsere Projekte beschäftigen sich mit gesellschaftlichen und kulturellen Unterschieden, besonders zwischen Ost- und Westeuropa. In unserem aktuellen projekt, das wir vor mehr als einem jahr in zwei benachbarten kleinstädten in österreich und tschechien starteten, sammelten wir urlaubsfotos, um einen zugang zu den wünschen und träumen der leute, auch zu deren definitionen von fremdheit und exotik zu erhalten.

Seit kurzem setzen wir das projekt in deutschland fort, das 40 jahre geteilt war und wo die grenze immer noch spürbar ist. bereits im vorfeld der biennale riefen wir dazu auf, uns urlaubsfotos zu schicken oder nach werkleitz mitzubringen. die fotos werden in videos, als prints und in publikationen gezeigt. im verbund verdichten sich die einzelnen orte zu einer kartografie der wünsche und gleichzeitig entsteht kommunikation – die verschiedensten leute treffen einander auf der in-sel „bella lella“.

Die Malereien gehen auf fotografien zurück, die während der projektarbeit an der tschechisch-österreichischen grenze entstanden.



Globalisierungskritische Bewegungen bemängeln den – logisch notwendigen – Zusammenhang von freiem Waren- und Geldfluss gegenüber den Einschränkungen der Migrationsmöglichkeiten. Dabei wird in der Regel übersehen, dass sowohl globale Produktion und Handel als auch die Migration der Ware Arbeitskraft und der staatliche Versuch, sie zu regulieren, immer schon charakteristische Erscheinung kapitalistischer Gesellschaftsformen sind. Wie gestalten sich konkret die Büroarbeitsplätze einer bedeutenden Nachrichtenagentur, in der schon seit Jahrzehnten auf globaler Ebene just-in-time Zeichen und Bilder als immaterielle Güter von einer multinationalen Belegschaft für einen grenzenlosen Markt mit schrankenloser Distribution produziert werden?

Die Fotoarbeit von Christine Lohr dokumentiert den Versuch der MedienarbeiterInnen, sich ihre auf Effizienz geplanten Arbeitsumgebungen anzueignen, die einerseits der Kontrolle eines modernen Computernetzwerks unterliegen, andererseits innerhalb so genannter flacher Hierarchien der persönlichen Aufsicht durch den/die Vorgesetzte/n ausgesetzt sind. Die Künstlerin wird zur Spionin. Der Blick fällt auf archaische Formen der Herstellung individueller Subjektivitäten durch Nationalfähnchen, Plastiksouvenirs und anderen Nippes. Durch private Fetische werden inmitten der glamourösen Hightechumgebung Dioramen eines klassischen Büroarbeitsplatzes in seiner bekannten Tristesse arrangiert. (P. Pêche)



The Family, Foto, 50x70 cm, 2002

NACH OLYMPIA

Wiebke Grösch/Frank Metzger

„A miniature world was here set up by itself, rigidly protected from the world outside.“ (In etwa: „Hier wurde aus sich heraus eine streng vor der Außenwelt geschützte Miniaturwelt geschaffen.“) Dieses Zitat stammt aus dem Abschlussbericht der Sommerolympiade 1932 in Los Angeles, anlässlich derer das erste Olympische Dorf in der Geschichte der Olympischen Spiele der Neuzeit errichtet wurde.

Aus dem damaligen Abschlussbericht geht hervor, dass mit der Erichtung, neben praktischen Gründen wie der kostengünstigen Unterbringung der SportlerInnen, auch die idealistische Hoffnung verbunden wurde, hier einen Ort zu schaffen, an dem sich Menschen unterschiedlicher nationaler und kultureller Herkunft kennen lernen und für einen begrenzten Zeitraum miteinander leben können, sozusagen als Beispiel für eine funktionierende multikulturelle Gesellschaft im Kleinen.

Das Olympische Dorf in Los Angeles war nach Ansicht der OrganisatorInnen ein voller Erfolg. Seitdem werden alle vier Jahre – seit 1992 alle zwei Jahre – in unterschiedlichen kulturellen und politischen Kontexten Olympische Dörfer für bis zu 15.000 Menschen gebaut. Da sie während der Spiele jedoch nur für etwa sechs Wochen bewohnt werden, spielt bei der Planung dieser städtebaulichen Großprojekte vor allem die Frage der Nutzung nach den Spielen, z.B. im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus, der Stadterweiterung oder der städtischen Umgestaltung eine wesentliche Rolle.

Aufgrund des internationalen Interesses an den Olympischen Spielen hat das Olympische Dorf Modellcharakter. Dementsprechend wird versucht, einen repräsentativen, modernen Stadtteil zu realisieren, quasi als Vorbild für eine „ideale Stadt“ im Sinne des jeweils aktuellen Architektur- und Städtebau-Diskurses, die sowohl während der Spiele als auch in der Nachnutzung ihren Zweck beispielhaft erfüllt.

In den Medien und im Jargon des Internationalen Olympischen Committees (IOC) wird das Olympische Dorf gern als „Dorf des Friedens und des Miteinanders“ und als „Global Village“ bezeichnet. Doch dem idealistischen Bild einer von nationalen und kulturellen Grenzen befreiten Miniaturwelt steht der hohe sicherheitstechnische Aufwand gegenüber, der während der Spiele betrieben wird, um Störungen von außen fern zu halten. (Hierin sind sie vergleichbar mit „Gated Communities“, abgegrenzten und von privaten Sicherheitsdiensten bewachten Wohngebieten mit homogener Bewohnerschaft.)

Die Isolierung des Dorfes während der Spiele kann eine Ghettoisierung des Dorfes und seiner BewohnerInnen nach den Spielen zur Folge haben. Das Olympische Dorf der Winterspiele 1980 in Lake Placid/USA treibt den Aspekt der Isolation auf die Spitze. Es wurde, da absehbar nach der Olympiade kein Bedarf an Wohnraum bestand, als Bundesgefängnis geplant und wird noch heute als solches genutzt.

Allgemein können die Olympischen Dörfer als Beispiele für großangelegte städtebauliche Projekte herangezogen werden. An ihnen lassen sich exemplarisch die städtebaulichen Entwicklungen und Utopien des 20. Jahrhunderts (von der Gartenstadt der 20er/30er Jahre über die „Wohnmaschinen“ der 60er Jahre und die „Urban Renovation“ der 90er Jahre bis hin zum derzeit diskutierten „New Urbanism“) verfolgen und man kann ablesen, inwieweit sich die utopischen Ansprüche, die der Planung zugrunde lagen, in der Nachnutzung bewähren.

Im Rahmen des Projekts haben wir bisher Recherchen in den Olympischen Dörfern in Berlin, Grenoble, Innsbruck, München, Seoul und Sydney durchgeführt. www.groeschmetzger.de



Im ersten Büro soll ich den Grund meines Asylantrags angeben; in ein zweites Büro werde ich für die Fotos gerufen und in ein drittes für Fingerabdrücke. Zum Schluss sehe ich mich an einer Kasse vorbeigehen, wo man mir eine Summe von sieben Mark, zwei Tickets, von denen ich nicht sehr genau weiß, was damit machen, und eine Karte aushändigt. Zwei Gefühle bewegen mich: Befriedigung, dass ich offenbar nicht auf ein Schiff gehe, wie mir meine MittragstellerInnen vorausgesagt hatten, denn die Idee, auf einem Schiff zu wohnen, hat mir Angst gemacht; und ich berühre zum ersten Mal die Deutsche Mark. Mein zweites Gefühl war Neugier, stellte ich mir doch die Frage, wo ich denn hinkomme, wenn nicht auf ein Schiff, und wozu diese Tickets dienen und das Geld, das man mir gegeben hat. Wiederum zusammengetroffen mit meinen KollegInnen und ohne jegliche Hilfestellung untersuchen wir die Karte und erkennen darauf, eingekreist, Halberstadt. So kommen wir auf die Idee, dass Halberstadt mit Sicherheit die benachbarte Stadt sei und die Tickets für den Zug dorthin bestimmt sind. Die Schönheit des Namens Halberstadt lässt mich ein bisschen ins Träumen kommen.

Nach dieser kleinen Abschweifung müssen wir über die wirkliche Reise nachdenken. Hier stellt sich ein anderes Problem, denn jedeR von uns hat diese zwei Tickets und diese sieben Mark – womit beginnen? Wir wenden uns an einen Deutschen, der im Gegensatz zu den Dutzenden, die wir bereits angesprochen haben, bereit ist, uns zu helfen, indem er in holperigem Englisch versucht, uns die Strecke zu beschreiben, die wir zurücklegen müssen. Dennoch können wir uns verständigen, wir haben keine andere Wahl, und er begleitet uns bis zu einer U-Bahn-Station. Er spricht mit einem anderen Deutschen, und ich errate aus dieser Unterhaltung, dass unser Helfer diesen Mann nach dessen Reiseziel fragt, denn er soll uns begleiten und uns sagen, wann wir aussteigen müssen. Danach informiert uns unser Helfer, dass der Mann wie wir am Bahnhof aussteige und er hoffe, dass wir uns dort selbst zurechtfinden würden. Zum ersten Mal höre ich das Wort „Tschüss“ und folge blödsinnig den anderen, indem ich ebenso mit „Tschüss“ antworte.

In der U-Bahn lasse ich den Mann, dem uns unser Helfer und Freund anvertraut hat, nicht aus den Augen. Ungefähr eine halbe Stunde später steigen wir an einem großen Bahnhof aus, und der Mann geht einfach weg, ohne irgendetwas zu uns zu sagen. Was werden wir nun tun auf diesem riesigen Bahnhof? Welchen Zug nehmen? In meinem Leben habe ich noch nie einen so großen Bahnhof gesehen. Einmal mehr diskutieren wir mehr als eine halbe Stunde lang, bis wir uns entscheiden, Erkundigungen einzuziehen. Wir sprechen den ersten Schwarzen an, der vorbeigeht. Er selbst kennt sich nicht besser aus als wir, aber er führt uns zur Informationsstelle. Hier sagt man uns, unser Zug sei schon abgefahren und wir müssten auf den nächsten Zug eine Stunde warten. Zusätzlich zu dieser Information streckt man uns ein Papier entgegen, auf dem die Einzelheiten unserer Reise aufgeführt sind. Nun wird uns klar, dass Halberstadt nicht um die Ecke liegt, denn wir haben sechs Stunden zu fahren. Aber in meiner Vorstellung handelt es sich um eine andere schöne Stadt wie Düsseldorf, denn für mich kann ein Land wie Deutschland nur aus großen Städten bestehen – und überdies handelt es sich nicht um ein Schiff.

Eine Stunde später stehen wir auf dem Bahnsteig, bereit zur Abfahrt. Endlich im Zug angelangt, können wir für einen Moment aufatmen. Bleibt die Frage, wie das mit dem Umsteigen funktioniert. Nach mehr als anderthalb Stunden Reisezeit hält der Zug da, wo wir umsteigen sollen. Kaum haben wir den Fuß auf den Boden gesetzt, sehen wir im Bahnhof einen zweiten Zug, und wir steigen sofort ein ohne innezuhalten. Zweifellos ist dies unser Zug, die Weissen sind ja organisierte Leute und so höflich, die Leute nicht lange auf einen Anschlusszug warten zu lassen, denke ich bei mir. Wie sich später, als wir im Zug sitzend darüber reden, herausstellt, dachten die anderen dasselbe wie ich. Wir haben noch nicht aufgehört, diesen Gedanken zu genießen, als plötzlich der Schaffner aufkreuzt, der uns mit eigenartiger Miene nach unseren Fahrscheinen fragt, die wir ihm mit Stolz hinstrecken. Unangenehm ist unsere Überraschung, als wir vom Schaffner erfahren – diesmal er mit einem Ausdruck von Stolz – dass dieser Zug nicht der unsere ist und dass wir beim nächsten Halt aussteigen müssen. Angesichts unseres Bedürfnisses nach einer Erklärung, hält er uns eine Drohhede, wobei wir das Wort „Polizei“ aufschnappen, das an das französische „police“



Meine Geschichte beginnt mit jenem Dienstag, dem sechsten November, in Düsseldorf. Unter hunderten AsylantragstellerInnen, die sich vor dem Büro zusammendrängen, bin ich der Zweite, der an die Reihe kommt. Zunächst muss ich ein Formular ausfüllen, das meine Identität betrifft, dann teilt man mir eine Kodenummer zu. Immer wenn meine Kodenummer von der elektrischen Anzeige aufgerufen wird, muss ich mich in ein kleines Büro begeben.

erinnert. Nun verstehen wir, dass es ernst ist und dass der Mann wirklich wütend ist. Beim nächsten Stopp steigen wir aus.

Was werden wir jetzt tun, ist die Frage. In Wirklichkeit sind sie nicht dermaßen freundlich, die Weissen, denke ich, aber warum hat sich dieser Mann so aufgeführt? Gibt es ein solches Verhalten auch in Ländern, von denen man sagt, dass hier die Menschenrechte gelten? Einmal mehr wenden wir uns an die Informationsstelle. Man gibt uns einen anderen Reiseplan. Diesmal müssen wir drei Stunden warten, ausgehungert wie wir sind, weil keiner das Risiko eingehen will, seine DM auszugeben, da wir ja nicht wissen, wozu sie vorgesehen waren. Nach drei Stunden kommt ein Zug, in den wir ängstlich einsteigen, denn die vorherige Erfahrung sitzt uns noch in den Knochen. Dass der Schaffner durchgeht und sich darauf beschränkt, unsere Fahrscheine zu knipsen, bestärkt und beruhigt uns, und jedeR kann es sich nun leisten, ein bisschen einzunicken, denn die Reise dauert noch drei Stunden. Was mich betrifft, ich kann nicht einschlafen. Wir kommen gegen elf Uhr abends in Halberstadt an und haben hier das Glück, am Bahnhof auf einen Flüchtling zu treffen. Er sagt uns, dass das Lager nicht in der Nähe sei und wir ein Taxi nehmen müssten. Nun kann ich die Notwendigkeit des Geldes verstehen, das man uns in Düsseldorf gegeben hat.

Nachdem wir zusammengelegt haben, steigen wir in dieser regnerischen Nacht Anfang des Winters ins Taxi. Ich schaue angestrengt hinaus, um herauszubekommen, in welcher Art Stadt ich gelandet bin, aber die Nacht, der Regen und die Geschwindig-

keit des Autos sind nicht hilfreich dabei, mir ein Bild zu machen. Was ich aber erraten kann, ist, dass wir immer tiefer in ein von der Stadt abgelegenes Gebiet hineinfahren. Einige Minuten reichen aus, um aus der Distanz drei große Gebäude auszumachen.

Wir kommen an und werden von drei Polizisten empfangen, die uns für eine neue Fotositzung in ein Büro führen. In diesem Moment habe ich bloß den einen Wunsch: dass man mir mein Zimmer zeigt, damit ich endlich schlafen kann. Man händigt jedem von uns einen Beutel aus, der Brot, Sardinen, einige Schüsseln, Löffel, Gabel und Bettzeug enthält. Danach werden wir zum berühmten Transitraum Nr. 221 des Blocks A begleitet. Er ist bei den LagerbewohnerInnen bekannt, da dort alle Männer ihre erste Nacht verbringen. Hier angekommen beschließen wir, vor dem Essen gemeinsam unser Gebäude zu erkunden. Ich mache einen Rundgang durch die Toiletten, bemerke die gesundheitsschädlichen und morsche sanitären Einrichtungen, und hier beginne ich bereits ein wenig, mir sehr viele Fragen zu stellen. Ich tröste mich etwas, indem ich mir sage, dass dies bloß ein Durchgangslager sei, ich hier also maximal drei Wochen verbringen würde. Dann treffe ich aber jemanden, der schon länger hier ist und der mir einen Überblick über das Leben im Lager und in der Stadt verschafft, und ich erfahre von ihm, dass die Dauer des Aufenthaltes in Halberstadt nicht immer genau beschränkt ist, sondern von drei Wochen bis zu drei Monaten dauern kann, je nach dem Glück des Einzelnen. Nach diesem traurigen Bild, gezeichnet von einem Erfahreneren, verabreden wir

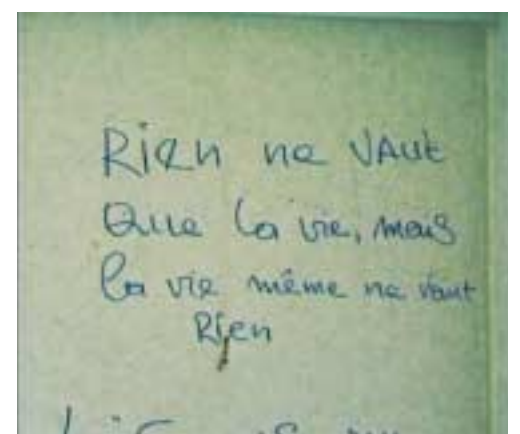
uns für die kommenden Stunden. Es ist bereits ein Uhr morgens, als ich mich von meinem Gesprächspartner verabschiede. Ich komme zurück in meinen Raum, niedergeschlagen; der Appetit ist mir vergangen und ich lasse mein Essen auf dem Tisch stehen.

Vom Schlaf eingeholt, fahre ich um sieben Uhr morgens auf, wasche mich schnell und klopfe bei meinem Gesprächspartner vom Vorabend an die Tür, damit er mich begleitet beim Ausfüllen der administrativen Formalitäten. Er sagt mir, es sei noch zu früh, die Büros öffneten erst um neun, wir gingen erst in die Kantine, um zu frühstücken. Nach dem Frühstück muss ich in die Büros des Bundesamtes. Ich unterziehe mich der Beantwortung eines Fragebogens, begleitet von der x-ten Fotositzung, und man übergibt mir ein Stück grünes Papier mit meinem Photo drauf – ich werde später erfahren, dass man es „Ausweis“ nennt – und ein anderes, ganz weißes Papier, auf dem das Datum meiner Befragung vermerkt ist, der vierzehnte, also eine Woche später. Danach gehen mein Begleiter und ich zum Sozialamt, wo ich damit empfangen werde, meinen Ausweis vorzuzeigen. Man sagt mir, dass mein Sozialgeld sich pro Monat auf achtzig DM beläuft, dazu kommt ein Scheck im Wert von fünfzehn DM für Kleidung. Man händigt mir einen Schlüssel aus für das Zimmer, das ich mit zwei anderen Personen teile, und schließlich noch Gutscheine für die Kantine. Nun geht es Richtung Krankenhaus für eine medizinische Untersuchung. Dieses ganze Verfahren dauert einen halben Tag, danach gehe ich in mein Zimmer, um meine Sachen einzuräumen und mich auszuruhen.

„RIEN NE VAUT QUE LA VIE, MAIS LA VIE MÊME NE VAUT RIEN“ – BRICOLER LA VIE AU QUOTIDIEN

„Nichts ist wie das Leben, aber das Leben selbst ist nichts“ – einen Lebensalltag basteln

(Mabouna II Moise Merlin)



Am Abend gehe ich zusammen mit meinen Zimmerkollegen zu einem Fest, das von Personen ausgerichtet wird, die verlegt werden sollen. Tatsächlich geht das hier jeden Abend so, wenn die Liste mit den Verlegungen ausgehängt wird. Wir feiern nicht die Trennung, sondern die Befreiung, denn ganz im Gegensatz zu dem, was ich zunächst gedacht habe, besteht Halberstadt vielmehr aus einer unermesslichen Ansammlung von Personen, die sich nostalgisch auf die Epoche Hitler beziehen.

In Halberstadt habe ich meine ersten rassistischen Erfahrungen gemacht. Zum Beispiel jener alte Mann, der mich anspricht und, als ich freundlich auf ihn zugehe, „Neger“ zu mir sagt und dann, indem er den Namen Hitler ausspricht, zu weinen beginnt. Und diese junge Afrikanerin, die den Weg zum Krankenhaus sucht und sich um Auskunft bittend an deutsche Frauen wendet, die aber lieber ihre Hunde von der Leine lassen, um diese „Negerin“ auf Distanz zu sich zu halten. Rassistische Handlungen gehören in Halberstadt zur Tagesordnung. So ist es auch, als ich eine Woche nach meiner Ankunft zur Befragung gehe. Von Anfang an fühle ich, dass ich keine Chance habe. Die Verachtung, der ich von Seiten des Befragers und seines Dolmetschers ausgesetzt bin, ergänzt durch deren Einschüchterungen, bringen mich in Panik; ich kann mich nicht mehr kontrollieren und schaffe es nicht, auf die einfachsten Fragen zu antworten; mein einziger Gedanke ist, so schnell wie möglich zu antworten und den Saal zu verlassen. Während der drei Stunden werde ich von diesen zwei Scharfrichtern, die an nichts anderes denken, als mir weh zu tun, lächerlich gemacht, als ob das, was ich in meinem Land durchgemacht habe, nicht ausreichte. Ich komme heraus, erschöpft, geschwächt, müde.

Eine Woche danach bekomme ich das Protokoll und erwartungsgemäß die Ablehnung meines Asylantrages. Ich bin aufgefordert, das Land in den nächsten zwei Monaten zu verlassen oder in den kommenden zwei Wochen Berufung einzulegen. Ich stelle mir zwei Fragen. Zunächst: Wie soll ich das Land verlassen? Wohin gehen? Mit welchen Mitteln? Und: Wie gehe ich in Berufung? Ich verfüge nicht über die geringsten Mittel, um an einen Anwalt heranzukommen. Einige der Erfahreneren im Lager raten mir, Kontakt zur Caritas aufzunehmen; das kostet mich bloß drei DM für die Fotokopien und sechs DM für Briefmarken. Ich entscheide mich dafür. In der folgenden Woche, als ob der Himmel sich erhellte, erscheint mein Name auf der Liste der Verlegungen nach Zerbst, angesagt für die kommende Woche. Drei Wochen Halberstadt, das ist eine Meisterleistung; ich werde als Held gehandelt, ich sauge die Bewunderung der anderen förmlich in mich ein.

Am Morgen des dritten Dezembers ist der große Tag gekommen. Wegen der Modalitäten für die Abreise stehe ich sehr früh auf. Als um neun Uhr, unter den bewundernden Blicken der anderen, der Bus das Lager verlässt, danke ich dem Himmel dafür, dass er mich erhört hat, endlich verlasse ich das Gefängnis. Ich werde in Würde in Zerbst leben. Drei Stunden unterwegs sind drei Stunden zum Träumen. Ich versuche mir mein neues Leben in einer großen Stadt auszumalen, inmitten von Deutschen, in den Supermärkten und auf den Straßen. Mir erscheint sie einsichtig, diese Differenz zwischen Halberstadt, dem Leben in der Stadt des Durchgangs und Zerbst, der Stadt des Wohnsitzes. In Zerbst wird die Integration mit Sicherheit eine Tatsache sein, da man Leute ja nicht zum Wohnen in eine ausländerfeindliche und rassistische Stadt wie Halberstadt schicken würde. In gewissen Momenten schweifen meine

Gedanken ab zu meinen KollegInnen, die in der Hölle von Halberstadt zurückgeblieben sind, während ich dabei bin, in ein kleines Paradies einzutreten.

Versunken in meine Träume, werde ich von meinem Nachbarn geweckt, der mit fröhlicher Stimme ausruft: „Mein Bruder, wir kommen schon zu Hause an!“ Wie alle anderen bin ich gespannt, wie meine Residenzstadt aussieht; wir hängen uns alle an die Fenster. Erste Überraschung: Zerbst ist keine Stadt, sondern ein Dorf; aber das macht nichts; wenn die Leute hier menschlich sind, ist es gut so. Die zweite Überraschung kommt, als wir plötzlich von der Hauptstraße hinunterfahren, immer tiefer in den Wald hinein, an einem Friedhof vorbei; wir kommen auf einer Art Hof an, wo wir ein kleines Gebäude sehen, verloren auf dem offenen Feld. Als der Wagen vor diesem Gebäude stoppt, erheben sich Ausrufe der Not – es ist die komplette Nieder geschlagenheit. Ich mache mir aber weiterhin Hoffnungen; wohl wahr, dass wir uns hier genauso isoliert wiederfinden wie in Halberstadt, aber vielleicht sind ja die Leute nett hier.

Neugierig, dies schnell zu erfahren, räumen meine Kollegen und ich eilig unsere Sachen ein und beschließen, einkaufen zu gehen. Ganz außer Atem über die dreihundertachtzig DM Sozialhilfe, die wir ab jetzt pro Monat bekommen, betreten wir in den erstbesten Laden. Wir achten kaum auf die anderen Leute, denn wir sind intensiv damit beschäftigt, die Preise hier mit jenen aus Halberstadt zu vergleichen. Nachdem ich damit fertig bin, gehe ich Richtung Kasse und nehme dabei mein Handy heraus, um nach der Uhrzeit zu schauen. Dann, gerade will ich es wieder in meine Tasche stecken, taucht eine Verkäuferin auf, die mir sagt, dass sie mich durchsuchen will, überzeugt davon, dass ich einen Verkaufartikel in meiner Jacke habe verschwinden lassen. Unter aller Augen tastet sie mich von Kopf bis Fuß ab. Hilfesuchend wende ich mich zunächst den Deutschen zu, auf eine mögliche Intervention hoffend. Aber ich treffe nur

auf Blicke voller Hass und Verachtung. Dann schaue ich auf die Meinen. Die Frauen haben Tränen in den Augen und aus den Augen der anderen spricht das Höchstmaß an Enttäuschung. Nicht nur meinerwegen, auch um ihrer selbst willen; es sind alle Menschen schwarzer Hautfarbe, die hier durchsucht und erniedrigt werden.

Man lässt mich los, nachdem nichts Verdächtiges an mir gefunden wird, außer dem, was ich in der Hand halte. Ich gehe zur Kasse, um zu bezahlen. Weinend verlasse ich den Laden, denn noch nie in meinem Leben habe ich eine solche Demütigung erlebt. Zurück im Lager erörtern wir das Problem mit denjenigen, die hier schon länger wohnen, und sie erzählen uns von ihren Kämpfen mit den Nazis. Nazis seien sogar gekommen, um nachts Feuer zu legen im ehemaligen Lagergebäude, die Polizei hingegen hätte mit dem Finger auf die BewohnerInnen gezeigt. Seltsame Sache aus meiner Sicht; es fällt mir schwer zu verstehen, wie jemand sein Haus anzünden und sich dann darin schlafen legen sollte – außer vielleicht, wenn es sich um einen Selbstmordversuch handelte, was ich als Grund akzeptieren könnte, angesichts des Rassismus der hiesigen Bevölkerung. Jeden Tag, wenn wir AfrikanerInnen einen Laden betreten, ist dies Veranlassung genug, uns einen Bodygard an die Fersen zu heften, der unsere Gesten überwacht.

Anfang des Jahres wechselt die Währung von DM zu Euro und meine Sozialhilfe beläuft sich nun auf hundertachtundneunzig Euro neunundzwanzig Cent. Mit diesem Geld muss ich mich ernähren, mich kleiden, dreißig Euro pro Monat an meinen Anwalt überweisen, telefonieren gehen, wobei die die nächste Möglichkeit dafür mehr als drei Kilometer entfernt von meinem Lager am Boneschen Weg ist: das Lager am Ahronweg. Telefonieren ist ein wichtiges Detail für unseren inneren Halt: mit Familienmitgliedern zu sprechen, die im Land zurückgeblieben sind. Für das wenige Geld, das mir nun noch bleibt, da ich nicht in die Dorfdiskotheek „Jungle“ gehen kann, weil der Zugang hier für

Schwarze verboten ist, beschließe ich, ein Bankkonto zu eröffnen. Auch hier: Ich klappere alle Banken ab, ohne Erfolg. Ich beschränke mich darauf, einen Alltag zu leben, indem ich versuche, meine Tage dadurch zu verkürzen, dass ich spät schlafen gehe und mit geschickter List Krankheiten erfinde, damit ich den Arzt besuchen kann, denn das verschafft mir eine Beschäftigung. Jeder Tag gleicht dem anderen, man tut exakt dieselben Dinge.

Warum erzählt man uns in Zerbst etwas von Integration, wenn es doch nur die Autoritäten sind, die sich darin gefallen, die Integration zu deklarieren? Warum bringt man uns am Boneschen Weg unter, dermaßen isoliert und so weit weg? Sind wir ansteckend? Sind wir nichts als Diebe? Lügner? Mörder? Oder schlimmer noch, Tiere? Nein, wir sind Menschen, wir haben dieselbe Grundlage wie die Weißen. Wir leiden in Zerbst unter Undankbarkeit, Isolation, Stress und Rassismus. Für euch, die ihr meinem Weg durch Deutschland bis hierher gefolgt seid – und er wird noch lange nicht beendet sein, da ich noch immer in Zerbst wohne –, haltet fest, dass sich viele andere Flüchtlinge in meiner oder in einer noch schlimmeren Situation befinden. Sie bitten um Hilfe, ein bisschen Liebe und Würde. Aus großer Distanz, von oben betrachtet, erscheint das Leben eineR AsylantragstellerIn als eine wahre Kampfstrecke mit unterschiedlichen Etappen. Der einzige Unterschied besteht darin, dass der/die AylantragstellerIn über keinerlei Waffen verfügt. Aber mehr noch, es handelt sich um einen Kreuzweg: Christus ist gestorben und auferstanden, um respektiert, verstanden und gerettet zu werden. Meine Auferstehung wird mein Pass sein.

Mabouna II Moïse Merlin ist Transithändler. Er gründete 1997 die NGO Africa-Horizon in Duala (Kamerun). Seit 2001 lebt er in Deutschland

WARUM WIR HIER SIND

Rosa

Unsere Anwesenheit in diesem Land ist nicht zufällig, und noch weniger sind wir hier, weil wir besonders abenteuerlustig wären. Wir sind auch nicht hier, weil das Klima so besonders beneidenswert ist und noch weniger, weil die deutsche Bevölkerung insgesamt so unvergleichlich nett ist. Wir sind hier, weil wir die Folgen einer harten Wirtschaftspolitik tragen, die Organisationen wie die Weltbank und der Internationale Währungsfonds über viele Jahre hinweg in unseren Ländern durchgesetzt haben. Diese Situation ist so gravierend, dass sie in unseren Gesellschaften eine normale Entwicklung der Bildung, der Gesundheitsversorgung, des Angebots von Wohnraum usw. auf unbestimmte Zeit gebremst hat.

Jeden Tag sieht sich Lateinamerika und ganz allgemein die so genannte „Dritte Welt“ mit dieser schrecklichen und erzwungenen Realität konfrontiert. Dazu kommt, dass die Globalisierung, ein Phänomen, das sich immer mehr ausweitet, unsere Länder nach ihren Maßstäben beherrscht, unterordnet und ihre Regeln durchsetzt.

Angesichts solcher Bedingungen, angesichts dieser aufkotroyierten Situation, wie kann es da immer

wieder zu Kommentaren über Migration kommen, die jeder Grundlage entbehren und die sich damit beschäftigen, warum wir hier in Deutschland sind, oder in anderen ökonomisch mächtigen Ländern leben?

Wir glauben daher, dass die permanente Frage, warum wir hierher gekommen sind, völlig überflüssig ist. Wir MigrantInnen fragen uns auch: Welches Recht haben die transnationalen Wirtschaftsorganisationen und die Industrieländer, solch grenzenlose Kontrolle über unsere Länder auszuüben – eine Kontrolle, die so weit geht, dass sie uns in die extreme Armut führt?

Es ist für alle offensichtlich, dass drei Viertel der weltweiten Reichtümer von nur einem Viertel der Weltbevölkerung genutzt werden – selbstverständlich gehört Deutschland dazu.

Die Lebensbedingungen von uns MigrantInnen sind sehr schwierig. Wir leben in diesem Land völlig ohne Zugang zu den grundlegendsten sozialen Bedingungen wie Gesundheitsversorgung, Bildung, Wohnung und Arbeit. Und als ob das noch nichts wäre, kommt dazu diese tägliche Anspannung, die sich daraus ergibt, jederzeit verhaftet

und abgeschoben werden zu können – also Maßnahmen ausgeliefert zu sein, die sonst gegen Kriminalität eingesetzt werden. Warum? Was ist das Delikt? Zu der mangelnden Befriedigung der grundlegenden Bedürfnisse, zu der Bedrohung durch Abschiebung kommt auch noch die schäbige Kampagne, uns mit Kriminalität in Verbindung zu bringen. Daraus resultiert wiederum Ausländerfeindlichkeit, die immer noch in einem Teil der deutschen Gesellschaft offensichtlich ist.

Wir fordern eine menschliche, gerechte und solidarische Behandlung, wir bitten um und suchen nach Arbeitsmöglichkeiten, was unser Recht ist – ebenso wie wir das Recht haben, uns weiterzubilden und unser Leben hier aufzubauen. Bedenken Sie, geschätzter Leser und geschätzte Leserin: Wenn dieses und andere Länder sich daran halten würden, zahlten sie damit nur einen Teil der täglichen und allumfassenden Ausbeutung in unseren Ländern zurück.

Das ist uns Deutschland schuldig. Es ist unser Recht, hier zu bleiben!

Rosa ist eine Migrantin aus Lateinamerika.

FLÜCHTLINGE WOHNEN NICHT

Claudia Heynen



Das Flüchtlingsheim Berlin Neukölln...



... und die Nachbarschaft

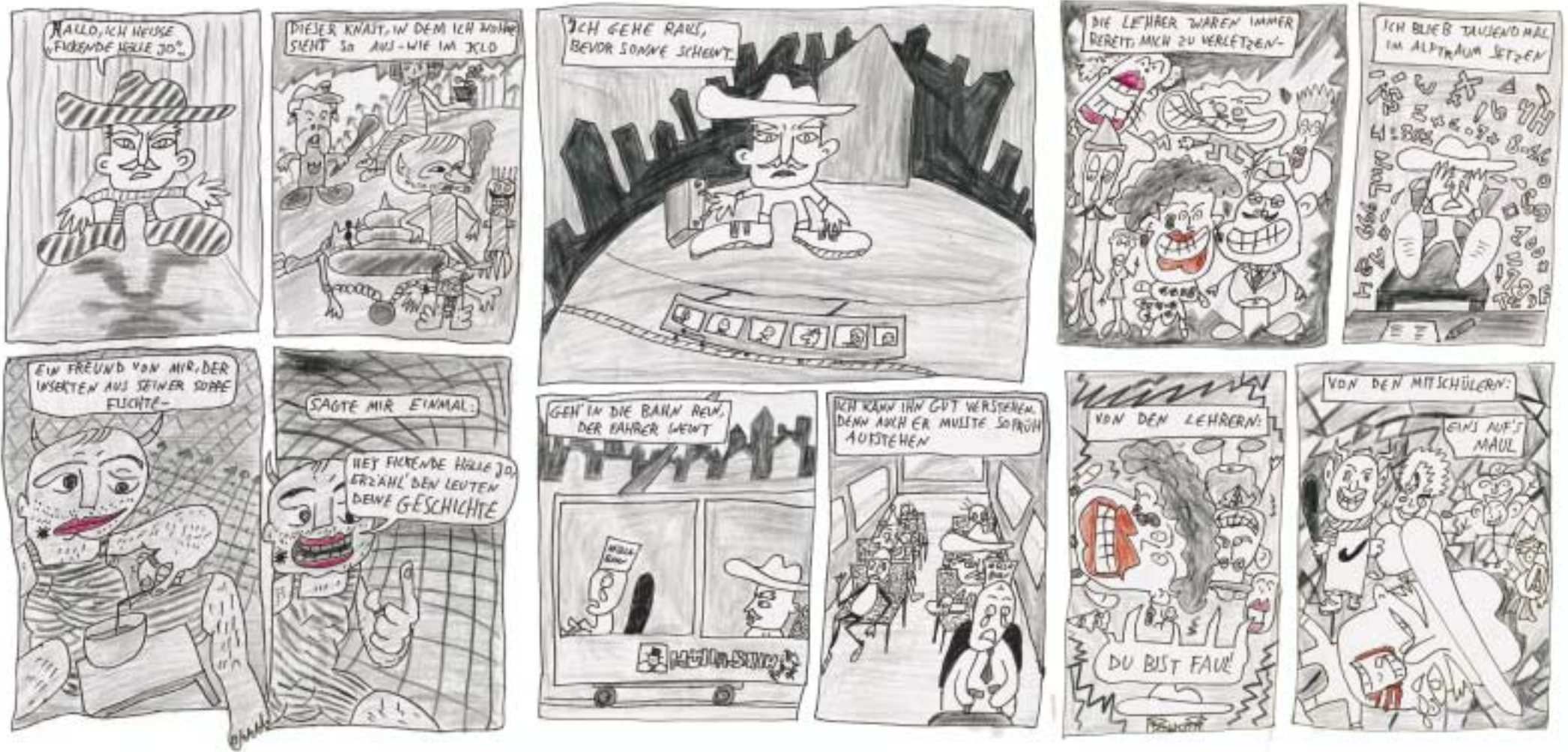
Der 1984 in Teheran geborene Ashkan Mohammadi lebt heute in Kassel, wo er zur Schule geht. Seine Zeichnungen und Comics umfassen gestalterisch ein weites Spektrum von winzigen Kritzeleien bis zu kompletten Stories und dokumentieren eine eigenwillige Aneignung von Zeichen- und Erzähltechniken. Sie entwickeln mit schüchternen Fra-

gen und plakativen Parolen Positionen aus einem Teenager-Universum, dessen Bezüge mit den Koordinaten Eltern / Schule / Flüchtlingsheime / Studentenwohngemeinschaften nur abschließend beschrieben werden können. Die am ehesten mit der DIY-Fanzinestruktur vergleichbare Produktionsweise mit ihrer äußerst

privaten und konkreten Perspektive macht Mohammadi resistent gegen die anti-subversiven Angebote des Politik- und Kulturbusiness für eine Minderheiten-Selbstvertretungs-Arbeit und ermöglicht ihm die künstlerische Auseinandersetzung mit einer bundesrepublikanischen Gesellschaft, welche Migration durch alltägliche

Apartheidspolitiken reguliert und ausbeutet. Die Bilder und Texte beharren auf Privatheit und Kommunizierbarkeit und lassen sich damit – Stichwort Differenzkapitalismus – als angemessene subversive Form von Universalismus lesen.

(P. Pêche)



DIE ENTINSTITUTIONALISIERUNG DER GASTFREUNDSCHAFT

ODER: DIE INTEGRATION VON UNTEN

von Dana Diminescu



Wahlkampf 2000 vor dem rumänischen Parlament, früher Haus des Volkes. (AP Photo/Nadim Ghirda)

Während Europa seit 1989 seine Bollwerke gegen den Kommunismus abgebaut hat, glaubt es sich jetzt von einem inneren Feind bedroht.¹ Die Gefahr von außen hat sich verändert und heißt nun nicht mehr Kommunismus, sondern Immigration und organisiertes Verbrechen – ein Wandel, der ausnahmslos alle Länder betrifft, mit denen über einen Beitritt in die EU verhandelt wird. Offensichtlich erfordert die Osterweiterung die ideologische Konstruktion eines gemeinsamen Auslands aller Länder des alten Kontinents und die Aneignung der institutionellen Praktiken der europäischen Gastfreundschaft.

Um vollwertiges Mitglied der Europäischen Union werden zu können, müssen sich die Beitrittskandidaten verpflichten, eine sichere Grenze im Osten zu schaffen, die somit zur neuen östlichen Außen-grenze Europas wird. Die Wanderungsbewegungen der ehemals kommunistischen Länder, die bis dato unerwünscht waren und als außereuropäisch galten, sind aufgrund dieser Zuwanderungspolitik zu innereuropäischen und akzeptablen Wanderungsströmen geworden. Grenzen schaffen, um größere Bewegungsfreiheit zu gewährleisten – eines der größten Paradoxe unserer Zeit.

Auch ist es eine Ironie der Geschichte, dass die Völker, die ein halbes Jahrhundert lang hinter dem Eisernen Vorhang eingesperrt waren (seit dem Zweiten Weltkrieg und bis 1989 waren innerhalb Mittel- und Osteuropas nicht nur Migrationsbewegungen, sondern jegliche Auslandsreisen stark eingeschränkt) und in ihren Ländern von totalitären Regimes verfolgt wurden (und somit an erster Stelle der Asylberechtigten standen), genau diejenigen sind, die sich heute darauf vorbereiten, an dem Prozess der Koordination und Vereinheitlichung der Zuwanderungspolitik einer „Festung Europa“ teilzunehmen. In den Ländern des ehemaligen Ostblocks wurden die rechtlichen Maßnahmen gegen die illegale Einwanderung und die „falschen Flüchtlinge“ verschärft. In Bukarest, Sofia oder Warschau spricht man davon, das Verfahren zur Bewilligung von Visa für „die Staaten der Negativliste“ an die vom Schengener Abkommen vorgesehene Regelung anzugleichen. Tatsächlich ziehen die Verhandlungen zur Einführung der Visumpflicht für Ukrainer, Russen und Moldawier eine neue Grenzlinie, einen neuen Eisernen Vorhang: die Grenzlinie der elektronischen Datenverarbeitung.²

Während sich in Europa hinsichtlich der Migrationsproblematik eine Politik der „Schranken“ im

offiziellen Diskurs und in den institutionellen Praktiken durchgesetzt hat, haben sich die Wanderungsbewegungen in Richtung Westen durch die Wiederbelebung einer privaten und anonymen Gastfreundschaft in Wirklichkeit von unten her entwickelt. In der Tat haben verschiedene Arten spontaner und individueller sozialer Integration auf informelle Weise die Maßnahmen der institutionellen Integration ersetzt und somit die Entinstitutionalisierung der Gastfreundschaft eingeleitet.

Ich möchte anhand von drei Beispielen der Integration von unten, die ich während meiner Forschungen über die rumänischen Wanderungsbewegungen festgehalten habe (von 1989 bis zur Abschaffung der Visumpflicht im Januar 2002 in Deutschland, Frankreich und Italien)³, diese neuen Formen der Soziabilität zwischen Migranten und Einheimischen aufzeigen. Ihre Besonderheit lässt sich im Wesentlichen auf eine unreglementierte Verknüpfung von Mobilität, sozialer Integration, Arbeit und Übersiedlung zurückführen, also von Hospitalität (Besuchsrecht) und Gastrecht (Aufenthaltsrecht).

Verbindungen zwischen Rumänien und Europa

Die rumänischen Wanderungsbewegungen, die in den neunziger Jahren im deutschen Einzugsgebiet, aber auch im gesamten europäischen Raum beobachtet werden konnten, sind nur auf dem geschichtlichen Hintergrund der Migration der Aussiedler aus Transsylvanien und des Banat, zwei rumänischen Regionen, in denen der Bevölkerungsanteil der deutschstämmigen Rumänen sehr hoch ist, zu verstehen.⁴ Zu der Zeit, als alle rumänischen Bürger im kommunistischen Block

eingeschlossen waren, stellte das Weggehen der Rumänendeutschen nahezu die einzig legale Ausreisemöglichkeit dar und avancierte somit für einen Großteil der Bevölkerung zu dem Idealmodell der Abwanderung ins Ausland.

Die gelegentlichen Urlaubsaufenthalte und Familienbesuche deutschstämmiger Rumänen in der alten Heimat – ein hoch geschätztes und sehr begehrtes Recht, das einem erlaubt, uneingeschränkt zu kommen und zu gehen – haben lange die Auswanderungsfantasien der rumänischen Gesellschaft genährt. Daher ist es kein Zufall, dass Deutschland in den ersten Jahren nach dem Dezember von 1989 sowohl für die rumänischen „Aussiedler“ als auch für nichtdeutschstämmige Rumänen zum beliebtesten Einreiseland wurde. Die Deutschen aus Transsylvanien und dem Banat haben an ihre Mitbürger eine ganze Ideologie des „Wie und Wohin“ des Abwanderns weitergegeben. Ihr Wanderungsverhalten, ihre Verbindungen, ihre persönlichen Erfahrungen (beispielsweise hinsichtlich ihrer Ausgrenzung innerhalb der deutschen Gesellschaft), ihr Erfolg (besonders materieller Art), ihre Zielorte in Deutschland, ihre Vorstellungen über Europa usw. – dieser gesamte anthropologische Komplex der Migration der „Aussiedler“ prägt die Abwanderungsabsichten hunderttausender Rumänen, die Anfang der neunziger Jahre durch Europa ziehen.

Die Vorzüge, zwei Ländern gleichzeitig anzugehören, kommen erst nach dem Fall des kommunistischen Regimes zum Tragen. Infolge des Machtwechsels in Bukarest und der veränderten Politik gegenüber den „Aussiedlern“ in Berlin dürfen die Deutschen, die auf rumänischen Boden geboren sind, beide Staatsangehörigkeiten behalten. Somit verlieren sie ihren Besitz in Rumänien nicht und können in Deutschland ihre Rechte (soziale Rechte und Arbeitserlaubnis) in Anspruch nehmen.

Die Tatsache, dass sie im Schengen-Raum als Deutsche und in ihrem Geburtsland als Rumänen gelten, verändert maßgeblich die Wanderungsbewegung der Rumänendeutschen.

Ihr Kommen und Gehen zwischen Rumänien und Deutschland verbindet Urlaub mit kleineren Geschäften, Hilfsaktionen und Ruhestand und nimmt manchmal die Gestalt einer definitiven Rückkehr an. Sie gehen immer an ihre Herkunftsorte zurück, selbst wenn es sich dabei nicht um historisch sächsische Regionen handelt, was für Städte und Dörfer gleichermaßen gilt. Ab 1989 werden aus den Ferienaufenthalten alternative Migrationen. Diese Art der Wanderungsbewegung betrifft vor allem Menschen im Rentenalter. Den Winter verbringen sie in Deutschland, den Sommer in Rumänien; der Bus ist hierbei das beliebteste Reisemittel.

Diese Bevölkerungsgruppe, die unter verschiedenen Bedingungen zwischen Rumänien und Deutschland hin- und herpendelt und die sowohl Rumänien als auch Deutschland ihre Heimat nennt, stellt das beste soziale Mobilitätskapital der Rumänen dar. Die deutschen Konsulate in Rumänien haben jedes Jahr etwa 180.000 Visa für rumänische Bürger ausgestellt, d.h. dreimal so viele wie die Konsulate der anderen EU-Mitgliedstaaten. So liegt zum Beispiel Frankreich mit 50.000 bis 60.000 ausgestellten Visa an zweiter Stelle. Laut Angaben des deutschen Konsulats in Timisoara sind zwei Drittel der ausgestellten Einreisegenehmigungen Besuchsvisa (für kurze Besuchsaufenthalte), die man aufgrund einer Einladung eines deutschen Bürgers erhält. Diese Einladungen kommen zum größten Teil von Mitgliedern der „Aussiedler“ – Gemeinde. Jede Reise der deutschen Migranten nach Rumänien führt bei ihrer Rückkehr unweigerlich zu einer ganzen Reihe von Einladungen an ihre rumänischen Freunde, ihre

Nachbarn und andere ihnen „Verpflichtete“ usw. Natürlich finden in dem strikten Rahmen eines „Besuchsrechts“ freund-

schaftliche Zusammenkünfte statt, aber der überwiegende Teil dieser Einladungen dient der Mobilisierung zehntausender Menschen, die keine andere Möglichkeit haben, sich im Schengen-Raum zu bewegen. Würden Anfang der neunziger Jahre die „Besucher“ nach ihrer Einreise nach Deutschland zu politischen Flüchtlingen, stellt sich die Situation heute ganz anders dar. Tatsächlich sind einige der rumänischen Migranten, die sich in Italien, Spanien und Frankreich aufhalten und dort einer mehr oder weniger zeitlich befristeten Arbeit nachgehen, mit einem deutschen Visum aus Rumänien eingereist. In diesen Netzwerken gibt es die stillschweigende Übereinkunft, den deutschen Freunden, die die Ausstellung eines Visums ermöglicht haben, keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Ein Einverständnis, das darauf abzielt, „im Computer sauber zu bleiben“ (in Bezug auf das Computersystem der Schengen-Länder)⁵. Diese Einreisestrategie findet sich in jedem untersuchten Beispiel wieder, wobei sie im deutschen Fall ein Ausmaß erreicht hat, das von keinem anderen Land getroffen wird.

Unter den Bedingungen einer europäischen Politik, welche die Immigration auf Null bringen will, und der unüberwindbaren Kluft zwischen dem ehemaligen Exil und den wandernden Rumänen nach 1989 haben die Deutschen rumänischer Herkunft eine bedeutende Rolle für die rumänischen Wanderbewegungen gespielt: nämlich die einer nicht vorhandenen Diaspora. Durch ihre Bereitschaft, andere an ihren institutionellen Vorteilen teilhaben zu lassen und ihnen Zuwanderungsmöglichkeiten zu eröffnen, haben sie eine erste Verbindung zwischen Rumänien und Europa hergestellt.

Geschäftsstrategien

Auch wenn die „klassischen“ Repräsentanten des wandernden Migranten – der Unternehmer, der Student, der Praktikant und der Rentner – auf den Verkehrswegen zwischen Frankreich und Rumänien durchaus anzutreffen sind, bestechen sie durch große Diskretion. Im französischen Fall ist jedoch ein ganz besonderer Typ des wandernden Migranten zentral, der Außenseitertum, Mobilität und ein sehr aktives Hin und Her zwischen beiden Ländern miteinander verbindet. Die Verknüpfung dieser drei Faktoren hat entgegen der herkömmlichen Meinung eine noch nie dagewesene soziale Integration zur Folge und zwar dort, wo man es nicht erwartet: auf der Straße, und dort scheint der Ursprung des größten wirtschaftlichen Erfolgs der Wanderungsbewegung zu liegen.

Manche Migranten, die sich als Außenseiter schnellstmöglich Einkünfte sichern mussten, haben sich in Frankreich mithilfe verschiedener Sammel-Aktionen über Wasser gehalten und haben es dabei sogar zu einigem Reichtum gebracht. Es handelt sich hierbei zum einen um den Handel mit alten Kleidern, gebrauchten Autoreifen, diversen Küchengeräten vom Sperrmüll und anderen Waren und zum anderen um direkte Geldeinnahmen durch Betteln, das Reinigen von Windschutzscheiben, den Verkauf von Straßenzeitungen, den Wiederverkauf von U-Bahn-Tickets, Straßenmusik sowie neuerdings das Knacken von Parkscheinautomaten und andere mehr oder weniger legale

Aktivitäten. Die Roma sind wahrscheinlich mit mehr oder minder großem Erfolg die ersten rumänischen Bürger, deren Wanderbewegung zwischen Frankreich und Rumänien wirtschaftlich auf dem Sammeln diverser Waren beruht.

Aber das kommerzielle Sammeln ist nicht nur den wandernden Roma vorbehalten. Von 1993 bis 1995 bekamen die Roma auf diesen Parallelmärkten Konkurrenz von den wandernden Nicht-Roma, die mangels anderweitiger Einkünfte ebenfalls in diese vorstießen. Sowohl die Roma von Cluj als auch die Saisonarbeiter von Oas (einer Region im Norden Rumäniens) steigen, jeder mit seiner eigenen Strategie, in eines der lohnenswertesten und beständigsten Geldsammelgeschäfte ein, die man bis 1993 je in Frankreich gesehen hat: den Verkauf von Straßenzeitungen.⁶ Die Besonderheit dieser „Prekaritätspresse“ (presse de la précarité) liegt nicht in der Qualität der Zeitung, sondern im Status des Verkäufers. Das ausgegebene Geld ist also eher als Spende denn als Kaufpreis zu verstehen; dies wird weiter durch die Tatsache untermauert, dass der Verkäufer die Zeitung in vielen Fällen behalten darf.

Während die Roma diesen Sektor aufgegeben haben, um sich in Frankreich oder einem anderen Land ganz aufs reine Betteln zu verlegen oder schlicht um nach Rumänien zurückzukehren, ist dieser Markt für die Bauern aus Oas zum Kerngeschäft geworden. Vor den Eingängen von Geschäften, Postämtern, Supermärkten sind die Rumänen pünktlich und jederzeit zur Stelle und haben es geschafft, ein sehr effizientes Verteilernetz aufzubauen und in der französischen Gesellschaft Fuß zu fassen. Nach sieben Jahren hat jeder Verkäufer „seine Stütze“ in Gestalt „seines Franzosen“ gefunden, einer Bezugsperson, die ermutigt und beschützt, die die Mobilität des Migranten sichert, die ihm eigenes Netzwerk zur Verfügung stellt und auf diesem Weg den Arbeitsmarkt für den Migranten öffnet. Auch wenn diese Prekaritätspresse zunächst einmal durch die „wirtschaftliche Nutzung eines sozialen Handicaps“ für Aufsehen gesorgt hat, hat sie dennoch eine wichtige Funktion bei der Integration dieser Migranten in die französische Gesellschaft – wenn auch nur am Rande – erfüllt. Verkäufer und Käufer bilden ganz offensichtlich ein Gespann, das zur Entwicklung einer neuen Sozibilität und individueller Solidarität außerhalb jeglicher institutioneller Strukturen der Gastfreundschaft beiträgt.

Familienanschluss

Kein anderes westliches Land hat so viele rumänische Migranten angezogen wie Italien.⁷ Die tolerante Haltung gegenüber Migranten – legalen oder illegalen – und das verbreitete Gerücht, „Italien stelle Papiere aus“, haben große Einwanderungsströme in Richtung Italien geleitet. Um „diese Papiere“ zu erhalten, wenden sich die Einwanderungskandidaten nur selten direkt an die italienische Botschaft in Bukarest. Die gängige Strategie besteht darin, nach Italien einzureisen, sich vor Ort mit einer Arbeit durchzuschlagen, ohne vorher die nötigen Formalitäten zu erledigen, und sich dann im Nachhinein um eine „Regularisierung“ durch die Behörden zu bemühen. So gibt es immer eine Gruppe von illegalen Migranten, die auf Arbeitssuche ist, und eine weitere Gruppe, die schon Arbeit hat und versucht, ihre Papiere in Ordnung zu bringen. Sobald die Eingliederung in den Arbeitsmarkt gelungen ist, verringert sich die

Migrationsbereitschaft und konzentriert sich auf die Ferienzeit. Auf den ersten Blick gewinnt man den Eindruck, „die gesamte Arbeiterklasse“ Rumäniens wurde nach Italien verschifft.

Dieser Eindruck verstärkt sich umso mehr, als es spezifisch rumänische Zuwanderungs- und Ballungsgebiete in den italienischen Städten gibt wie vor 1989 vor den großen Industriekomplexen in Rumänien. Vor den Bahnhöfen, den rumänischen Kirchen, den Suppenküchen der Caritas und auf den verschiedenen Märkten trifft man auf die Migranten (manchmal abends, aber vor allem samstags und sonntags), die sich innerhalb der Gemeinde ein Stelldichein geben. Die Mehrheit der Zuwanderer stammt aus ländlichen Gegenden und kennt das Migrantenleben schon von früheren Erfahrungen. Denn bevor sie sich im Ausland auf den Arbeitsmarkt gewagt haben, sind diese Migranten oder ihre Eltern verschiedenen Wanderungsbewegungen innerhalb Rumäniens gefolgt. Da sie schon vor dem Fall des kommunistischen Regimes saisonalen Arbeiten nachgingen und daher umherziehen mussten, spielt diese familiäre und gemeinschaftliche Angewohnheit bei der Arbeitssuche eine Rolle und wird als unmittelbare Erfahrung schließlich in der Ferne angewandt.

Im Rahmen dieser Arbeitswanderung fällt besonders die große Zahl an Frauen und Ehepaaren unter den Migranten auf. Die Statistiken bestätigen diesen Eindruck: Fast die Hälfte der rumänischen Arbeiter in Italien sind Frauen. Auch wenn der Familiennachzug als ein Grund für ihre große Zahl genannt werden kann, scheint doch der inoffizielle Arbeitsmarkt für Haushaltshilfen wesentlich zur Ankunft von Migranten in Italien beizutragen. Darüber hinaus sind auch unter den illegal eingereisten Migranten Frauen anzutreffen. Im Hauswirtschaftssektor werden offiziell fast 30.000 Stellen von Rumänen besetzt. Eine ausreichend hohe Zahl, um die Bedeutung der illegalen Migration zu veranschaulichen.

Diese Art der Beschäftigung innerhalb der italienischen Familie, die sich im Allgemeinen auf private Kontakte und ein Vertrauensverhältnis stützt, hat den raschen Erwerb eines sozialen Kapitals begünstigt, der für die Entwicklung einer Wanderbewegung unumgänglich ist. Diese Haushaltsnetzwerke haben sich als sehr effizientes Mittel sozialer, aber auch institutioneller Integration erwiesen. Es ist kein Zufall, dass das erste Verfahren zur Legalisierung der ausländischen Schwarzarbeiter in Italien mit dem Gesetz Nr. 943 vom 30. Dezember 1986 zusammenhängt, das hauptsächlich mit dem Ziel

verabschiedet wurde, den zahlreichen Haushaltshilfen, die sich schon auf italienischem Boden befanden, die Möglichkeit zu geben, eine Aufenthaltsgenehmigung zu erhalten. Erklärungen hierfür liegen sowohl in den Strukturen innerhalb der italienischen Familie als auch im System der Altersvorsorge. Diese italienische Besonderheit stellt wohl die soziale Grundlage der rumänischen Wanderungsbewegungen in Italien dar.

Integration von unten

Trotz der europäischen „Anti-Einwanderungspolitik“ ist es diesen rumänischen Migranten ohne Papiere, aber mit Freunden in einem Zeitraum von zehn Jahren gelungen, sich in den internationalen Arbeitsmarkt einzugliedern. Auch wenn sich die Behörden offensichtlich mit dem provisorischen und nicht-institutionellen Charakter ihrer Migration abfinden⁸, entspricht es dennoch den Tatsachen, dass nicht die staatlichen Institutionen, sondern die Zivilgesellschaften der Aufnahmeländer sowie Einzelpersonen zu dieser inoffiziellen Waffenruhe beigetragen haben. Jeder Migrant hat „seinen Arbeitgeber“, „seinen Franzosen“, „seinen Italiener“, „seinen deutschen Freund“, der ihn beschützt, in den Arbeitsmarkt eingeführt, ihm die Sprache seines Landes beigebracht und ihn vielleicht in seinem Heimatland besucht hat.

Ob es sich dabei nun um eine spontane Solidarität oder einen wohlkalkulierten Nutzen handelt – Migranten und Einheimische haben damit begonnen, ein freundschaftliches Verhältnis zueinander aufzubauen, das die neuen Regelungen des Schengen-Raums zur Entmutigung von Einwanderung aufgefangen hat. Diese Art der sozialen Integration von unten, welche die Wanderungsbewegung tausender Migranten ohne finanzielles oder institutionelles Kapital in Gang gesetzt hat, stellt nicht nur jegliche Einwanderungspolitik, sondern vor allem ihr Fehlen infrage. Geben nicht vielmehr die Gewährung von Gastfreundschaft auf privater Ebene zwischen Bürgern und Migranten und die Entstaatlichung des „hospitium publicum“ entscheidend die Richtung für eine wahre europäische Zuwanderungspolitik vor?

Dana Diminescu ist Forscherin am *Maison des Sciences de l'Homme, Paris*

¹ Diese Tendenz lässt sich schon seit viel längerer Zeit beobachten, „sie begleitet ausgehend von dem politischen Prinzip der Transparenz jeglichen Versuch der Rationalisierung der Gesellschaft und hält mithilfe dieses Prinzips an der utopischen Zwangsvorstellung fest, jegliche Verhaltensweisen unter Kontrolle halten zu können“. René Schérer, *Zeus hospitalier*, 1993, ed. Armand Colin, Paris, S. 17.

² „Nachdem Grenzlinien lange Zeit Teil von Landschaftsbildern waren, verlassen sie heute die geografischen Karten. Allgegenwärtig und in Dateiform treten sie nun plötzlich in den Konsulaten, den Bezirksregierungen und den Laptops von Polizeibeamten an einer gewöhnlichen Autobahnmautstelle in Erscheinung. Dies gilt ebenso für Visumbewilligungen ...“ Dana Diminescu, „Le système D contre les frontières informatiques“, in: *Hommes et Migrations*, n°1230, März/April 2001, S. 28-33.

³ Auch wenn Rumänien jetzt zu den Nutznießern einer Regelung zählt, die den freien Verkehr im Schengen-Raum ermöglicht, und die Mobilität der Rumänen, auf die ich mich in diesem Artikel beziehe, mittlerweile nicht mehr so augenfällig ist, habe ich mich dennoch entschieden, diese drei Fälle (Deutschland, Frankreich, Italien) der rumänischen Wanderungsbewegungen zwischen 1989 und Januar 2002 (Zeitpunkt der Abschaffung der Visumpflicht) darzulegen. Sie sollen als Musterbeispiele für die Migration jeglicher illegaler Zuwanderungsgruppen dienen, denen keine legalen Zuwanderungsmöglichkeiten offen stehen und mit denen Rumänien noch bis vor kurzem auf der „schwarzen Liste“ der Drittstaaten stand, denen der freie Verkehr untersagt ist.

⁴ Die ersten Deutschen siedelten sich im 12. Jahrhundert in Transsylvanien an und stammten mehrheitlich aus Sachsen. In den sechziger Jahren wird ihr Wunsch, Rumänien zu verlassen und nach Deutschland zu emigrieren, deutlich spürbar. Zu dieser Zeit schränkt das sozialistische Rumänien die Bewegungsfreiheit seiner BürgerInnen aller Bevölkerungsgruppen ein. So gelingt es in den fünfziger und sechziger Jahren nur wenigen tausend Rumänendeutschen das Land mit Hilfe des Roten Kreuzes und im Rahmen der Familienzusammenführung zwischen Ost und West endgültig zu verlassen. Erst Ende der sechziger Jahre, als in Rumänien eine Zeit des politischen Tauwetters beginnt und 1966 die diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Rumänien wieder aufgenommen werden (man denke an die Kontroverse über das 1978 von Schmidt und Ceausescu unterzeichnete Abkommen, das die Ausreise von 12.000 Deutschstämmigen pro Jahr gegen die Auslösesumme von 10.000 DM pro Person vorsah), lockern sich die Beschränkungen, was die Auswanderung der deutschen Minderheiten in stärkerem Maße ermöglicht. Heute umfasst die noch in Rumänien lebende deutsche Gemeinde schätzungsweise 200.000 Mitglieder.

⁵ Vgl. Dana Diminescu, „Le système D contre les frontières informatiques“, in: *Hommes et Migrations*, n°1230, März/April 2001, S. 28-33.

⁶ An dieser Stelle ist es sinnvoll, kurz auf diesen journalistischen Bereich neuer Prägung einzugehen, um die Gründe und die Auswirkungen der „Unterwanderung“ dieser so genannten „Wiedereingliederungszeitungen“ durch die Migranten aus Oas besser verstehen zu können. Diese besondere Presse wurde durch die sich verschärfende Wirtschaftskrise ins Leben gerufen und brachte in Frankreich seit 1993 eine ganze Reihe von Zeitungen hervor. Die Zeitung *Le Macadam*, die von so genannten „SDF“ (Menschen ohne festen Wohnsitz) auf der Straße verkauft wird, tritt in Paris zum ersten Mal am 11. Mai 1993 in Erscheinung und erobert schon am nächsten Tag die Straßen von Brüssel. Sie gehört zu einer großen Auswahl von Straßenzeitungen mit bezeichnenden Titeln, die Frankreich zwischen 1993 und 1998 überschwemmen: *Faim de Siècle*, *Génération Sida*, *Spectacle d'Île de France*, *Sans-Abri*, *Le Galérien*, *10 Balles*, *Euro Pass*, *Le Belvédère*. Im Vergleich mit ähnlichen Zeitungen im Ausland zeichnet sich das französische Modell durch die Vielzahl an Titeln auf nationaler, aber auch lokaler Ebene aus. Alle diese Zeitungen verstehen sich als eine Antwort auf das Phänomen der Ausgrenzung und verfolgen das Ziel, den Obdachlosen durch den direkten Straßenverkauf eine Art Einkommen zu sichern. Laut einer Schätzung des Büros für Information und wirtschaftliche Voraussagen (BIPE) lebten im Dezember 1998 98.000 Menschen auf der Straße. Abbé Pierre erklärte hingegen 1993 in der ersten Ausgabe der Zeitung *La Rue*, in Frankreich seien 400.000 Menschen ohne festen Wohnsitz. Der gemeinsame Nenner dieser Presse ist die Art und Weise, wie der gesamte Kreislauf vom Hersteller zum Konsumenten organisiert ist. Dabei müssen folgende Dinge beachtet werden: die Eingrenzung und Feststellung der Identität der Verkäufer (Personalausweis, Verkäufer-Hausierer-Verträge, Erkennungszeichen der Zeitungen), die Organisation des Vertriebs der Zeitungen (Großvertrieb oder durch Einzelpersonen), der Verkauf an öffentlichen Plätzen mit Ausnahme der Bahnhöfe und des U-Bahn-Netzes, die vom Verkäufer festgelegten Arbeitszeiten, der soziale Status der Verkäufer (Menschen in Not, Obdachlose, Migranten). Diese Tätigkeit knüpft zum Teil an die Tradition des Hausierhandels mit Zeitungen an, der Historikern wohl bekannt ist.

⁷ Am 1. Januar 2001 befanden sich 68.000 legal eingewanderte Rumänen in Italien (Quelle: Italienisches Innenministerium) und am 1. Januar 2002 um die 90.000 (Quelle: Italienisches Konsulat Bukarest).

⁸ Vgl. die ausgezeichnete Studie des Soziologen Andrea Rea: „Le travail des sans-papiers dans l'Europe panopticon“, in: *Actes du Colloque Économie du bazar dans les métropoles euroméditerranéennes*, Lames, MMSH, Aix en Provence, 29.-31. Mai 2002.



AMADEU. LETZTE WARNUNG ...ODER BARBAREI

Jochen Becker (mit Dierk Schmidt und Martin Kaltwasser)



„AMADEU. LETZTE WARNUNG“ erinnert an Amadeu Antonio, das erste Opfer des rassistischen Mobs nach dem Fall der Mauer. Der Titel spielt ausserdem auf die Hit-single des afrodeutschen Musikprojekts Brothers Keepers an, deren Song „Adriano (Letzte Warnung)“ an die Ermordung von Alberto Adriano in Dessau erinnert – „why we are sending out our love to Amadou and Adriano“ Sékou (Brothers Keepers).

„Amadeu Antonio war ein angolischer Arbeiter in einer brandenburgischen Kleinstadt, der 1990 von rechten Jugendlichen zu Tode geprügelt wurde, weil er eine schwarze Hautfarbe hatte. Er war das erste Todesopfer rassistischer Gewalt nach der Wiedervereinigung. Sein Sohn, Amadeu Antonio Jr., hat ihn nie kennen gelernt.“ (Amadeu Antonio Stiftung)

Xavier Naidoo singt in der Single-Auskopplung „Adriano (Letzte Warnung)“ den zu Anfang so merkwürdig defensiv lesbaren Refrain: „Dies ist so was wie eine letzte Warnung / Denn unser Rückschlag ist längst in Planung / Wir fall'n dort ein, wo ihr auffallt / Gebieten eurer braunen Scheiße endlich Aufhalt / Denn was ihr sucht, ist das Ende / Und was wir reichen, sind geballte Fäuste und keine Hände / Euer Niedergang für immer / Und was wir hören werden, ist euer Weinen und euer Gewimmer“

Whity liegt, in Fassbinders gleichnamigen Film, wie Gulliver riesig am Boden, wie gefangen in den kolonialen Sklavenketten. „Titel. Weiße Schrift auf Standfoto: Whity, Kopf am Boden“. Nachdem über seinen Körper der Vorspann gelegt wurde, erhebt sich der Körper. Mit einer roten Rose in der Hand könnte er seine Ketten sprengen. „Günther Kaufmann ist Whity“, weder weiß noch schwarz. Der afrodeutsche Schauspieler ist zum White-Face



Mies van der Rohe
„Denkmal für
Revolutionsopfer“
1926

geschminkt. Seine soziale Position hängt vom Dispositiv der Betrachtung ab.

Im Begleitbuch zu Rainer Werner Fassbinders Filmdrehbüchern um 1970 – gleich sieben Filme oder Fernsehproduktionen wurden zu diesem Zeitpunkt gefertigt – wird klar, dass die von Fassbinder erhoffte kollektive Produktionsarbeit spätestens bei „Whity“ gescheitert ist. „Immer hatte er darauf gedungen, dass alle initiativ werden, jeder seine Kreativität einbringt. Er wollte nicht immer Motor für die ganze Gruppe sein. Doch das Tempo, das er einschlug, um sich das neue Medium [Film] anzueignen, war für die meisten Mitstreiter zu hoch: Sie konnten nicht mithalten ... Er sah sich in die Rolle des Ausbeuters gedrängt, der zugleich Ausgebeuteter ist.“ (Michael Töttenberg in „Fassbinders Filme 2“). Die „Warnung vor einer heiligen Nutte“ direkt im Anschluss an „Whity“ gedreht – erzählt vom Ende des Kollektivs.

„Liebe Freunde oder Genossen und so, ... lasst uns doch die Arbeit an dem Film [„Warnung vor einer heiligen Nutte“], und die Zeit, in der sie passiert, als letzte Möglichkeit betrachten, zu überprüfen, warum es so gelaufen ist und nicht anders und welche Änderungen nötig wären, um letztendlich doch noch Produktionsbedingungen zu finden, die eine weitere Zusammenarbeit doch noch als erstrebenswert erscheinen lassen.“ (Fassbinder in einem Brief zum Drehbeginn am 14.9.1970)

„Whity“ flopte bei der Kritik und war auch ökonomisch eine Pleite – die Kopie konnte nicht ausgelöst werden, weshalb der Film nie in die Kinos kam. „Whity“ tauchte erst zwanzig Jahre später „im Programm eines privaten TV-Senders“ wieder auf. Die DVD-Kopie wird von KirchMedia GmbH & Co. KGaA vertrieben. Zum 20. Todestag von Fassbinder zeigt das Fernsehen ein Manuskript zu einem Film über Rosa Luxemburg, über dem der Regisseur am 10.6.1982 nasenblutend gestorben ist.

In Erinnerung der ermordeten Kommunistin baute der deutsche Architekt Mies van der Rohe 1926 das „Denkmal für Revolutionsopfer“. Die aus dem Klinker zerstörter Gebäude erbaute Mauer sollte an eine Exekutionswand erinnern und wurde zum Geburtstag von Luxemburg auf dem Friedhof Berlin-Friedrichsfelde eingeweiht. Das einzige plastische Werk Mies van der Rohes war im Auftrag des Sammlers, Kunsthistorikers und 1926 ersten Sekretärs der Kommunistischen Partei, Eduard Fuchs, errichtet worden. Neben einem Fahnenmast wurde ein stählerner Stern mit Hammer und Sichel appliziert. Dies musste vor Ort erst zusammengesetzt werden, da sich die Krupp'schen Stahlwerke geweigert hatten, das Emblem als Ganzes zu fertigen. Die Inschrift „ICH WAR ICH BIN ICH WERDE SEIN / Den Toten Helden Der Revolution“ ist nicht realisiert worden.

1933 ließ das nationalsozialistische Regime das Berliner Spartakisten-Denkmal schleifen. 1934 bewarb sich Mies im Auftrag der Nationalsozialisten beim Wettbewerb für den Deutschen Pavillon der Weltausstellung in Brüssel. Mit Bleistift skizzierte er ein Hakenkreuz auf die Mauerwand und eine Fahne. 1938 übersiedelte Mies van der Rohe in die USA. Die zu DDR-Zeiten „Gedenkstätte der Sozialisten“ genannte Grabstelle ist noch heute jeden zweiten Sonntag im Januar Ziel von Zehntausenden.

Mitten auf einem Acker bei Rudolfstadt stand eine modernistisch anmutende Werbung aus ineinandergeschobenen Kuben, die für den X. Parteitag warb. Dieses einfach zusammengefügte Display schiebt sich nun in Mies van der Rohes „Denkmal für Revolutionsopfer“ im Andenken an die Ermordeten Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht. „AMADEU. LETZTE WARNUNG“ erinnert an die Opfer der Barbarei.



Werbung für den X. Parteitag der SED



Demonstration in Rostock

FERNSEHFAMILIE

Whether host or guest, everyone needs an inner sanctum in which he can be himself, relax in comfort, and enjoy attractive surroundings. Some of the most attractive rooms combine many styles and periods - an easy thing to do if you have confidence in your own taste.



was ich noch fragen wollte:
noch in China ... was hat Vater eigentlich gemacht?
dein Vater – er war ein Arbeiter
was für eine Arbeit hat er gemacht
„ze gai yua“

was war das?
Er arbeitete für ein Fabrik
wie sagt man „ze gai yua“ auf Mandarin
zhai gou yuan
ach – ja – ich wollte das nur wissen

warum fragst du?
ich schreibe gerade etwas ...

weißt du, das ist – wie sagt man das auf Deutsch – jemand, der Sachen von Firmen bestellt
Jemand, der die Produkte den Firmen zeigt?
Nein – jemand, der zu den Firmen fährt, um dort einzukaufen

Willst du noch mit deinem Bruder sprechen?
Nein – das ist nicht nötig – sprechen wir weiter, wenn ich nach Hause komme

Ja, das tun wir ...
Tschüss
Tschüss

...
ich bin in einem Chinarrestaurant aufgewachsen ...
als meine Eltern nach Österreich kamen, endeten sie – so wie viele andere Chinesen – in einem Chinarrestaurant ...

was konnten sie sonst machen?
nichts, das sie wussten ... kannten
aber ohne die Sprache zu kennen
alles / sie waren: fremd
was sonst konnten sie machen

meine Eltern waren keine Köche – alles andere als
aus dem Restaurantgewerbe ...

aber generell, in Chinarrestaurants waren Köche
keine Köche, Kellnerinnen keine Kellnerinnen
und Geschäftsführer keine Geschäftsführer ...

...
meine Eltern, die Angestellten waren mein Bild
von Chinesen – bis ich später herausfand, dass sie
chinesischer waren als die Chinesen in China

sie – ihre Generation – verließen China in den späten
Siebziger
ihr Bild von China – von zu Hause – stoppte in
dem Moment, in dem sie China verließen
es erstarrte?

es wurde etwas Nostalgisches
ein erstarrtes Bild – Erinnerung

aber China bewegte sich weiter
China – veränderte sich
...
als meine Eltern/unsere Familie nach Europa kam,
landeten sie in Wien
landeten – da sie nicht vor hatten zu bleiben – da
sie eigentlich vorhatten, nach Belgien zu gehen ...

Belgien – wir hatten Verwandte dort
alles, was sie planten, planten sie für Belgien
doch es kam anders ...
Wien war nur ein „Zwischenstop“ – warten bis die
Papiere fertig sind, um weiterzufahren

einmal angekommen begannen sie – auch wenn
nur vorübergehend – eine neue tägliche Struktur/
einen Ablauf zu finden
sie begannen zu arbeiten

vorübergehend wurde zur Routine, es wurde ihr
Habitus – ihr neues Leben –

als die Papiere fertig waren, sahen sie keinen
Grund weiterzuziehen ...
was für ein Unterschied sollte es auch machen?

Österreich oder Belgien?
beide waren nicht China
beide waren leer
beide ohne Werte

Zwei Länder ohne Bedeutung – auswechselbar
für sie machte es keinen Unterschied
beide Sprachen waren fremd
was für einen Unterschied sollte es auch machen,
deutsch, französisch oder flämisch zu sprechen?
was sie wollten, hatten sie schon erreicht – China
zu verlassen

es war zu abstrakt zu überlegen, was der Unter-
schied wäre, in Österreich oder Belgien zu sein ...
sich vorzustellen, dass eines Tages ihr Kind Staats-
bürger eines dieser Länder würde

wir blieben
ich begann Deutsch statt Französisch zu lernen
statt in der Nordsee schwimmen zu gehen ging ich
in den Alpen Ski fahren ...
statt Miesmuscheln mit Pommes Frites – moules
& frites – wuchs ich mit Wiener Schnitzel auf
...

Abbildungsnachweis: Filmstills aus (in alphabetischer
Reihenfolge):

Big Trouble In Little China (c)1986 Twentieth
Century Fox Film Corporation / *Eat Drink Man
Woman* (c)1994 The Samuel Goldwyn Company
and Central Motion Picture Corp. / *Existenz*
(c)1999 Screenventures XXIV Prod. Ltd., *An Allian-
ce Atlantis Company* / *Rushhour* (c)1998 New Line
Cinema Inc. / *Lethal Weapon 4* (c)1998 Warner
Brothers / *Mickey Blue Eyes* (c)1999 Universal Stu-
dios / *My Own Private Idaho* (c)1991 New Line
Cinema Inc. / *Waiting for Guffman* (c)1999 Castle
Rock Entertainment / *Year Of The Dragon* (c)1985
Dino De Laurentiis Corp.

SACHSEN-ANHALT DURCH DIE GALAXIS

Theatergruppe Friedrich-Schiller- Gymnasium Calbe & Micz Flor

Wegen einer Bruchlandung bleibt eine Gruppe
jugendlicher Aliens in Calbe, Sachsen-Anhalt hän-
gen. Nach den ersten Analysen scheint der Ort be-
wohnbar, doch eine Exkursion der Aliens in Calbe
endet tragisch mit dem Tod zweier Crew-Mitglie-
der. Panik bricht im Schiff aus und ein Notstart
wird vorbereitet. Doch die Chancen auf Erfolg
sind gering.

Der Kurzfilm entstand in einem Workshop mit der
Theatergruppe des Friedrich-Schiller-Gymnasi-
ums, Calbe. Die Dialoge der Aliens an Bord ihres
Schiffes sind der Crew der „Nostromo“ aus Ridley
Scotts Film „Alien“ entliehen und in umgeschnit-
tener Form den Aliens in „Sachsen-Anhalt durch
die Galaxis“ in den Mund gelegt worden. Diese
stehen nun ihrerseits in Angst und Verzweiflung
vor einem unergründbaren Phänomen: Calbe.

Sachsen-Anhalt durch die Galaxis
Deutschland 2002, ca. 30 Min.

DarstellerInnen: David Alkewitz, Christiane Lich-
tenfeld, Monika Rombusch, Franziska Schmalisch,
Julia Schmitt, Anna Wondrak

1. Kamera: Jörg Drefs
2. Kamera: Anja Schütze, Juliane Fischer
Kamera in Calbe: Mitglieder der Theatergruppe
Produktion: Juliane Fischer
Regie und Schnitt: Micz Flor





„Whity“, Rainer Werner Fassbinder

MITTWOCH, 31. Juli

17.30-19 Uhr

- Festivaleröffnung

19.00-20.30 Uhr

- „Unser Ausland“, (Preview), Dorothee Wenner, DE 2002, ca 70 Min. Moderation: Robin Curtis, Gerhard Wissner

20.30-23.00 Uhr

- Ausstellungsrundgang

ab 22.00 Uhr

- Lehmann: Gitarren und CD

23.00-1.00 Uhr

- „The Attendant“, Isaac Julien, GB 1992, 8 Min.
- „Whity“, Rainer Werner Fassbinder, BRD 1970, 95 Min., OF Mit einer Einführung von Marc Siegel

ab 24.00 Uhr

- Surplus Lounge
DJ Francis

DONNERSTAG, 01. August

12.30-14.30 Uhr

- „Et Alors?“, Frédéric Mercier, BE 2001, 3 Min.
- „Der Chinesische Markt“, Zoran Solomun/Vladimir Blazevski, HU/ DE 2000, 93 Min., OF mit dt. UT Moderation: Gerhard Wissner

15.00-16.00 Uhr

- „Girl Meets Boys – Schneewittchen und die sieben Zwerge“ Sebastian Schädler: performativer Vortrag

16.00-18.30 Uhr LUNCH IN THE ASHES

- Jayce Salloum
Shelly Silver
Madhusree Dutta
Maria Thereza Alves
Projektvorstellung und Screenings (Videos siehe Ausstellungsparcours S.44)
Moderation: Merle Kröger, Philip Scheffner

20.00-22.30 Uhr DIFFERENZEN

- „Afro Deutsch“, Ayassi/Tyron Ricketts, DE 2001, 10 Min.
- „Afri Cola Spot“, Charles Wilp, DE 1968, 1 Min.
- „Weißes Ghetto“, Kanak TV, DE 2002, 8 Min.
- „Sally's Beauty Spot“, Helen Lee, CA/US 1990, 13 Min.
- „Natural Instincts“, Ximena Cuevas, MX/US 1999, 3 Min., engl. Fass.
- „The Kaplan Family and the Black Demon“, Liat Kaplan/Yifat Elkayam, IL 1998, 37 Min engl. Fass. mit dt. UT
- ... sowie weitere Beispiele
Moderation: Robin Curtis, Gerhard Wissner

23.00-1.00 Uhr

- „... und über uns ein Himmel aus Stahl, oder warum Welten (welche) liegen zwischen Christa Wolf und ABC“ Jochen Becker, Stephan Geene & Gäste: Kommentiertes Plattenauflegen

FREITAG, 02. August

12.00-13.00 Uhr

- „Lichtmenschen im Sumpf der Sonne – Studien zur Lebensreform“ Stephan Dilleuth & TANZGRIPPE TOKKEN: eine Aufführung

14.00-15.30 Uhr

- „Dreckfresser“, Branwen Okpako, DE 2000, 75 Min. Moderation: Renate Lorenz

16.00-18.30 Uhr

- „Im Niemandsland der Moderne“ Tobias Nagl
- „Haus Vaterland – Grundrisse zur Kritik der rassistischen Ökonomie“, Hito Steyerl Vorträge und Screenings

20.00-22.00 Uhr ZU GAST MIT VERTRAG

- „Drei Briefe“ Max Jaap, DDR 1963, 20 Min.
- „Vertragsarbeiterinnen in der DDR“, Kompilation aus Wochenschauen „Der Augenzeuge“ und „Kinobox“, DDR 1966 – 1981, ca. 12 Min.

- „Fremde Heimat-Yaban Silan olur“ DOMIT, Diavortrag, DE 2002, ca. 45 Min.
- „Philharmonie Köln“ Kanak TV, DE 2002, 9 Min. Moderation: Merle Kröger

22.00-24.00 Uhr ZU HAUSE

- „El Yo es Otro – Nivel 1“, Lester Cano Alvarez, DE 2001, 13 Min.
- „Gülüzar“, Hatice Ayten, TR/DE 1994, 8 Min.
- „A Real Game“, Adrian Paci, IT 2000, 9 Min. engl. Fass.
- „Büyükmamas“, Gülseli Baur, DE/TR 2000, 9 Min.
- „One of Us“, Susan Korda, USA 1999, 48 Min., OF mit dt. UT Moderation: Robin Curtis

24.00-2.00 Uhr

- Open Air: „Lola + Bilidikid“, Kutlug Ataman, DE 1999, 91 Min.
- Surplus Lounge
Alex Dolby vs. Rocky Mueller (PingPong Plattenduell)

SAMSTAG, 03. August

13.00-14.00 Uhr GRENZFÄLLE

- „Limes: bio-Border/Park/Spektakel“, wr, AT 2001, 23 Min.
- „A Season Outside“, Amar Kanwar, IN 1997, 32 Min.

14.00-16.00 Uhr

- „Nachlass“, Robin Curtis, CA/DE 1992, 8 Min.
- „Danach hätte es schön sein müssen“, Karin Jurschick, DE 2000, 72 Min. Moderation: Renate Lorenz

16.00-18.00 Uhr DIE ZEHNTEN

- Kompilationsprogramm zu den X. Weltfestspielen der Jugend und Studenten 1973 in Berlin
- „Der Augenzeuge“, Kino-Wochenschauen, DDR 1973, ca. 12 Min.
- „Drüben“ TV-Magazin, BRD 1973, 30 Min.
- „Alex-Debatten“ TV-Magazin, DDR 1973, 40 Min. Präsentation: Ina Alvermann, Merle Kröger

20.00-22.00 Uhr

- „The Truth Lie(s) in Rostock“ Mark Saunders/Siobhan Cleary, GB/DE 1993, 78 Min. Moderation: Jochen Becker, Heike Kleffner

22.00-23.00 Uhr

- „Jetzt sind wir ganz allein, mein Bruder – Signale aus der deutschen Prärie“ Micz Flor, Merle Kröger, Philip Scheffner: Screenings und Anderes

ab 23.00 Uhr

- Rhythm King and her Friends: Noisepop-electronics
- DJ Tama Sumo (Tresor/Ostgut)

SONNTAG, 04. August

13.00-15.00 Uhr ZIVILCOURAGE

- „18 Minuten Zivilcourage“, Rahim Shirmahd, DE 1991, 18 Min.
- „Die Entscheider“, Susanne Ofteringer, DE 1992, 20 Min.
- „Planeta Alemania“, dogfilm & companer@s, DE 1999, 38 Min.
- „Adriano (Letzte Warnung)“, Brothers Keepers/Dani Levy, DE 2001, 8 Min. Moderation: Brigitta Kuster

15.00-17.30 Uhr ÜBER DIE GRENZE

- „Gekommen bin ich der Arbeit wegen“, Goran Rebic, AT 1987, 23 Min.
- „...dann sag ich's mit den Händen“, Ellis Lander/Axel Kaspar, DDR 1971, 31 Min.
- „Juristische Körper“, dogfilm, DE 1995, 50 Min. Moderation: Brigitta Kuster, Merle Kröger

18.00-19.30 Uhr

- „Zugewinngemeinschaft“ 5. Werkleitz Biennale: Diskussionsrunde

20.00-20.30 Uhr

- „Sachsen-Anhalt durch die Galaxis“, Theatergruppe Fr.-Schiller-Gymnasium Calbe & Micz Flor, DE 2002, ca. 30 Min.

ab 21 Uhr

- Surplus Lounge
DJ Aguirre & Gerico



19.00–20.30 Uhr

„Unser Ausland“

10 Berlin-Experten von ausländischen MitbürgerInnen
Dorothee Wenner
Produktion & Projektleitung:
Produktion eins / cineplus
Deutschland 2002, ca. 70 Min., Preview

Über lange Zeit hat sich der ethnografische Blick immer von uns weg gerichtet – auf „die anderen“, die wir nicht als Teil von uns selbst begreifen. Spätestens mit „Petit à petit“ hat Jean Rouch diesen Blick umgedreht und uns unsere eigenen Untersuchungsmethoden vor Augen geführt. In den 80er und 90er Jahren hat die Ethnografie neue Wege beschritten, den Blick nach innen verlegt und die Frage gestellt: Was ist eigentlich für wen das „Eigene“ und was „das Fremde“? Das Videoprojekt „Unser Ausland“ geht diesen Weg konsequent weiter: Wenn Menschen sich zwischen verschiedenen Kulturen bewegen, zerbricht die Einheit des homogenen „Eigenen“ und macht Platz für neue Blickwinkel, die sich dem eigenen Umfeld von außen her annähern.

„Menschen aus fast allen Ländern der Welt leben in Berlin oder besuchen die Stadt für ein paar Wochen, Monate, Jahre. Was sie mitbringen, ist ihr spezieller Blick, der zu Vergleichen mit den ihnen vertrauten Lebensweisen, Kulturen und Umgangsformen reizt. Manche von ihnen entwickeln in dieser Disziplin ethnografische Meisterschaft, denn genau wie in der klassischen Feldforschung leben sie Tür an Tür mit den Einheimischen.“

Auf Grundlage dieser Überlegungen hat Dorothee Wenner 1997 eine Kolumne für die *Zeit* geschrieben. 26 Personen aus unterschiedlichen Ländern, unterschiedlichen Alters und in unterschiedlichen Berufen erzählten, was ihnen hierzulande auffällt, was ihnen behagt und was nicht. Die Resonanz war erstaunlich: Viele nicht-deutsche LeserInnen schrieben lange Briefe über ihre eigenen Erfahrungen, die Interviewten selbst wurden zu Talkshows eingeladen, und mehrere europäische Schulbuchverlage druckten die Texte für den Deutschunterricht nach.

Für eine dreimonatige Wanderausstellung wurde das Konzept auf audiovisueller Ebene weiterentwickelt. In einer komplexen Videoinstallation beschreiben in Berlin wohnhafte AusländerInnen die Besonderheiten der Deutschen und ihrer Kultur. Sie tun dies nicht aus dem Blickwinkel der „Fremden“, sondern als ausgewiesene ExpertInnen für ein spezielles Fach, eine besondere Profession.

So beschäftigt sich z.B. der russische Schriftsteller Vladimir Kaminer in der „Russendisko“ mit deutschen Männern und ihrem Verhältnis zu russischen Frauen, die burundische Juristin Jocelyn Ntikahavye betrachtet das modisch durchgestylte Leben angehender Juristinnen auf dem Campus, die koreanische Heilpraktikerin Sui Eu Ok verzweifelt an der Enge deutscher Friedhöfe, die französische Schlagersängerin Françoise Cactus begutachtet das problematische Verhältnis der Deutschen zu ihrem Haupthaar und der Automechaniker Augustine Tullah aus Sierra Leone wundert sich über die noch immer starke Verbreitung der Autokrankheit.

Für die Werkleitz Biennale wird ein Teil der zehn Kurzfilme in einer Preview vorgestellt.
(Merle Kröger)

23.00–1.00 Uhr

„The Attendant“

Isaac Julien, GB 1992, 8Min.

„Whity“

Rainer Werner Fassbinder
BRD 1970, 95 Min.

Isaac Juliens wunderschöner Kurzfilm „The Attendant“ (1992) handelt von den schwulen, sadomasochistischen Fantasien eines schwarzen Museumswärters. Inspiriert von dem französischen Gemälde „Sklaven an der afrikanischen Westküste“ aus dem 19. Jahrhundert, konfrontiert der Film weiße koloniale Darstellungen von Sklaverei mit dem schwulen, sadomasochistischen Begehren eines Schwarzen. Juliens fantastische Nachstellungen von Gemälden als S/M-Fantasien stellen die festgefahrenen Vorstellungen des Verhältnisses zwischen Schwarzen und Weißen in Frage. Er erläutert: „Die populäre ‚schwarze‘, ‚heterosexuelle‘ Interpretation, bei der die Zeichen von S/M

(Peitschen und Ketten) für eine neokoloniale, rassistische und sexistische Praxis stehen, ist ein Versuch, diese Bilder in der Zeit zu ‚fixieren‘, und führt so die weiße Macht und Vorherrschaft fort. Sie ist daher reduktionistisch, eine Fehlinterpretation des ‚Theaters des S/M‘ basierend auf politisch korrekten Vorstellungen von sexuellen Praktiken in einer Welt ohne Fantasie.“ Juliens facettenreiche Vision eines Begehrens zwischen den „Rassen“ erhält eine humorvolle Komponente durch die Nebenrollen, die von dem Theoretiker Stuart Hall, dem Schriftsteller Hanif Kureishi und dem Popsänger Jimmy Sommerville gespielt werden.

In seiner ganz anderen Untersuchung der Dynamik in den Beziehungen zwischen Schwarzen und Weißen wendet sich auch Fassbinder der Darstellung von Sklaverei zu. Hier ist der Bezugspunkt jedoch nicht die Kunstgeschichte, sondern die Geschichte, wie sie in Hollywood-Genrefilmen erzählt wird. „Whity“, Fassbinders einziger Film, der in Technicolor-Cinemascope gedreht wurde, ist eine Art Plantagen-Melodram, das im amerikanischen Westen des Jahres 1878 spielt. Der Film handelt von der dekadenten Landbesitzer-Familie Nicholson und ihrem Mulattensklaven Whity (gespielt von Fassbinders damaligem Liebhaber Günther Kaufmann, der häufig in Fassbinder-Filmen zu sehen ist).

Der Patriarch Ben Nicholson (Ron Randell) herrscht über die Familie mit harter Hand, die Peitsche immer griffbereit. Er wohnt in einem alten Herrenhaus in einer desolaten Geisterstadt des Westens zusammen mit seiner perversen zweiten Ehefrau Katherine (Katrin Schaake) und seinen beiden Söhnen, dem geistig behinderten Davie (Harry Baer) und dem homosexuellen Frank (Ulli Lommel). Die Familienmitglieder bekunden abwechselnd ihr sexuelles Interesse an Whity und ihre Verachtung für ihn. Obwohl Whity sich bereitwillig dem Spott und Missbrauch durch die Familie aussetzt, weigert er sich, ihren Bitten, den Vater zu töten, nachzukommen. Am Abend trifft er sich mit seiner Liebhaberin Hanna (Hanna Schygulla), der örtlichen Hure und Sängerin, im Saloon, die ihn überzeugen will, die schreckliche Familie zu verlassen und „nach Osten“ zu gehen. Am Ende bringt Whity die Familie Nicholson doch um, einen nach dem anderen, und flüchtet mit Hanna in die Wüste, wo sie der sichere Tod durch Verdursten erwartet.

Bei der Premiere gefloppt, kam „Whity“ nie in die Kinos und blieb daher einer der unbekanntesten Filme Fassbinders. Formal hat der Film vieles mit seinen anderen frühen Filmen gemein, z.B. die nicht-psychologische Darstellung der Charaktere, die langen Sequenzen und die langsamen, wohl überlegten Kamerabewegungen. („Whity“ war die erste gemeinsame Arbeit mit dem Kameramann Michael Ballhaus).

Auch inhaltlich fügt sich der Film nahtlos in das restliche Werk Fassbinders ein: seine harsche Kritik am heterosexuellen Familienleben, die Inszenierung persönlicher Beziehungen als Systeme ungleichen Tauschs und vor allem seine scharfe Kritik an der Dynamik rassistischer Unterdrückung. Durch die Darstellung der Beziehungen zwischen Schwarzen und Weißen als eine Art Erotik von Dominanz und Unterwerfung ist „Whity“ nach wie vor einer von Fassbinders faszinierendsten und wichtigsten Filmen in Hinblick auf die aktuellen Diskussionen um „Rasse“ und sexuelles Begehren.
(Marc Siegel)

22.00 Uhr

Lehmann

Gitarren und CD

24.00 Uhr

Surplus Lounge

DJ Francis

12.30-14.30 Uhr

„Et alors? (What else?)“

Frédéric Mercier
Belgien 2001, 3 Min.

Das Video kommentiert auf ironische Art, warum nicht nur die „West-Erweiterung“ der Europäischen Gemeinschaft bereits an formalen Hürden in Brüssel zum Scheitern verurteilt ist. Oder ist es für einen Indianer aus Ecuador möglich, einen Speer zum Meeting mit den hohen Bürokraten mitzunehmen?

„Der Chinesische Markt“

Zoran Solomun, Vladimir Blazevski
Ungarn/Deutschland 2000, 93 Min.

Der Zugewinn von Zeit, Geld und Freiheit in den westeuropäischen Handelsmärkten führt in der östlichen Version des „freien Marktes“ zu einer wahnsinnigen Verschwendung von Ressourcen und Potentialen. Ein prominentes Beispiel ist der „Chinesische Markt“ in Budapest, der – wie der Name schon sagt – fast ausschließlich von chinesischen Händlern betrieben wird. Die Kunden kommen aus den unterschiedlichsten osteuropäischen Ländern. Durch den oftmals abenteuerlichen Transport über die jeweilige (Handels-)Grenze hinweg erwirtschaften sie sich einen meist kleinen Profit, der einerseits Grundlage zum (Über-)Leben und andererseits Motor für die nächste Handelsfahrt ist. Täglich sind tausende Menschen damit beschäftigt, billige Imitate bekannter Bekleidungs- und Schuhfirmen, Geräte und Kosmetika über hunderte von Kilometern zu transportieren und somit ihre Zeit zu vernichten.

Der Film von Zoran Solomun und Vladimir Blazevski macht den abstrakten Prozess der Globalisierung fassbar durch die konkrete Beschreibung des so genannten chinesischen Marktes in Budapest. Im Schatten der globalen Kapitalflüsse entsteht hier seit 1992 eine Form der Warenzirkulation, die nichts gemein hat mit den Börsengeschäften der „Global Players“, sondern eher einer frühkapitalistischen Form des Kleinhandels gleichkommt. Der Film zeigt Menschen, die von diesem Handel leben. Sie kommen aus Rumänien, Mazedonien, Bosnien und anderen Ländern des ehemaligen Ostblocks und legen unter größten Mühen hunderte von Kilometern zurück, um auf dem Markt billige Waren zu kaufen und für einen geringen Gewinn in ihrer Heimat zu verkaufen. Dem Film gelingt es, konkrete Bilder für wirtschaftliche und soziale Zusammenhänge zu finden, ohne jemals deren Komplexität zu reduzieren. In zahlreichen Momentaufnahmen von Szenen auf Märkten, an Grenzübergängen, in Privatwohnungen beschreibt der Film die sozialen Hintergründe und Überlebensstrategien von Menschen, die unter dem Druck der neuen wirtschaftlichen Verhältnisse um ihre Existenz kämpfen. Auf beeindruckende Weise entwirft der Film prozesshaft ein Netzwerk aus sich überkreuzenden Biografien und Handelswegen und bringt so sowohl die strukturelle Dimension der wirtschaftspolitischen Zusammenhänge als auch die existentielle Dimension der menschlichen Schicksale, die durch diese Zusammenhänge bestimmt werden, zur Darstellung.

(Begründung der Jury: Birgit Kohler, Mark Stöhr, Jan Verwoert, 25. Duisburger Filmwoche 2001)

15.00-16.00 Uhr

„Girl Meets Boys – Schneewitchen und die sieben Zwerge“

Sebastian Schädler: performativer Vorschlag

„Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?“ Das ist die Frage der sieben Zwerge, als sie in ihr Häuschen zurückkommen und feststellen, dass alles ganz anders ist als sonst.

Aber was ist passiert? Was für eine Ordnung ist das, die durch etwas Unerwartetes die Zwerge in Angst versetzt?

Im Vorspann zur Walt-Disney-Verfilmung von Schneewitchen werden Eltern dazu aufgefordert, den Film am besten zusammen mit ihren Kindern anzuschauen – schließlich würden „wichtige moralische Werte vermittelt“.

siehe Seite 15.

16.00-18.30 Uhr
LUNCH IN THE ASHES

„Lunch In The Ashes“ ist ein Pool von vier Einzelarbeiten der KünstlerInnen Maria Thereza Alves (Berlin), Madhusree Dutta (Bombay), Jayce Salloum (Vancouver) und Shelly Silver (New York City).

Auf der Grundlage gemeinsamer Projekte, Arbeiten und nicht zuletzt jahrelanger Freundschaft entstand die Idee, diese KünstlerInnen einzuladen, deren Arbeiten größtenteils nicht im deutschen Kontext entstehen. Sie setzen sich mit den Begriffen Internationalismus, Grenzen und Utopie auseinander. Begleitet von sechs Monaten E-Mail-Kommunikation entstanden Videoarbeiten, die ein Netz aus subjektiven, ortsbezogenen und politischen Gedanken spinnen: einen Lunch einnehmen in der Asche der großen utopischen Versprechungen.

siehe Seite 22 ff

20.00-22.30 Uhr
DIFFERENZEN

Differenz erzeugt Aufmerksamkeit oder Ausgrenzung oder beides zugleich. Dieses „bunt“ zusammengestellte Kompilationsprogramm zeigt unterschiedlichste Facetten von Anderssein im jeweiligen Kontext und analysiert in seiner Gesamtheit die Bedingungen individueller oder gesellschaftlicher Interpretation von Differenz.

Während Charles Wilp das Anderssein für seine Werbebotschaft nutzt, verarbeitet Tyron Ricketts seine Sichtweise von „Positiv-Rassismus“ zu einem Musikclip, und Kanak TV hinterfragt die Ursachen eines vermeintlichen „weißen“ Ghettos mitten in Deutschland. Dass die eigenen Vorstellungen vom richtigen Aussehen durch die Muster der Werbe- und Kulturindustrie geprägt sind, belegen die Arbeiten von Helen Lee und Ximena Cuevas. Die humorvollen und ungewöhnlichen Versuche, sich eines nicht „passenden“ Familienmitglieds zu entledigen, bringen die „Kaplan Family“ zu der Einsicht, dass letztendlich andere Werte zählen und stärker als Vorurteile und Ablehnung sind.

„Afro deutsch“

Ayassi, Tyron Ricketts
Deutschland 2001, 10 Min.

„Die ganze Geschichte, die ich da erzähle, ist mehr oder weniger autobiografisch, aus drei verschiedenen Sichtweisen. Die erste Sichtweise ist meine, als kleiner Junge, so zwischen 6 und 9 Jahren, wie ich den Rassismus in Österreich wahrgenommen habe.

In dem Film verändert sich nach der ersten Sichtweise das Backing. [...]

Der zweite Teil ist meine Sichtweise als junger Erwachsener, 18-22 Jahre alt, wo das Viva-Ding gerade angefangen hatte und ich schließlich checkte, wo die Zusammenhänge sind, warum Leute bestimmte Sachen über mich sagen – Positiv-Rassismus nenne ich das. Das heißt für mich, es werden dir bestimmte Klischees angeheftet, und wenn ich die erfülle, finden mich alle toll. Wie z.B. als ich noch klein war und die anderen Kinder sagten „Hey, du siehst ja aus wie Eddie Murphy, bist du auch so witzig wie der?“ [...]

Bei den Frauen sieht der Positiv-Rassismus wiederum anders aus als bei den Männern. Die haben mit anderen Sachen zu kämpfen, sie gelten als exotische Bethäschen, die ganz besonders toll abgehen. Man braucht sich doch auch bloß mal einen Großteil der heutigen HipHop-Videos aus den USA anzusehen.

Du kannst nichts dagegen machen, außer selbst Teil der Situation zu werden und zu gucken, dass du die Fäden in die Hand bekommst.

Dieses Einschränken auf bestimmte Eigenschaften, die die Schwarzen angeblich haben sollen, wie z.B. „der Schwarze hat Rhythmus im Blut“, das ist für mich Positiv-Rassismus.

Und das ist – um wieder auf den Film zurückzukommen – der zweite Teil des Films „Afro-deutsch“. Da zeigt sich auch das Paradoxe, dass du auf der einen Seite angehimmelt wirst – das ist das Bühnenbild, wo mich alle feiern – und auf der anderen Seite genau das Gegenteil erlebst. Eben auf der Bühne fanden dich noch alle toll, dann kommst du raus in den Backstage-Bereich, und jemand will dir auf die Fresse hauen, so nach dem Motto „was will denn der Nigga hier?“

Danach, im dritten Teil, schildere ich die Situation in Deutschland, wie ich sie heute sehe. Ich bin der Meinung, dass ich mittlerweile verstehe, warum es

Rassismus gibt – ich verstehe auch, warum früher viele Sachen so passiert sind, sehe aber auch, dass es sich in Teilen verbessert hat. Unter anderem auch durch HipHop. Das hat auf jeden Fall auch eine positive Entwicklung nach sich gezogen. Es gibt inzwischen auch wieder Dinge, wegen derer ich auch stolz bin zu sagen: „Hey, ich komme aus Deutschland! Gerade eben, wenn es um HipHop geht.“ (Tyron Ricketts, Interview in rap.de)

„Afri Cola Spot“

Charles Wilp, Deutschland 1968, 1 Min.

Das 1864 gegründete urdeutsche Unternehmen engagierte Mitte der sechziger Jahre Charles Wilp, um Afri Cola auch international vermarkten zu können. Seine psychedelische Kampagne erregte weltweit Aufmerksamkeit. Nicht nur Deutschland war im Afri-Cola-Rausch. Hinter geeister Fläche leben Nonnen, Hippies und Vertreter aller Ethnien die Afri-Cola-Lust. Die Erde ist ein Paradies: „sexy-mini-super-flower-pop-op-cola (alles ist in AFRI COLA)“

„Weißes Ghetto“

Kanak TV, Deutschland 2002, 8 Min.

Köln-Lindenthal ist ein wohlhabendes und homogenes Viertel: MigrantInnen sucht man dort vergeblich. Da stellt sich die Frage, womit das zusammenhängt. Schotten sich die Deutschen ab? Ist Köln-Lindenthal ein weißes Ghetto? Kanak TV ist diesen Fragen nachgegangen.

„Sally's Beauty Spot“

Helen Lee, Kanada/USA
1990, 13 Min., engl. Fassung

In „Sally's Beauty Spot“ wird der radikale Binarismus der Unterscheidung zwischen „schwarz“ und „weiß“ in verschiedenen romantischen Verwicklungen gezeigt, die alle ihre Wurzeln in Darstellungen der Popkultur haben. Hier ist es speziell das Hollywood-Melodram „The World of Suzy Wong“. Kann es etwas dazwischen geben?

„Natural Instincts“

Ximena Cuevas
Mexiko/USA 1999, 3 Min., engl. Fassung

„Dies ist ein Video mit musikalischem Terror, in dem ich oberflächlich (es ist der Anfang eines größeren Projekts) eins der mexikanischen Phänomene betrachte, dass mich am meisten entsetzt: internationalisierten Rassismus. Beschämt sein über seine eigenen Wurzeln. Die Fantasie, als Weißer aufzuwachen.“ (Ximena Cuevas)

„The Kaplan Family & The Black Demon“

Liat Kaplan, Yifat Elkayam
Israel 1998, 37 Min., engl. Fassung, dt. UT

Was passiert, wenn der schlimmste Alptraum einer netten jüdischen Familie wahr wird und die jüngste Tochter einen Freund mit nach Hause bringt, der keiner von „uns“ ist? Was passiert, wenn dieser Mann, der keiner von „uns“ ist, ein Muslim aus dem Sudan ist, schwarz und ein Flüchtling, der in einer provisorischen Hütte in Sinai lebt? Als all dieses Sara und Micha Kaplan passiert, scheint es klar, dass der Ursprung allen Übels in einem Fluch oder „dem bösen Auge“ liegen muss. Sie machen sich auf eine Reise zu den „Profis“ nach Galiläa in der Hoffnung, dass der schwarze Dämon ihre Tochter verlassen und sich vielleicht ein besser passender „Shiduch“ finden wird. Das Video folgt den Kaplans auf ihre schmerzhaft ehrliche und teils sehr humorvolle Familienreise. Es verdeutlicht Liats Bedürfnisse, Saras Erinnerungen an den Holocaust und Michas Versuch, die Schlucht zwischen seiner Liebe zu Sara und der Akzeptanz der Bedürfnisse Liats zu überbrücken.

23.00-1.00 Uhr

„... und über uns ein Himmel aus Stahl“

oder warum Welten (welche) liegen zwischen
Christa Wolf und ABC
Jochen Becker, Stephan Geene & Gäste:
Kommentiertes Plattenauflegen

siehe Seite 18.



„Et Alors (What else)“



„Der Chinesische Markt“



„Afro deutsch“



„Afri Cola Spot“



„Sally's Beauty Spot“



„natural instincts“



„The Kaplan Family & the Black Demon“

12.00-13.00 Uhr

„Lichtmenschen im Sumpf der Sonne“

Studien zur Lebensreform
Eine Aufführung von Stefan Dilleuth und TANZGRIPPE TOKKEN

Um die Jahrhundertwende entstanden verschiedene Gruppierungen, die unter dem Begriff „Lebensreform“ zusammengefasst werden. Die teilweise utopischen, revolutionären, reaktionären und reformerischen Ansätze bezeichnen unterschiedlichste Ausbruchversuche aus dem damaligen Empire, dem nationalen, kapitalistischen und monolithischen wilhelminischen Reich.

In Hinblick auf die Entwicklung der „Vielheiten“ von parallelen Lebensentwürfen waren die Lebensreformbewegungen sicherlich Vorläufer der heutigen Identitäts- und Gruppenkonstruktionen durch Lifestyle-Entwürfe. Damals jedoch haben einige dieser Ansätze dem entstehenden Nationalsozialismus seine „metaphysische Tiefe“ gegeben. Andere Gruppierungen dagegen wurden in der Gesellschaft des „Dritten Reiches“ verfolgt, inkorporiert oder gleichgeschaltet, wodurch wieder eine monolithische Homogenität erzeugt wurde.

Das Video, welches Stephan Dilleuth zu diesem Themenkreis entwerfen wollte, musste an der Komplexität des Themas notgedrungen scheitern – die überbordende Fülle der Bilder lässt sich nicht zählen. Anstatt ein fertiges Produkt zu präsentieren, soll – in Zusammenarbeit mit der TANZGRIPPE TOKKEN – auf den Fragmenten und Problemkreisen getanzt werden.

Siehe Seite 47

14.00-15.30 Uhr

„Dreckfresser“

Branwen Okpako
Deutschland 2000, 75 Min.

„Ein Sachse“ – unter dieser Überschrift warb ein Foto des Polizisten Sam Meffire 1992 für das Bundesland Sachsen. Nach vielen rassistischen Überfällen, nach Hoyerswerda sollte dieses Bild in den frühen 90er Jahren als Symbol für die Offenheit und Toleranz des Bundeslandes erhalten.

„Dreckfresser“ rekonstruiert die Biografie des Afrodeutschen Sam Meffire. Interviews mit ihm selbst, mit seiner Mutter, mit ehemaligen Arbeitskollegen oder Journalisten setzen seine Geschichte nach und nach aus den Perspektiven, den Erzählungen und Erzählweisen der unterschiedlichen GesprächspartnerInnen zusammen. Im Bild ist für kurze Zeit auch die Filmemacherin, deren Fragen den Gang der Rekonstruktion prägen.

Sam Meffires Familiengeschichte in der DDR begann mit einer extremen Erfahrung von Rassismus: Während die Mutter im Krankenhaus auf die Geburt ihres Sohnes wartete, wurde der Vater ermordet, der Leichnam über Nacht außer Landes geschafft. Ein zweiter Strang, den der Film verfolgt, ist Meffires Handeln als erwachsene Person im Übergang der DDR zum Kapitalismus west-

deutscher Prägung. Die sächsische Plakataktion behauptete zwar Unterschiedlosigkeit, markierte aber gerade die Differenz Sam Meffires zu anderen Sachsen und machte ihn so bekannt: Er gab Interviews, nahm an Talkshows im Fernsehen teil und begann eine seltsam aufgeladene Freundschaft mit dem damaligen Innenminister Heinz Eggert. Als sich Meffire 1994 mit einem Sicherheitsunternehmen selbständig machte, setzte er bei der Ausführung seiner Aufträge mehr und mehr Gewalt ein. Der Film gibt Hinweise, bietet aber keine abschließende Erklärung dafür, was die Motivation oder die Entstehungsgeschichte dieser gewalttätigen Unternehmenspraktiken sein könnten. Das Interview mit Sam Meffire fand in einem sächsischen Gefängnis statt, in dem er zehn Jahre Haft wegen bewaffneten Raubüberfalls und Erpressung absitzt.

16.00-18.30 Uhr

„Im Niemandsland der Moderne“

Vortrag von Tobias Nagl

Victor Trivas' in Kooperation mit Hanns Eisler entstandener, kommunistischer Anti-Kriegsfilm „Niemandsland“ (1931) zählt zu den wenigen Filmproduktionen der Weimarer Republik mit einem nicht-weißen Hauptdarsteller. Louis Douglas (1889-1939), Schauspieler, Tänzer und Choreograph von Josephine Bakers Performances ist darin an der Seite von Ernst Busch als schwarzer Artist zu sehen, dessen „Vaterlandslosigkeit“ positiv gegen das territoriale Prinzip imperialistischer Kriege in Anschlag gebracht wird. Rassistische Zuschreibungen und Internationalität, Diaspora und Differenz bilden die ideologischen Eckpfeiler des Films, der sofort nach der Machtübernahme von den Nazis verboten wurde. Vor dem Hintergrund der kommunistischen Haltung zur „Rassenfrage“ sowie der Bedeutung von blackness im zeitgenössischen Modernismus wird der Rezeptionskontext des Films analysiert und mit den realen Lebensbedingungen von schwarzen MigrantInnen in der Weimarer Republik kontrastiert.

„Haus Vaterland“

Grundrisse der Kritik rassistischer Ökonomie.
Überschneidungsphänomene von Rassismus und Antisemitismus in der Weimarer Republik

Vortrag von Hito Steyerl

Wie es indischen Menschen in Berlin während der Weimarer Republik ergehen konnte, schildert Joseph Roth: „Der Chronist, bemüht, die Symptome der Zeit und des Ortes aufzuzeichnen, verweilt, von ohnmäßigem Groll erfüllt, bei der Geschichte jener Inderin, die vor einigen Tagen, in den Vormittagsstunden, über den Prager Platz zu ihrem Musiklehrer eilte und von einem einheimischen Betrunkenen angefallen wurde. Der Berliner, der angeblich ein angestrengt arbeitender Großstädter ist, versammelte sich in einer Ausgabe von einem Dutzend Exemplaren und sah zu, wie der Betrunkene die Inderin prügelte. Der indische Nachrichtendienst, der diese Begebenheit an die breitere Öffentlichkeit gelangen ließ, teilt nicht mit, wel-

cher Fügung die indische Frau es zu verdanken hatte, dass sie nicht als Opfer völkischer und alkoholischer Vaterlandsliebe tot auf dem Prager Platz blieb. Denn ich wunderte mich auch, als ich hörte, dass ein Dutzend Männer den Kampf zwischen einem Landsmann und einer Rassefremden passiv zusehen konnte: ich wunderte mich darüber, dass die Zuschauer nicht ebenfalls die Gelegenheit ergriffen hatten, eine Inderin zu bekämpfen, zumal, da sie ja wehrlos war. Es wäre auch eine prachtvolle Gelegenheit gewesen, „Deutschland über alles“ zu singen. (...) Es ist freilich noch eine andere Annahme möglich: dass der betrunkene Kämpfer und die nüchternen Zuschauer die Inderin für eine Jüdin gehalten haben. Umso verwunderlicher freilich ist ihre Rettung und die Passivität der zusehenden Kreise.“

20.00-22.00 Uhr ZU GAST MIT VERTRAG

„Deutschland ist kein Einwanderungsland“ – dieses Argument kommt immer dann auf den Tisch, wenn MigrantInnen ihre Rechte einfordern, ihr Recht auf Bewegungsfreiheit, auf Bildung, Gesundheit und Arbeit.

Dabei wird nicht nur völlig außer Acht gelassen, dass die europäische „Zugewinngemeinschaft“ heute wie von jeher weit über ihre Grenzen hinaus wirtschaftliche und kulturelle Hierarchien konstruiert. Es wird ebenfalls ignoriert, dass sowohl in der DDR als auch in der BRD seit über 40 Jahren Menschen aus vielen verschiedenen Ländern leben und arbeiten. Ob VertragsarbeiterInnen im Osten oder GastarbeiterInnen im Westen, ob Solidarität, sozialistische Kontingentverträge oder menschliche Arbeitskraft zur Ankurbelung des kapitalistischen Aufschwungs: Die Rhetorik im Umgang mit MigrantInnen war und ist erschreckend pragmatisch und geprägt von Nützlichkeitsdebatten.

Darunter jedoch gibt es eine zweite Geschichte der Migration, des tatsächlichen Lebens in Deutschlands, der Integration oder Nicht-Integration, des Widerstands gegen Ausbeutung und rassistische Zuschreibungen.

Die Reise durch die Geschichte der Arbeitsmigration seit den sechziger Jahren in der DDR und der BRD führt uns bis nach Köln, wo im November 2001 mit einem großen Empfang der 40. Jahrestag der Anwerbeverträge gefeiert wurde.

„Drei Briefe“

Max Jaap, DDR 1963, 20 Min.

Kubanische Plantagenarbeiter, die gegen Großgrundbesitzer rebelliert haben, werden in Rostock zu Schiffsbauern umgeschult. Eine junge Frau aus Togo macht in Dresden eine Ausbildung zur Säuglingsschwester, ein Iraki studiert Feinmechanik und arbeitet im Radiowerk. In der Ich-Form lässt Max Jaap die ProtagonistInnen ihren Familien in der Heimat vom Leben in der DDR berichten. Doch das Loblied auf die Solidarität weicht der Kosten-Nutzen-Rechnung, wenn der Kommentar

lakonisch konstatiert: „Ausländer in der Republik, die einen kommen, die anderen gehen. Viel Glück!“

„VertragsarbeiterInnen in der DDR“

Kompilation aus Wochenschauen
„Der Augenzeuge“ und „Kinobox“,
DDR 1966-1981, ca. 12 Min.

Die Kompilation zeigt die mediale Sicht auf VertragsarbeiterInnen in der DDR über einen Zeitraum von 15 Jahren. Das Herder-Institut in Leipzig, wo Menschen aus über 65 Ländern den Deutschkurs zur Vorbereitung auf ein Studium absolvieren. Menschen aus Vietnam, aus Chile, aus Algerien, aus Namibia oder Mozambique. Die Distanz zu ihnen zeigt sich deutlich in den Berichten über sie: Sie bleiben Gäste, die in Wohnheimen leben, ihre eigene Kultur pflegen und nach ein paar Jahren fröhlich wieder in die Heimat ziehen. „Sie laufen Ski und fahren Schlitten, einige äußern sich zu ihren Gedanken an die Heimat und singen ein afrikanisches Lied.“ (Archivauszug zu Kinobox Nr. 3, 1981: „Afrikaner im Schnee“)

„Fremde Heimat – Yaban Silan olur“

Diavortrag, DOMIT, BRD 2002, ca. 45 Min.

DOMIT ist europaweit das einzige Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei. Der Diavortrag reflektiert die Geschichte einer Einwanderung von den ersten Anwerbungen der BRD 1961 bis in die 80er Jahre hinein.

„Von der Anwerbevereinbarung 1961 bis zum Anwerbestopp 1973 kamen rund 860.000 Menschen aus der Türkei zur Arbeit nach Deutschland. Drei Viertel von ihnen wurden im Auftrag deutscher Unternehmen von der Deutschen Verbindungsstelle in Istanbul vermittelt, die eng mit den türkischen Arbeitsbehörden zusammenarbeitete. Diese Arbeitskräfte mussten eine sehr strenge fachliche und gesundheitliche „Prüfung für Deutschland“ bestehen. Jede fünfte Arbeitskraft aus der Türkei war eine Frau. Der Diavortrag richtet den Blick insbesondere auf die Anfänge der Entwicklung, die dazu führte, dass heute mehr als zwei Millionen Menschen aus der Türkei zur Bevölkerung der Bundesrepublik gehören. Diese Historisierung ermöglicht überraschende Einblicke, die vielfach im Widerspruch zu heutigen Klischeevorstellungen stehen.“ (DOMIT)

„Kanak TV: Philharmonie Köln“

Kanak TV, BRD 2002, 9 Min.

Köln, 06.11.2001. An diesem Tag feierte die Stadt Köln den 40. Jahrestag der Unterzeichnung des ersten Anwerbeabkommens mit der Türkei – mit entsprechend viel Prominenz.

Um die reduzierte und reduzierende Anwendung des Kulturbegriffs, die für MigrantInnen reserviert ist, deutlich zu machen, haben wir Fragen, die norma-

Die Schnittstelle zum Glück.



De:Bug - Zeitung für elektronische Lebensaspekte.

Musik, Medien, Kultur, Selbstbeherrschung | www.de-bug.de

De:Bug filtert die besonderen, die brillanten „Bugs“ aus digitalem Leben, digitaler Kommunikation, Popkultur und Gesellschaft. De:Bug: Die monatliche Vernetzung von Clubkultur, elektronischer Musik, Internet, Design, Kunst und Film. Denn in den Schnittstellen liegt das Glück.



De:Bug AUDIO!
Jeden Monat gibts die
De:Bug Chartfavoriten
als RealAudio™-Stream
unter www.de-bug.de

lerweise nur an MigrantInnen gestellt werden, an die Deutschen zurückgegeben. Dadurch sollte das scheinbar selbstverständliche Monopol der Deutschen auf den pauschalisierenden Blick auf die „anderen“ nicht nur aufgezeigt, sondern auch absurdum geführt werden. Das Interessante dabei ist, dass sich die meisten Deutschen exakt der Argumente bedienen, die viele MigrantInnen über Jahre wiederholt haben, um sich gegen Identitätszuweisung und Vereinheitlichung zur Wehr zu setzen.

Kanak TV agiert dort, wo rassistische Hierarchien zur Norm erklärt werden. Wir weisen jeden Versuch entschieden zurück, MigrantInnen anzuglotzen, zu vermessen und in Kategorien zu pressen. Stattdessen richten wir den Blick auf Alemannen, die es für selbstverständlich halten, andere zu prüfen, zu fragen und in ihrem Blick zu verkleinern.

Als wachsamer Begleiter des Alltags verstört Kanak TV gewohnte Sichtweisen und liebgelebte Rezeptionsmuster. Kanak TV verbreitet Unbehagen unter den Selbstgerechten. Bei Kanak TV gibt es weder ein befreiendes Lachen noch ein solidarisches Mitgefühl. Trotz allem bringt Kanak TV Menschen zum Lachen. Und je deutscher und selbstgefälliger das Publikum, desto tiefer bleibt ihnen das Lachen im Halse stecken.

Wir, Kanaken, produzieren die längst überfälligen Gegenbilder zu den ewig gleichbleibenden Bildern von MigrantInnen. Wir konterkarieren die Bilder von den kriminellen Ghetto-Kanaken, schwitzenden Döner-Kanaken oder stummen Kanakinnen mit Kopftuch, die symbolisch für unsere Rückständigkeit und Unterdrückung stehen.

Kanak TV ist die Umkehrung des rassistischen Blicks. Aber wir wollen nicht nur den rassistischen Blick und die festgelegten Bilder im Kopf zu Tage bringen. Unser Fokus richtet sich auch darauf, wie Bilder gemacht, manipuliert und eingesetzt werden. Kanak TV entlarvt den medialen Blick als Macht, indem es sich dieses Macht-Blickes bedient. So soll das Machtverhältnis in Frage gestellt, zurückgewiesen und ihm entgegengewirkt werden. (Kanak TV)

22.00-24.00 Uhr ZU HAUSE

Der autobiografische Blickwinkel wirft implizit immer folgende Fragen auf: Wie verhält sich das Private zum Öffentlichen, und – noch entscheidender – welche Spuren hinterlässt das Öffentliche im Privaten?

Die folgenden Arbeiten erzählen von Reisen, Isolation und Brüchen – aber auch von Versöhnung und Widerstand. Nach Jan Assman ist die Grenzüberschreitung ein entscheidender Moment für die Identität, da sie immer die Gefahr des Vergessens in sich birgt – und damit die der Auflösung von Identität.



„Lola & Bilidikid“

„El Yo es Otro – Nivel 1“

Lester Cano Alvarez
Deutschland 2001, 13 Min.,
Spanisch mit deutschen Untertiteln u. Deutsch

Eine neue Identität in einer fremden Sprache zu erlangen bedeutet, den Kontakt zur eigenen ursprünglichen Identität, die sich in der Beherrschung der Muttersprache äußert, allmählich zu verlieren. Man verabschiedet sich von seiner Sprachkompetenz und lernt ein neues Selbst kennen, ein Selbst, das nicht nur Mühe hat sich auszudrücken, sondern auch mit der eigenen Identität kämpft. Das Video zeigt die Stationen dieses mühsamen Prozesses – nach Cano-Alvarez' Ankunft in Deutschland 1998. Es werden gleichermaßen Fragen nach der Sprache und nach emotionalen Erfahrungen aufgeworfen.

„Gülüzar“

Hatice Ayten
Deutschland/Türkei 1994, 8 Min.

In Zeitlupe wird die körperlich anstrengende Arbeit einer Putzfrau dokumentiert, während eine unsentimentale Off-Stimme in kurzen, trockenen Sätzen die Details dieses harten, entbehrungsreichen Lebens beschreibt. Ayten zeichnet hier ein bewegendes Porträt ihrer Mutter aus der respektvollen Distanz, die nötig ist, um die eigene Geschichte öffentlich zu erzählen. Worin besteht die geeignete autobiografische Form für die Beschreibung eines Lebens, das aus wenig mehr als Arbeit besteht?

„A Real Game“

Adrian Paci
Italien 2000, 9 Min.
Englische Fassung

Ein Kind erzählt eine Geschichte – halb Märchen, halb Augenzeugenbericht –, die von den tiefen Spuren des Krieges und dem schwierigen Leben eines Flüchtlings handelt. Zugleich wird der Prozess, durch den diese Erfahrungen verarbeitet werden, vermittelt. Das Kind ist die Tochter des albanischen Filmemachers Paci und es ist ihre Geschichte.

„Büyükmamas“

Gülseli Baur
Deutschland/Türkei 2000, 9:20 Min.

Gülseli Baur's deutsche und türkische Großeltern lebten und starben in völlig unterschiedlichen Welten: die einen deutsche Adlige, die anderen Bauern in den Bergen Anatoliens. Ihre Kinder fanden aufgrund ihres gemeinsamen Engagements für den Kommunismus zusammen. Diese Arbeit schildert eine imaginäre Reise der deutschen Gräfin in die Welt der türkischen Großmutter. Sie stellt Verbindungslinien zwischen diesen zwei verschiedenen Welten her, die gleichwohl vieles gemeinsam haben.



„Fremde Heimat – Yabın Silan dır“

„One of Us“

Susan Korda
USA 1999, 48 Min.
Englisch mit deutschen Untertiteln

Susan Korda, die Tochter eines Holocaust-Überlebenden und einer Flüchtenden, kommt mit einem Fullbright-Stipendium kurz nach dem Fall der Mauer nach Berlin. Dort beginnt sie, die Wurzeln und Auswirkungen der durch Gewalt und Traumata erzeugten psychischen Deformation ihrer Familie und der deutschen Gesellschaft zu erforschen. Beide sind von dem Wunsch, vergessen zu können, und dem Zwang zur Wiederholung geprägt. Es ist eine Auseinandersetzung mit den Folgen der Vergangenheit. Das Erstaunlichste an diesem Werk ist seine Großzügigkeit, die Art, wie es den mühsamen Weg zur Versöhnung aufzeigt.

24.00-2.00 Uhr

Open Air: „Lola & Bilidikid“

Kutlug Ataman
Deutschland 1999, 91 Min.

Kutlug Ataman erzählt die fiktive Geschichte einer „doppelten Migration“: nach Berlin und aus der Homophobie der familiären Strukturen in die „Familie“ der Drag Queens, wie sie im Berliner SO 36 und in einigen kleineren Clubs berühmt wurde. Der 17-jährige Murat wird mit der Autorität seines schwulenfeindlichen Bruders Osman konfrontiert. Er findet auch heraus, dass ein weiterer Bruder, „Lola“, bereits durch Osman aus der Familie vertrieben wurde. Das starke Auftreten von Begehren und Macht in der Familie greift Motive aus Fassbinders „Whity“ auf. Queen Lola wiederum muss sich in seiner/ihrer „gay-Familie“ mit dem auch nicht wenig gewalttätig vorgetragenen Wunsch seines/ihrer Lovers nach heterosexueller Normalität auseinandersetzen. Die wenigen deutsch-deutschen Hauptfiguren sind aus der Perspektive der türkisch-deutschen Berliner angenehm überzeichnet.

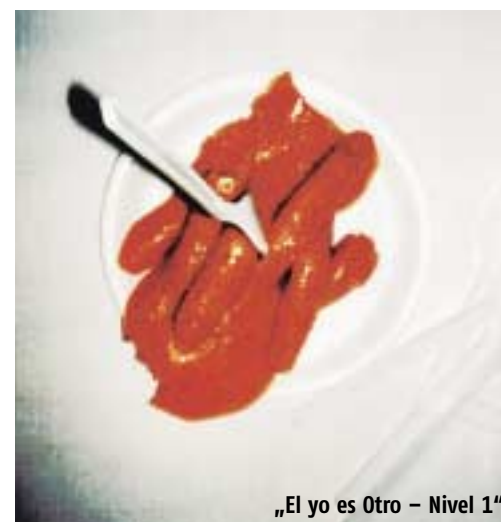
„In dieser Geschichte spielen Trennungen und Widersprüche eine wichtige Rolle. Wir wählten Drehorte in Berlin, um dies zu reflektieren. Berlin ist eine Stadt unterschiedlicher Realitäten, wie Istanbul, wo es eine Trennung zwischen Ost und West gibt und der Fluss die Stadt teilt. Darüber hinaus besitzt der Film zwei Achsen: die Ober- und die Unterwelt. Die Reise meines Hauptprotagonisten beginnt in der Oberwelt der Familie und führt hinab in die Unterwelt der Transvestiten- und Schwulenszene. Dort sind die Aufnahmen hektisch, mit Handkamera gefilmt und in dreckigen Farben gehalten, während es in der Oberwelt geordneter zugeht. Manchmal fließen diese beiden Welten jedoch ineinander, und um das auszudrücken wird z.B. eine Dollyfahrt mit der Handkamera gemacht.“ (Kutlug Ataman)

Surplus Lounge

Alex Dolby vs. Rocky Mueller
PingPong Plattenduell



„Dreckfresser“



„El yo es Otro – Nivel 1“



„Philharmie Köln“



„A real game“



„Büyükmamas“



„Gülüzar“



„One of Us“

Auch er war ein Überlebender



13.00-14.00 Uhr GRENZFÄLLE

Eingrenzen – Ausgrenzen. Die zwei Arbeiten thematisieren auf gegensätzliche Weise – einerseits als „theoretische“ Betrachtung und andererseits als autobiografisches Videoessay – nicht nur die Bedeutung und Konstitution von Grenzen, sondern auch die sich daraus ergebenden Konsequenzen u.a. am Beispiel des Konfliktes zwischen Pakistan und Indien.

„Limes Bio-Border/ Park/Spektakel“

wr
Österreich 2001, 23 Min.

„Östlich des Neusiedler Sees, im so genannten Seewinkel, vermengen sich der Assistenzeinsatz des österreichischen Bundesheeres („Aktion Limes“) und der Nationalpark zu einem außergewöhnlichen Spektakel. Lokale Geschichte, Biologie und die verwechselbaren Bild- und Tonzellen der Natur- und GrenzschilderInnen in der Landschaft lassen die globale Dimension hinter dem nationalen Ritual verschwinden. „Natur“ dient als unverdächtig ideologischer Rohstoff.

Die Konstruktion verrät sich an ihrem Ablaufdatum: In wenigen Jahren verschiebt die Festung Europa die imperiale Demarkationslinie ein Stück weiter nach Osten. Hier wie dort verweist der Limes nicht auf das lokale Territorium, sondern auf Gebiete und Bevölkerungen tausende Kilometer östlich und südlich.

Landschaftstableaus bilden das visuelle Ausgangsmaterial einer ethnografischen Erkundung des Grenzgebiets. Die idyllische Integrität der ‚freien Natur‘ wird mittels einer durch Zitate illustrierten Erzählung dekonstruiert. Sound und Text stellen den stereotypen Bildtypus wieder in den Kontext der politischen Realität.“ (wr)

„A Season Outside“

Amar Kanwar
Indien 1997,
32 Min., engl. Fassung

„Kanwar, dessen Familie 1947 aus dem zwischen Pakistan und Indien zerschnittenen Punjab fliehen musste, unterlegt seine Rückkehr an die seit 50 Jahren umstrittene Staatsgrenze mit Gedanken und Fragen, die eine aus dem Off kommende Stimme formuliert. Sie kreisen um die Vision einer gewaltfreien Gesellschaft und werden oft fast zynisch gegen die Bilder gesetzt, die Orte sozial und staatlich anerkannter Gewalt zeigen. Häuser, die



für Frauen wie Gefängnisse sind, Hahnenkämpfe auf dem Marktplatz, die abseits gelegenen Behausungen für Flüchtlinge: Warum sind wir ‚wir‘ und sie die ‚anderen‘? Die Grenze: ein Strich, der die Grenze genannt wird, und die befremdlichen Rituale, mit denen der Staat sich hier inszeniert. Amar Kanwar will sich von seiner schrecklichen Familiengeschichte befreien.“
(Brigitte Schulze, epd Film 11/98)

14.00-16.00 Uhr

„Nachlass“

Robin Curtis
Kanada/BRD 1992, 8 Min.
engl. Fassung mit deutschen Zwischentiteln

„In ‚Nachlass‘ fungieren die Alltagsgegenstände einer Immigrantin nach Kanada als Platzhalter für alle die Informationen, die zwangsläufig zwischen Sprachen und Kulturen im Prozess der Migration verloren gehen. Doch während diese Geschichte aus der Zeit der Jahrhundertwende schriftlos bleibt, verlangt ihre Fortsetzung nach Bezeichnung: die Erfahrung einer Immigrantin nach Deutschland, das sich ‚kein Einwanderungsland‘ nennt.“
(Robin Curtis)

„Danach hätte es schön sein müssen“

Karin Jurschick
Deutschland 2000, 72 Min.

„1974 fährt meine Mutter nach Bremen. Sie nimmt ein Hotelzimmer und bringt sich darin um. Sie ist 42 Jahre alt geworden. Zuhause wird über den Selbstmord nicht gesprochen. 1997 treffe ich nach Jahren ohne Kontakt meinen Vater wieder. Er wohnt immer noch in der Wohnung, in die er vor 41 Jahren mit der Frau und dem Kind eingezogen ist. Im Schlafzimmer bedeckt dieselbe blaue Decke die Bethälfte meiner Mutter. Der Vater ist inzwischen 91 Jahre alt. Danach und über die folgenden zweieinhalb Jahre hinweg mache ich mit einer DV-Kamera Aufnahmen. Ich filme obsessiv die Wohnung. Dass man den Räumen nichts ansehen kann, entspricht dem früher Erlebten. Der Schrecken materialisiert sich nicht. Ich beobachte den Vater, folge ihm, sogar auf eine Schiffsreise durch die Karibik. Die Kamera ermöglicht Distanz, aber auch Nähe. Durch die Kamera können mein Vater und ich miteinander sprechen. Ich erinnere mich an kleine Geschichten, die die Mutter und deren Mutter, meine Großmutter, immer wieder erzählt haben. Auch die frühere Nachbarin, eine Tante und der ehemalige Chef der Frau



haben ihre Geschichten. Ebenso der Vater. In den Geschichten verdichtet sich eine Erfahrung, die anders vielleicht nicht geäußert werden kann.“
(Karin Jurschick)

Die Geschichten, die Karin Jurschick erzählt, beginnen im Faschismus. Sie beschreiben das Mitwirken ihres Vaters im nationalistisch angetriebenen Krieg, seine Obsession für die Mechanik, für präzises Funktionieren. Der Film verfolgt, wie die persönliche und gesellschaftliche Erfahrung des Nationalsozialismus in die familiären Zugewinnsgemeinschaften der westdeutschen Nachkriegszeit hineinwirkt und sich in ihren Machtstrukturen, in alltäglicher Ordnung, in der Sachlichkeit der Beziehungen wieder aufspüren lässt. Eine banale Geschichte, eine Fahrradfahrt von Vater, Mutter und Kind, wird zu einer Kernerzählung der Familie: Bei einem Ausflug verkehren sich die Dominanzverhältnisse für einen besonderen Moment, auf den sich daher eine Emotionalität der drei Beteiligten richtet, wie sie in den übrigen Erinnerungen nicht spürbar wird. Sachlichkeit und Distanz setzen sich auch in den formalen Mitteln des Films fort, etwa indem die Filmemacherin von sich selbst in der dritten Person, als „dem Kind“, spricht. Immer wieder jedoch bricht diese Distanz auch, besonders in der Unerbittlichkeit ihrer Fragen an den Vater.

16.00-18.00 Uhr DIE ZEHNTEN

Kompilationsprogramm zu den X. Weltfestspielen der Jugend und Studenten 1973

„Ein strahlend blauer Himmel spannt sich am Nachmittag des 28. Juli 1973 über das ‚Stadion der Weltjugend‘ in Berlin. Nun ist der Augenblick gekommen, den die junge Generation aller fünf Erdteile lange erwartet hat, den sie im antiimperialistischen Kampf mit tausendfältigen Aktionen für den Frieden der Welt, für den Fortschritt der Menschheit, vorbereitet hat.“ (aus: „X. Festival Weltfestspiele der Jugend und Studenten Berlin – Hauptstadt der DDR 1973“, Verlag Zeit im Bild Dresden, 1973)

Mitten im politischen „Tauwetter“ des Kalten Krieges sieht sich die Hauptstadt der DDR mit einer Mischung aus Woodstock, Olympiade und sozialistischer Internationale konfrontiert. Umzüge und Paraden, SED-Prominenz, die in der Menge badet, und sozialistische Superstars wie Angela Davis, Miriam Makeba und Jassir Ararat sind nur die offizielle Seite eines Ereignisses, bei dem sich das „Nebenbei“ nicht verhindern ließ: Begegnungen zwischen Ost und West, Nord und Süd, Herumhängen auf der Wiese, Sex und Rock'n Roll.

Die Atmosphäre der Zehnten wird rekonstruiert anhand filmischer Dokumente. Als Gast ist die Cutterin Ina Alvermann eingeladen, die 1973 einen Film über die „Zehnten“ für das Fernsehen der DDR realisierte, der heute verschollen ist.

„Der Augenzeuge“

Kino-Wochenschauen,
DDR 1973, ca. 12 Min.

Zwei Defa-Wochenschauen dokumentieren den ersten und den letzten Tag der Weltfestspiele. Die großen Feiern und abseits davon, eine alte deutsche Frau, die den Delegierten Rosen schenkt. Vietnamesische Soldatinnen, mit Orden bestückt. Eine Band aus Kongo auf ultrahohen Plateauschulen. Der sparsame Kommentar lässt Platz für atmosphärische Bilder und Originaltöne. „El Pueblo Unido“ weht durch das Stadion der Weltjugend.

„Drüben“

TV-Magazin, BRD 1973, 30 Min.

Das ZDF-Magazin „Drüben“ zeigt sich tolerant und weltoffen, ganz im Sinne der sozialdemokratischen Regierung auf Annäherungskurs. Beobachtet werden vor allem die zahlreichen bundesdeutschen und West-Berliner Delegierten auf den Weltfestspielen, darunter Bundestagsabgeordnete aller gro-



ßen Parteien. „Anti-Imperialismus finde ich gut!“ bekennt der Moderator und setzt hinzu, „wenn es denn für alle gilt“. Man hat fast den Eindruck, als gefiele ihm eine DDR, „kommunistisch inspiriert, aber pluralistischer denn je“, die ihren Delegierten doch immerhin 1000 Mark pro Person für die schicke Kleidung spendiert.

„Alex-Debatten“

TV-Magazin, DDR 1973, 40 Min.

Eine Dokumentation des DDR-Fernsehens mit Schwerpunkt auf den mehr oder weniger zufälligen Diskussionsrunden, die sich während der Zehnten rund um die Uhr auf dem Alexanderplatz abspielten. FDJler und BRD-Hippies, Gewerkschafter aus Ost und West, V-Männer und CDU-Abgeordnete diskutieren eifrig über Arbeitsverhältnisse, Organisation, Frieden und Abrüstung. Der Moderator gibt sich strenger als sein Kollege von „drüben“ und kann es nicht lassen, das Ganze mit hämischen Bemerkungen zu kommentieren. Dabei wirken die diskutierenden DDR-BürgerInnen auch ohne ihn selbstbewusst genug, die glatte Rhetorik eines angereisten JU-Abgeordneten zu knaken oder der West-Jugend das verlegene Geständnis zu entlocken, dass sie ihre Freizeit hauptsächlich mit Fußball und Kartenspielen verbringen.

20.00-22.00 Uhr

„The Truth Lie(s) in Rostock“

Spectacle for Channel Four,
Mark Saunders/Siobhan Cleary
Großbritannien/Deutschland 1993, 78 Min.

„August 1992, Lichtenhagen, Rostock. Die Polizei zieht sich zurück, als Neofaschisten ein vietnamesisches Wohnheim in Brand setzen und viele Zuschauer applaudierend dabeistehen. Der Film interviewt die Beteiligten, diskutiert den Rückzug der Politik gegenüber dem Mob und zeigt Aufnahmen aus dem Inneren des Hauses während der Attacke.“ (Spectacle Productions Ltd.)

Die Videoproduktion entstand als Workshop mit RostockerInnen, die sich im attackierten Wohnheim vormaliger vietnamesischer VertragsarbeiterInnen befanden. Im Unterschied zu den üblichen Berichten, welche aus der Aufsicht auf das brennende Gebäude von der Bahnbrücke aus berichten, distanziert sich das Video nicht. „Die Wahrheit liegt/lügt in Rostock“ betrachtet die „Ereignisse“ vor zehn Jahren nicht als Zufall: Politik und Polizei machten den Weg frei für eine allgemeine Pogromstimmung.

22.00-23.00 Uhr

„Jetzt sind wir ganz allein, mein Bruder – Signale aus der deutschen Prärie“

Merle Kröger, Philip Scheffner und Micz Flor

Eine „ganz andere“ Sichtweise auf den deutschen Western Ost und West. Begleitet von Video- und Audio-Einspielungen entfaltet sich ein fantastischer narrativer Überbau, der einem die Mokassins auszieht.
siehe auch S. 4

ab 23.00 Uhr

Rhythm King And Her Friends: Noisepop-electrronics

DJ Tama Sumo (Tresor/Ostgut)

FLEISCHHAUER

TV COMMUNICATIONS
BROADCAST & COMMUNICATION

Das Kompetenzhaus...

für professionelle Audio- und Videotechnik

Beratung · Planung · Ausführung · Service
Präsentationstechnik · Video-Konferenz · Mietservice
für Messen- und Veranstaltungen Studiotechnik
Ausstattung von Konferenz- u. Schulungsräumen

Niederlassung Halle
06184 Dieskau
Am Krümmeling 1
Tel. (03 45) 5 81 87-0
Fax (03 45) 5 81 87-55

Niederlassung Magdeburg
Wasserkunststr. 100
39124 Magdeburg
Telefon (03 91) 256 47 75
Telefax (03 91) 256 47 66

13.00-15.00 Uhr ZIVILCOURAGE

Welche Positionen nehmen Personen in der gegenwärtigen Gesellschaft ein? Mit welchen Handlungsweisen setzen sie sich persönlich, institutionell, politisch ins Verhältnis zum rassistischen Alltag in Deutschland?

Diesen Fragen folgend spannt das Programm einen weiten Bogen von einem dringlichen Appell gegen das schweigende Einverständnis einer diffusen Öffentlichkeit („18 Minuten Zivilcourage“) über die spröde Befragung, mit der die selbstbewusste Urteilskraft von Entscheidern und deren bürokratischen Instrumenten beim Bundesamt herausgefordert und bloßgestellt werden („Die Entscheider“), das Porträt einer zwischen Vorsicht und Mut schwankenden Frau, die ohne Papiere in Deutschland lebt und um ihre Stimme sowie die Art ihrer Darstellung in einem Fernsehfilm kämpft („Planeta Alemania“) bis hin zur offensiven Kampfansage mit fetten Tracks als Memento („Adriano“).

„18 Minuten Zivilcourage“

Rahim Shirmahd
Deutschland 1991, 18 Min., s/w

Der Film dokumentiert einen Vorfall in einem Supermarkt in Tübingen: Im August 1987 wird der iranische Flüchtling Kiomars Javadi vor den Augen der Herumstehenden von Supermarktangestellten über 18 Minuten zu Tode gewürgt. Über Augenzeugenberichte, Reaktionen der Bevölkerung und die Lebensumstände in Flüchtlingslagern rekonstruiert der Film während 18 Minuten nicht nur den Vorfall selbst, sondern ein gesellschaftliches Klima, das Erich Fried in einem seiner letzten Gedichte für Kiomars beschreibt: „Wenn dieser Tote ein Deutscher gewesen wäre ...“

„Die Entscheider“

Susanne Ofteringer
Deutschland 1992, 20 Min.

Lebensmittelgutscheine, Fingerabdrücke, Wartemarken und die Gespräche mit zwei „Einzelentscheidern beim Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge“, deren Sprachregelungen und die „Selektionsbausteine“ im Computerprogramm der Dienststelle. (Madeleine Bernsdorff)

„Planeta Alemania“

dogfilm & compañer@s
Deutschland 1999, 38 Min.

„Planeta Alemania“ ist der Versuch, ein filmisches Porträt über eine Frau zu machen, die sich vor der Kamera nicht zeigen kann. In Deutschland leben und arbeiten viele Menschen ohne Aufenthaltsgenehmigung?, „ohne Papiere“. Und das bedeutet mehr, als keinen Zugang zu staatsbürgerlichen und sozialen Rechten zu haben. „Es ist, wie ständig auf der Flucht zu sein. Wir leben praktisch wie Verbrecher, ohne ein Verbrechen begangen zu haben.“ In den Medien wird dieses negative Bild verstärkt – aus dem Fernsehen kennen wir Leute wie die Protagonistin als „Illegale“, verpixelt, zu „Schattenmenschen“ degradiert oder mit Balken vor dem Gesicht, als Opfer und Täter gleichermaßen.

In monatelangen Gesprächen haben wir zu viert – Protagonistin, FilmemacherInnen und Übersetzerin – die Dramaturgie für dieses Video entwickelt. Aus der Auseinandersetzung mit verschiedenen Themen wie Gesundheit, Arbeit, der täglichen Diskriminierung entstand eine Konzeption, die zu jedem Thema mit verschiedenen Formen der Darstellung arbeitet.

Fragmentarisch, tableauartig ergibt sich das Bild einer Person, ohne dass sie tatsächlich die Unsichtbarkeit verlässt. Ihre Analysen, ihre Träume, ihre Hoffnungen und ihre Gedanken ermöglichen einen veränderten Blickwinkel auf den „Planeta Alemania“. (dogfilm)

„Adriano (letzte Warnung)“

Brothers Keepers, Dani Levy
Deutschland 2001, 8 Min.

Track u.a. mit DJ Desue, Adé, Samy DeLuxe, D-Flame, Xavier Naidoo, Afrob, Denyo 77, Tyrone Ricketts, Torch, Sekou; Regie Dani Levy.

Gewidmet Alberto Adriano, der im Juni 2000 in Dessau von rechtsradikalen Skinheads getötet wurde.

Das Video zeigt die MusikerInnen auf den Straßen und Dächern rund um die Rathauspassagen am Alexanderplatz in Berlin. Sie schließen sich einander nach und nach an, zur offenen Kampfansage gegen rechte Gewalt. Untermalt wird der Clip von Bildern aus Hoyerswerda, Rostock, Parteitag der CDU und dem schwer verletzten, (noch) lebenden Alberto Adriano sowie dessen Grab.

„ich hörte schon im kindergarten weiße zu mir nigger sagen – die klischees nicht hinterfragen, jetzt brüder niederschlagen – wir fordern mehr als gleiche rechte, wir wollen endlich frieden haben – neue ziele haben und nicht das image von dealern haben – im landtag diskutiert man über einen antrag – und währenddessen plant der nächste nazi seinen anschlag – die schandtat wird bedauert, doch was ich mich dann frag: – warum steht schon wieder ne schwarze familie am grab?“

(Samy Deluxe & D-Flame)

15.00-17.30 Uhr ÜBER DIE GRENZE

Das Programm beginnt mit einer Erzählung über „Gastarbeit“ in Österreich. Die Erlebnisse des Protagonisten – formal als Reise mit dem Ziel, in Wien anzukommen, angelegt – drehen sich tatsächlich eher im Kreis: „Grenze“ wird dabei nicht so sehr territorial, sondern vielmehr als eine Begrenzung der Arbeits- und Lebensmöglichkeiten in der Migration angesprochen.

Dagegen wird parallel dazu das Überqueren einer Staatsgrenze im Hinblick auf die Entwicklung von Industriebetrieben reguliert sowie in der sozialistischen Darstellung der Polen/DDR-Entwicklungszusammenarbeit aufgeladen mit der Hoffnung, nationale und klassenspezifische Grenzen ließen sich durch den Arbeitsrhythmus selbst überwinden.

Auch wenn im Inneren des Schengen-Systems, das im Zentrum des dritten Films steht, Schlagbäume gefallen sind und Arbeitskräfte mittlerweile frei zirkulieren können, so manifestieren sich an seinen äußeren und inneren Rändern neue Grenzen. Es handelt sich um Informationssysteme, mit deren Hilfe sich „Grenzen“ in den erfassten und identifizierten Körpern selbst nachweisen lassen. Diese informationelle Hermetik am eigenen Körper zu übertreten, erfordert ganz neue Strategien. – Aber gibt es angesichts von Stechwehr und Fingerabdruck eine Vorstellung davon, dass sich Grenzen nicht nur verschieben, sondern auch öffnen lassen?

„Gekommen bin ich der Arbeit wegen“

Goran Rebic
Österreich 1987, 23 Min.

„Ratko Rebic fährt die Stationen seiner Arbeitssuche in Österreich ab. Er erzählt von einzelnen Orten, wobei er einige Situationen nachstellt. Er beschreibt das Warten, die Arbeitsbedingungen und Unterkünfte, die Hinauswürfe und Trinkrunden.“ (Madeleine Bernsdorff)

„...dann sag ich's mit den Händen“

Ellis Lander / Axel Kaspar
DDR 1971, 31 Min.

„Chemiefaserwerk Guben – tagtäglich kommen polnische Arbeiterinnen aus polnischen Orten über die Weiße-Brücke nach Guben. Sie fahren zu anderen in ein anderes Land – aber diese anderen sind Gleichgesinnte. Wie sie sich verständigen und verstehen, zeigt die Reportage.“

„Kollegen, Koleschanska – ein Klassenstand. / Sie zwirnen zusammen, der Faden wird zum Band! / Djin dobre, guten Morgen, zehn vor sechs zeigt ihre Uhr. / Djin dobre, guten Morgen, kurze Passkontrolle nur. / Und sie zeigen ihre Pässe, kriegen einen Zollvermerk. / Pass und Grenze sind vonnöten wie das Tor vor ihrem Werk. / Doch die Grenze noch von Auschwitz, Treblinka und Maidanek, / diese Grenze in den Herzen, die geht nicht von selber weg! / Dafür braucht man keine Pässe, weil es nur mit Pass nicht geht, / dafür braucht man schon zwei Hände und 'nen Kopf, der das versteht / Kollegen, Koleschanska – ein Klassenstand. / Sie zwirnen zusammen, der Faden wird zum Band! / Und so strömen sie ins Werk rein mit den andern aus der Stadt, / ihre Röcke sind sehr kurz, viel kürzer als man sie hier hat. / Und ihr Kaffee ist viel



„Die Entscheider“ (4)



„...dann sag ich's mit den Händen“ (2)



stärker, weil er stark auch schöner macht. / Vor dem Sport Zigarette nimmt man besser sich in Acht. / In den großen neuen Hallen, in dem Lärm und Neonlicht / heißt dann jede Spule Seide auch auf polnisch Klassenpflicht. / Dabei sprechen sie mit Händen, über Männer und die Schicht, / eine völlig neue Sprache, ob sie's merken oder nicht. / Kollegen, Koleschanska ...“ (Titel song)

„Juristische Körper“

dogfilm (Jörg Heitmann/Philip Scheffner)
Deutschland 1995, 50 Min.

Der Pass markiert den Schnittpunkt zwischen physischem und juristischem Körper. Als Grenzfläche, auf der sich die Begriffe „Identität“ und „Identifikation“ überschneiden, übernimmt er die Rolle einer sozialen Haut. Der Pass ist Ausdruck einer Definitionsmacht, die darüber entscheidet, wer „deutsch“ und wer „nicht-deutsch“, wer „Europäer“ und wer „Nicht-Europäer“, wer „legal“ und wer „illegal“ ist. Von der Personenbeschreibung über die Fotografie, über die Körpervermessung bis hin zu neuen wissenschaftlichen Methoden wie dem „genetischen Fingerabdruck“ lässt sich eine Strategie ablesen, die darauf abzielt, politisch gesetzte Grenzlinien ins Innere des Körpers zu verlagern und sie so als natürlich erscheinen zu lassen. (dogfilm)



„Gekommen bin ich der Arbeit wegen“



„Planeta Alemania“

20.00-20.30 Uhr

„Sachsen-Anhalt durch die Galaxis“

Theatergruppe Fr.-Schiller-Gymnasium
Calbe & Micz Flor, Deutschland 2002,
ca. 30 Min.

Wegen einer Bruchlandung bleibt eine Gruppe jugendlicher Aliens in Calbe, Sachsen-Anhalt, hängen. Nach den ersten Analysen scheint der Ort bewohnbar, doch eine Exkursion der Aliens in Calbe endet tragisch mit dem Tod zweier Crew-Mitglieder. Panik bricht im Schiff aus und ein Notstart wird vorbereitet. Doch die Chancen auf Erfolg sind gering.

ab 21.00 Uhr

Surplus Lounge

DJ Aguirre & Gericom

play global!

transmediale.03
internationales medienkunstfestival berlin
1.-5. Februar 2003
ein Projekt der Berliner Kulturveranstaltungs-GmbH
in Kooperation mit dem Haus der Kulturen der Welt
transmediale award 2003
Image-Interaction-Software
Deadline für Einreichungen: 8. September 2002
Formular und Infos: www.transmediale.de

AUSSTELLUNGSPARCOURS



1 Konsumgebäude

- Christine Lohr
„The Family“ (2002)
Fotoarbeiten, im Workshop-Raum der Werkleitz Gesellschaft
- Jochen Becker (mit Dierk Schmidt, Martin Kaltwasser)
„Amadeu, letzte Warnung“ (2002)
Skulptur, vor dem Konsumgebäude

2 Kirche

- Els Opsomer
„Kosmopolitessen“ (2002)
Fotoarbeiten, am Stromhäuschen der Kreuzung Lindenstraße
- Fernsehfamilie
„Hit Hot“ (2002)
Sound-Skulptur, in drei Altglascontainern vor der Kirche
- Helen Lee
„Cleaving“ (2002)
Videoinstallation, im Winterraum der Kirche
- Branwen Okpako
„N.N.“ (2002)
Videoinstallation, in der Kirchenhalle
- Manon de Boer
„Matrices for a Multitude of Thoughts on Individual Freedom (work-in-progress)“ (2002)
Installation, auf der Galerie der Kirche

3 Heimatverein

- Kreuzberg Museum Berlin
„Wir waren die ersten“ (2000)
Installation, im Mehrzweckraum
- Nassauische Heimstätte GmbH
„Leben in Deutschland – mein Nachbar ist Deutscher“ (1999)
Videoloop, im Durchgang zwischen Mehrzweckraum und Kammer

- Johanna Kandl
„N.N.“ (2001)
Malereien im Durchgang zwischen Mehrzweckraum und Kammer
- Helmut & Johanna Kandl
„Auf der Insel Bella Lella“ (2002)
Partizipatorische Work Station, in der Kammer
- Philip Horst
„I am in Japan now“ (1999)
Lichtobjekt, in der Catering Lounge

5 Bürgerzentrum

- Ina Rossow/Dokumentationszentrum
Alltagskultur der DDR, Eisenhüttenstadt
„Archiv X. Weltfestspiele“ (1973-2002)
Displays, im Gemeinderaum (EG)
- Herman Asselberghs, Dieter Lesage (mit Ann Cliteur, Johan Grimonprez, Els Opsomer)
„Lost Nation“ (1999-2002)
Installation, im Schulungsraum der Feuerwehr (DG)

6 Dorfstraße 5

- Henrik Olesen
„N.N.“ (2002)
Installation, im Hochparterre der Dorfstr.5

Tornitz, Werkleitz

- Martin Conrath/Marion Kreißler
„Modell Deutschland“ (2002)
Plakatrepros, im gesamten Außenraum der Gemeinde
- „Lunch In The Ashes“
Installation, auf einer Weide zwischen Tornitz und Werkleitz:
Maria Thereza Alves
„Looking“ (2002), Video

7 Sportlerheim

- Jun Yang
„Coming Home – Daily Structures Of Life“ (2000), Videoinstallation, im Aufenthaltsraum des Sportlerheims
- Els Opsomer
„N.N.“ (2002)
Fotoarbeiten, im Aufenthaltsraum des Sportlerheims

8 Maschinen- und Traktorenstützpunkt

- theoretisches fernsehen
„area tv tal“ (2002)
Multimedia-Installation, am Eingang der Werkstattthalle
- Claudia Heynen
„Flüchtlinge wohnen nicht“ (1998-2002)
Installation, an der Seitenwand der Werkstattthalle

9 Jugendclub

- Hans-Peter Scharlach,
„This Land“ (1996/97)
Videoinstallation, im Krafraum des Jugendclubs
- Wieden + Kennedy
„Leben Sie! – Wir kümmern uns um die Details“ (2001-2002)
Plakatcollage, im Flur des Jugendclubs

- Madhusree Dutta
„Seven Islands and the Metro“ (2002), Video
- Jayce Salloum,
„(as if) beauty never ends“ (2002), Video
- Shelly Silver,
„Evening“ (2002), Video

- Theatergruppe d. Friedrich-Schiller-Gymnasiums Calbe & Mic Flor
„Sachsen-Anhalt durch die Galaxis“ (2002)
Videoinstallation, im Partyraum des Jugendclubs

- Janko Vook
„Whity Ego-Shooter“ (2002)
Computerinstallation, im Partyraum des Jugendclubs

- Ashkan Mohammadi
„N.N.“ (1998-2002)
Comics und Zeichnungen, im Partyraum des Jugendclubs

- Dierk Schmidt
„N.N.“ (2002)
Zeichnungen, im Partyraum des Jugendclubs

10 Sporthalle

- Johanna Kandl
„O.T.“ (2002)
Malereien, in der Sporthalle
- Hans-Joachim Werner
„Die X. Weltfestspiele in Berlin“ (1973)
Videoloop, in der Sporthalle
- Wiebke Grösch/Frank Metzger
„Nach Olympia“ (2000-2002)
Installation, in der Sporthalle
- Mabouna II Moise Merlin,
„Rien ne vaut que la vie, mais la vie même ne vaut rien“ – bricoler la vie au quotidien („Nichts ist wie das Leben, aber das Leben selbst ist nichts“ – einen Lebensalltag basteln) (2002)
Videoloop / Wandzeichnung, im Nebenraum der Sporthalle



Kosmopolit (griech.) Bezeichnung für jemanden, der nicht von national-staatl. Denken bestimmt wird.

Politesse (frz.) Höflichkeit, Artigkeit.
Delikatesse (lat.-frz.) Leckerbissen, Feinkost; Zartgefühl.

Laut Wörterbuch ist „Kosmopolit“ maskulin. Bis heute wird die aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert stammende Bedeutung mit diesem Begriff assoziiert. Baudelaire und Benjamin waren nicht nur Flaneure, wahre Gentleman, die sich in der Stadt zuhause fühlten, sie waren auch frühe Kosmopoliten, lange bevor das Wort seine jetzige Bedeutung erhielt. Sie waren Männer, die – allerdings ungerne – von Stadt zu Stadt reisten und zu einer Zeit lebten, die ihnen, dank der aus dem Ende des 19. Jahrhunderts stammenden Phänomene wie Weltausstellungen, Panoramen und überdachten Einkaufspassagen, die Welt hübsch verpackt buchstäblich vor die Türschwelle legte.

Die Kosmopolitesse ist hingegen feminin. Sie ist eine entfernte Verwandte der Suffragette, der Mutter der Frauenbewegung, die zu Benjamins Zeit ihren Anfang nahm. Es war eine Zeit sich ändernder Moralvorstellungen, die revolutionäre Denker immer aus der Stadt trieb. Frau wird nicht als Kosmopolitesse geboren, sie wird eine aufgrund ihrer Überzeugungen. Die Kosmopolitesse wächst in einer globalen Umgebung heran und besitzt starke interaktive Fähigkeiten. Sie hat die besondere Gabe, sich ihrer Umwelt anzupassen. Sie fühlt sich eher am Rand als im Zentrum wohl. Nicht im Mittelpunkt, wie der romantische Flaneur, son-

dern außerhalb, auf den Kulissen. Als Zuschauerin befindet sie sich mitten unter den Leuten und ist nicht von ihnen getrennt, wie es der distanzierte Gentleman vor hundert Jahren war.

„Methode dieser Arbeit: literarische Montage. Ich habe nichts zu sagen. Nur zu zeigen.“ Ein Zitat aus Walter Benjamins „Passagen-Werk“. Benjamins Technik ist die der visuellen Historiografie. Er montiert kollektive Visionen aus Träumen, aus Bildern, die den „Traumschlaf“ des Kapitalismus perpetuieren. Es geht ihm aber um das Erwachen. Er stellt Verknüpfungen her, so wie die Pariser Einkaufspassagen, nach denen er sein Werk benannte, Straßen miteinander verbinden. Er macht das Abschweifen des Flaneurs zur Methode, die unsystematische Struktur des Labyrinths zum einzig richtigen Weg.

Els Opsomer ist eine Kosmopolitesse und keine „Flaneuse“, denn dieses Wort gibt es nicht. Auch ist für sie die Bezeichnung Kosmopolit unzutreffend, denn dafür hat sie das falsche Geschlecht und ist zu spät geboren. Sie teilt viele Gemeinsamkeiten mit ihren umherschweifenden Vorgängern, geht aber gleichzeitig über diese hinaus. So wie Benjamin endlos Notizen für sein „Passagen-Werk“ zusammentrug, entwickelt Els Opsomer ihr eigenes urbanes Archiv. Die Stadt dient ihr als fruchtbare Quelle, egal welche Stadt. Die Atmosphäre ist immer die gleiche, doch die Details ändern sich.

Die Kosmopolitesse richtet ihr Augenmerk auf das, was wir banal nennen würden. Sie interessieren weniger die großen Städte des Westens, die ange-

lich den Mittelpunkt der Welt bilden, als die peripheren Metropolen, die am Rande kreisen. Es geht ihr nicht um die großen Theorien, sondern um kleine Hypothesen, nicht um das, was neu und hip ist, sondern lebendig und gebraucht. Der Kosmopolitesse geht es um permanente Versuche, sie entdeckt ihre Kunst immer wieder neu.

Els Opsomers Bilder sind visuelle Essays, in denen sie, wie in einem traditionellen Essay, das Persönliche mit dem Allgemeinen verbindet. Die Skizze entsteht eher zufällig, doch entgeht ihr kein Detail, nichts wird ignoriert. Was nicht in der Lage ist, sie innerlich zu bewegen, gehört nicht zu ihrer Welt. Diejenigen, die nicht von ihr bewegt werden, sind unmenschlich. Ob mittels Fotografie oder Video, analog oder digital, mit Worten oder Konzepten, diese Kosmopolitesse befindet sich immer ganz nahe an den Dingen – auch wenn sie sie aus der Distanz betrachtet.

Als Fähigkeit gehört Kosmopolitesse in den urbanen Kontext, doch sobald sie beherrscht wird, kann sie überall angewendet werden. Auch in Werkleitz, dem kleinen Dorf an der Saale, das eines Tages, mitgerissen von den Ereignissen in der Stadt weiter flussaufwärts, aus dem Nichts auftauchte und plötzlich zum Osten gehörte. Dreißig Jahre später kehrte dieser Ort aus dem Osten in den Westen zurück. Er ist ein „Dazwischenort“, nirgends und doch überall. Peripher wider Willen. Synthetische Offensichtlichkeit.

Seit dem Fall der Berliner Mauer hat Els Opsomer viel Zeit in den ehemaligen sozialistischen Republiken verbracht. Sie entdeckte dort sozialistische

Strukturen, wie z.B. Genossenschaftswohnungen, und für Ostblockverhältnisse sehr kapitalistische Tendenzen: Autos, Satellitenschüssel und die Werbesprüche multinationaler Konzerne. 1998 hat sie erstmals Bosnien-Herzegowina für das Projekt „Escape Velocity“ besucht, eine Zusammenarbeit mit der Choreographin Christine De Smedt, dem Musiker Vincent Malstaf und der Künstlerin Germaine Kruij. Während ich dies schreibe, wiederholt sie gerade diese Reise. Sie kehrt für das Werkleitz-Projekt nach Bosansko-Grahovo zurück, zu einem anderen Dorf in einem anderen Land des ehemaligen Ostblocks, das einen ganz anderen Übergang erlebt hat.

Els Opsomer versucht die Orte, die sie aufsucht, mit Hilfe von Manipulationen zu verstehen. Gefundenes Fressen – die Isolation, das Artifizielle, der willkürliche Übergang, die ewige Zeitlosigkeit, die Anderen unter Gleichen, die Grenzen und die Gemeinschaft werden zu individuellen Delikatessen in ihren Händen. Kosmopolitesse wird dann zu einer Eigenschaft, über die es sich nachzudenken lohnt und die fähig ist, neue Überlebensstrategien aufzuzeigen. Dieses Mal aber hoffentlich mit einem offenen Ende, mit Illusionen, die sich fortentwickeln können, ohne Abschluss, für die Ewigkeit.

Zur Biennale erscheint eine erweiterte Fassung dieses Textes.

I AM IN JAPAN NOW!

Philip Horst

Der Mythos vom Anderssein der JapanerInnen wird in Japan und im Ausland stetig kultiviert. In Japan werden alle NichtjapanerInnen GAJJIN (engl.: alien) genannt. Ich bedruckte mir ein T-Shirt mit der Aufschrift „gaijin desu ne“. Das kann als Frage oder Aussage gelesen werden: „Bin ich ein Alien?“ oder „Ich bin ein Alien!“

Mit diesem T-Shirt bekleidet ließ mich mit Passanten an verschiedenen Orten in Japan fotografieren und versuchte, mich dabei formal in die Gruppe zu integrieren.

tourist research 1998
http://www.tourist-research.de/gaijin_desu_ne
tourist@tourist-research.de



Herman Asselberghs, Dieter Lesage (mit Ann Cliteur, Johan Grimonprez und Els Opsomer)

Artikel 1

Ein Platz/eine Bibliothek/eine Installation über verschwundene Nationen: Jugoslawien, Tschechoslowakei, Ost- und Westdeutschland, Sowjetunion, Zaire, und so weiter. BesucherInnen erhalten einen weltweiten Mitgliedsausweis und können dort, in einer entsprechend gestalteten Umgebung, in Büchern blättern und lesen. Sie suchen vergeblich nach theoretischen Informationen oder Analysen von Ländern aus vergangenen Zeiten. Aber sie finden eine ausgezeichnete Sammlung von originalen Publikationen. Authentische Reiseführer aus der Vergangenheit, farbenprächtige Fotobände, die in den jeweiligen oder anderen Ländern herausgegeben wurden, beschreiben in fremder oder vertrauter Sprache Wege in und durch Länder, die es nicht mehr gibt, rühmen die Pracht von Denkmälern, die inzwischen gesprengt worden sind, und loben das friedliche Zusammenleben von Völkern, die sich nunmehr in ihren eigenen jungen Nationen verbarrikadiert haben. Lost Nation bedeutet: Pack deine Koffer und zieh los.

Artikel 2

Die Welt. Im Zeitalter von CNN, www und MacDonald's, in unserem „glocal village“ („global“ und „local“, da ja sogar die Weltbürger ihre Wurzeln an einem Ort haben), wissen die Menschen nicht mehr so genau, was „die Nation“ eigentlich ist. Als kürzlich regionale Niederlassungen internationaler Konzerne geschlossen wurden (so wie Renault und Levi's in Belgien), führten uns die damit verbundenen Schwierigkeiten zur Vermutung, dass die Nationen immer mehr zur Seite gedrängt, wenn nicht sogar überhaupt verschwinden werden. Die Haupteigenschaft eines Nationalstaates, seine Souveränität, scheint eine bloße zeitlich begrenzte Einbildung gewesen zu sein. Es zeigt sich immer mehr, daß die Wirtschaft an der Macht ist, nicht die Politik. Es scheint, als werden die wichtigsten Entscheidungen in den Vorstandssitzungen der multinationalen Konzerne getroffen, und nicht von Regierungsmitgliedern. Der Unterschied zwischen beiden ist vielleicht nicht so groß, wie es auf den ersten Blick aussieht. Eine Regierung ist den Gesetzen der kapitalistischen Marktwirtschaft genau so unterworfen wie eine Vorstandsversammlung. Dazu scheint es keine Alternative zu geben. Inzwischen gibt es auch ernsthafte Zweifel an der manchmal geäußerten Meinung, dass nämlich die Nationen größer werden müssen. Glaubt wirklich jemand, dass sich das zukünftige politische Europa jemals gegen die internationale freie Marktwirtschaft behaupten wird?



Artikel 3

Die Nation. Lost Nation steht für eine der sichtbaren Folgen der Globalisierung. Die Nationalstaaten scheinen die kapitalistische Weltwirtschaft, von der sie so gründlich durchdrungen sind, nicht mehr im Griff zu haben. Es ist kein Zufall, dass die meisten Opfer des letzten Jahrzehnts kommunistische Staaten waren. Dies lässt uns vermuten, dass das Verschwinden bestimmter Staaten nur ein Nebeneffekt des Zusammenbruchs eines bestimmten Staatssystems ist. Lost Nation könnte die Bezeichnung für eine Stimmung sein, von der die nüchterne Analyse der Fakten verdrängt wird. Schließlich spielen Nationalstaaten heute immer noch eine wichtige Rolle, auch wenn manchmal anderes behauptet wird. Lost Nation bietet einen Rückblick auf nicht mehr

existierende Staaten, obwohl an deren Stelle neue Staaten entstanden sind. Lost Nation als „trompe l'oeil“: In den letzten zehn Jahren sind tatsächlich mehr neue Staaten entstanden als verschwunden (man zähle nur die Bruchstücke der zerfallenen Sowjetunion). Die Nationalstaaten sind in Wirklichkeit nicht mehr die einzigen politischen Spieler im weltweiten Wirtschaftssystem. Die Städte und die städtischen Regionen spielen eine immer wichtigere Rolle.

Artikel 4

Die Stadt. Die amerikanische Politökonomin Saskia Sassen zeigt überzeugend auf, wie eine begrenzte Anzahl von Städten (New York, London, Tokio) die für die Globalisierung notwendigen Bedingungen erfüllen. Internationale Banken und große Konzerne richten ihre Hauptquartiere mit Vorliebe in den gut vernetzten Zentren der Weltstädte ein. Sogar für Brüssel (der Ausgangspunkt von Lost Nation) fällt dann und wann etwas ab. Dazu trägt der Status als „Europahauptstadt“ bei, auch wenn er zugegebenermaßen noch nicht gefestigt ist. Die Manager der Banken und Unternehmen arbeiten hart, werden gut bezahlt und fühlen sich vom Lebensstil in den Städten angezogen. Sie wohnen lieber im Zentrum als in einem flämischen oder wallonischen Vorstadtbezirk. Immobilienmakler erkennen den Trend am Markt und kaufen heruntergekommene Liegenschaften auf, um sie entsprechend dem Geschmack dieser städtischen Elite zu renovieren. Andere wiederum eröffnen alle zwei Monate ein neues Restaurant im Zentrum, wo die Inneneinrichtung die gleiche Bedeutung hat wie die Speisen auf dem Teller. Diese zweiseitige Dynamik in der Brüsseler Innenstadt (durch Gentrification und Segregation) kann als lokaler Effekt der Globalisierung gesehen werden. Folgerichtig begann Lost Nation im März 99 in einem Gebäude in dieser Gegend seine zweideutige Metamorphose. Einen Monat vor der offiziellen Eröffnung gaben die Tätigkeiten im Erdgeschoß Anlass für allerlei Vermutungen. Wird das ein weiteres teures Restaurant, oder eine gestylte Bar? Jetzt, ein Jahr später, hier in Österreich in seiner Grazer Version, ist Lost Nation zum echten Belgischen Exportartikel geworden. Lost Nation als Symptom der Globalisierung.

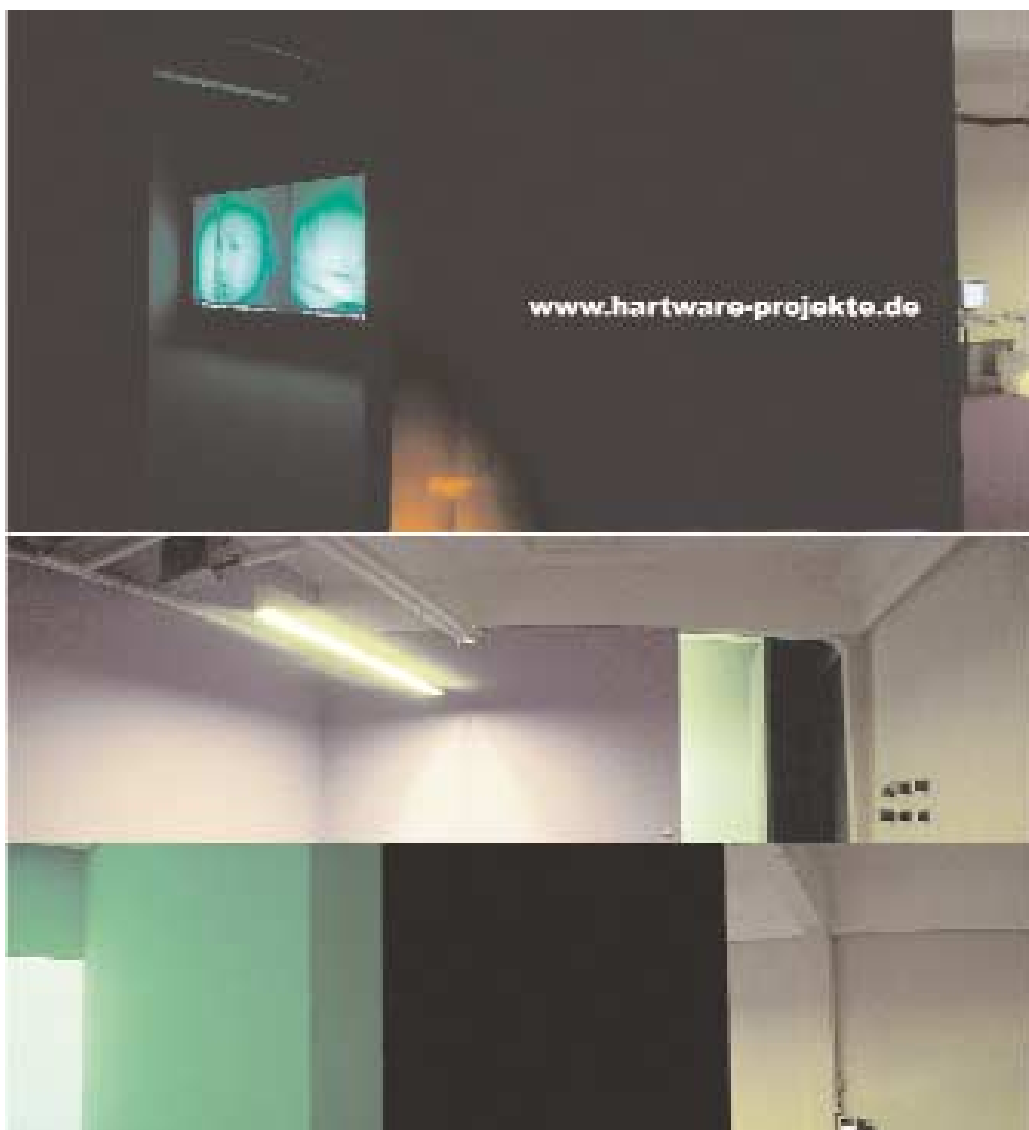
Zukunft gehört den Städten. Nicht den Regionen, oder sollte man sagen: den städtischen Regionen? So gesehen schaut es nicht gut aus für die Dörfer. Die Globalisierung steigert die Bedeutung der grossen Weltstädte immer mehr. In diesem Prozess entsteht eine Peripherie, die Gefahr läuft, vom Weltgeschehen abgekoppelt zu werden. Lost Nation wird so nicht nur zu einer möglichen Metapher für die Globalisierung, sondern auch zum Namen eines perfekten Beispiels für dörfliches Geschehen: ein kleiner unansehnlicher Ort, wörtlich in der Mitte von Nirgendwo – LOST NATION, Iowa. Wir waren dort zu Besuch, mit einer Videokamera bewaffnet, und wurden vom Bürgermeister der 467-EinwohnerInnen-Gemeinde empfangen. AusstellungsbesucherInnen können eine Filmreportage über LOST NATION, Iowa in Lost Nation sehen; es ist wohl kein Platz/keine Bibliothek/keine Installation heutzutage ohne Fernsehen ganz vollständig.

Artikel 6

Das Universum. Das Reisen im Weltraum ist die beste Metapher für das kollektive Streben danach, dem Platz des Menschen in der Hochtechnologie-Gesellschaft eine Bedeutung zu geben. In anderen Worten: Weltraumfahrten beflügeln die Fantasie. Es gibt wohl kaum jemanden, der nicht davon träumt, die Gesetze der Schwerkraft ignorieren zu können, um die Unendlichkeit des Universums zu sehen; vor allem aber, um auf unser irdisches Dasein aus einer Position herabzublicken, die bis vor kurzem ausschließlich einem oder mehreren Göttern vorbehalten war. Dieses gemeinsame kulturelle Ziel hat mehrere Namen: NASA, Mir, Ariane ... Sie alle sind Ikonen, die der Realität und Fantasie gleichermaßen Gestalt geben, Wissenschaft mit Science Fiction verbinden und für die Weltraumforschung im institutionellen und im volkstümlichen Sinn stehen. Weltraumfahrten sind sprachlicher Ausdruck für die Sehnsucht nach einer anderen, besseren Welt. Der Weltraum ist die letzte, die endgültige Grenze, der Ort, von dem Sterbliche nur träumen können. Es ist die Geschichte von Utopia im Maßstab des planetarischen Kapitalismus. Die Ufologie geht noch einen Schritt weiter, indem sie ein Volk und eine Nation konstruiert, die mit uns nichts gemein haben: die Alien-Nation. Es kann kein Zufall sein, dass seit dem Ende des Kalten Krieges und dem Verlassen des Kommunismus das Phantom des „Roten Teufels“ durch die Invasion aus dem Weltraum ersetzt wurde. Wir hören nur von Ufos und Außerirdischen, aber diesmal kommen sie von weiter her als vom roten Planeten Mars.

Artikel 5

Ein Dorf. Nehmen wir einmal an, wir stellen für eine Minute das Denken ein. Keine Analysen mehr, geben wir uns unserem Gefühl hin. Dann erkennen wir: Die Staaten haben den Kampf verloren, die



Aguirre & Gericom (DE)
Ina Alvermann (DE)
Maria Theresa Alves (BR)
Herman Asselberghs (BE)
Kutlug Ataman (TR)
Ayassi (DE)
Hatice Ayten (DE)
Marion Baruch (IT)
Jochen Becker (DE)
Gülseli Baur (DE)
Vladimir Blazevski (HR)
Manon de Boer (BE)
Elfe Brandenburger (DE)
Brothers Keepers (DE)
Esther Buss (DE)
Lester Cano Alvarez (CU)

Siobhan Cleary (GB)
Ann Clicheur (BE)
Martin Conrath (DE)
Ximena Cuevas (MX)
Robin Curtis (CA)
Stephan Dilleuth (DE)
Dana Diminescu (RO)
dogfilm (DE)
Alex Dolby (DE)
Regina Dold (DE)
Madhusree Dutta (IN)
Yifat Elkayam (IL)
Micz Flor (DE)
Stephan Gene (DE)
Johan Grimontprez (BE)
Wiebke Grösch (DE)

Jörg Heitmann (DE)
Claudia Heynen (DE)
Philip Horst (DE)
Francis Hunger (DE)
Max Jaap (DE)
Isaac Julien (GB)
Karin Jurschick (DE)
Kanak TV (DE)
Helmut Kandl (AT)
Johanna Kandl (AT)
Martin Kaltwasser (DE)
Amar Kanwar (IN)
Liat Kaplan (IL)
Axel Kaspar (DE)
Heike Kleffner (DE)
Susan Korda (US)

Marion Kreißler (DE)
Merle Kröger (DE)
Ellis Lander (DE)
Helen Lee (CA)
Lehmann (DE)
Dani Levy (DE)
Dieter Lesage (BE)
Christine Lohr (DE)
Mabouna II Moise Merlin (DE)
Frederic Mercier (BE)
Frank Metzger (DE)
Ashkan Mohammadi (IR)
Rocky Mueller (DE)
Tobias Nagl (DE)
Susanne Oftringer (DE)
Branwen Okpako (NG)

Henrik Olesen (DK)
Els Opsomer (BE)
Adrian Paci (IT)
Goran Rebic (YU)
Rhythm King and Her Friends (DE/CH)
Tyron Ricketts (AT)
Ina Rossow (DE)
Jayce Salloum (CA)
Marc Saunders (GB)
Sebastian Schädler (DE)
Hans-Peter Scharlach (DE)
Philip Scheffner (DE)
Rahim Shirmahd (IR)
Dierk Schmidt (DE)
Shelly Silver (US)

Zoran Solomun (HR)
Hito Steyerl (AT)
Tama Sumo (DE)
Tanzgrippe Tokken (DE)
Theoretisches Fernsehen (DE)
Janko Vook (NL)
Dorothee Wenner (DE)
Hans-Joachim Werner (DE)
Charles Wilp (DE)
Cornelia Wittmann (DE)
wr (AT)
Jun Yang (AT)
u.a.



Ashkan Mohammadi

DANK AN:

Agrar GmbH Elbe-Saale (Barby), Matthias Antlfinger (Halle), ARTist! e.V. (Magdeburg), Dietmar Beutler (Tornitz), Andreas Broeckmann (Berlin), Sabeth Buchmann (Berlin), Beate Cebulla (Tornitz), Sun Ju Choi (Kanak TV), Warren Crichlow, Hans D. Christ (Dortmund), Rika Colpaert (Brüssel), Alexander Decker (Werkleitz), Deutsches Rotes Kreuz (Schönebeck), Dokumentationszentrum für Alltagskultur der DDR e.V. (Eisenhüttenstadt), Iris Dressler (Dortmund), Karin Ehrle (Berlin), Filmladen Kassel e.V., Richard Fung, Heidi Gerber (Calbe), Regina Grube (Tornitz), Familie Henschel (Tornitz), Hochschule Anhalt (Dessau), Wieland Höhne (Kassel), Kasseler Dokumentarfilm- und Videofest, Kloster Unser Lieben Frauen (Magdeburg), Körper Ausbau (Werkleitz), Marlies Krausholz (Calbe), Sally Lee, Familie Lubig (Tornitz), Andreas Ludwig (Eisenhüttenstadt), Tim McCaskell, Laura Michalchshyn, Kenneth Montague, Martin Müller (Barby), Stiftung Bauhaus Dessau, Verwaltungsgemeinschaft Elbe-Saale-Winkel, Rainer Schließmann (Berlin), Marcel Schwierin (Berlin), Brigitte Werneburg (Berlin), Zentrum für Berlin Studien (Berlin), Peter Zorn (Werkleitz) ... und an alle BewohnerInnen der Gemeinde Tornitz/Werkleitz.